



Patricia
Highsmith
*Ripley
Under
Ground*

Roman · Diogenes

Patricia Highsmith

Ripley Under Ground

*Roman
Aus dem Amerikanischen
von Anne Uhde*

Diogenes

»Die Perspektive ist vertauscht: Der Leser wird nicht zur Teilnahme an Ermittlungen aufgefordert, er wird nicht zum Indiziensammeln mitgenommen und nicht zu zahllosen Verdächtigungen ermuntert, bis sich aus dem Kreis der Verdächtigen der Schuldige herausschält, sondern er erlebt, als einziger mit dem Mörder eingeweiht und alle dessen Regungen, Gedanken, Winkelzüge und Reaktionen erfahrend, wie der ›Arm der Gerechtigkeit‹ mit der Stange im Nebel hilflos herumfuchelt.«

Hellmuth Karasek / Die Zeit

»Ich bleibe dabei, es ist der faszinierendste Krimi, den ich seit Jahren gelesen habe. Hier gelingt es der Autorin unter fast arroganter Vermeidung all dessen, was, zumindest in unserem Lande, als unabdingbare Zutat für einen guten Krimi gilt, Spannung – richtiger: Thrill – zu erzeugen, die nicht einmal auf der letzten Seite aufhört, nein, das Ende ist gar kein Ende . . . Patricias Spannungsbogen, er höret nimmer auf.«

Jürgen Roland / Welt am Sonntag

Vorlage für dieses eBook:

Die Originalausgabe erschien 1970
unter dem gleichen Titel
Copyright © 1970 by Patricia Highsmith
Die deutsche Erstausgabe erschien 1972
im Diogenes Verlag
Umschlagzeichnung von Tomi Ungerer

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1979

ISBN 3 257 20482 5

Dieses eBook ist NICHT FÜR DEN VERKAUF bestimmt!

*Für meine polnischen Nachbarn, Agnès und Georges
Barylski, meine Freunde in Frankreich*

Ich glaube, ich wäre eher bereit, für das zu sterben, woran ich nicht glaube, als für das, was ich für wahr halte . . .

Manchmal denke ich, das Leben des Künstlers sei ein langer und süßer Freitod; und ich bedaure es nicht.

Oscar Wilde in seinen Briefen

Tom war im Garten, als das Telefon klingelte. Er ließ die Haushälterin, Mme. Annette, hingehen und kratzte weiter an dem feuchtschwammigen Moos, das sich an den Seiten der steinernen Treppenstufen festgesetzt hatte. Der Oktober war naß in diesem Jahr.

»M. *Tome!*« rief Mme. Annettes helle Sopranstimme.
»Hier ist London!«

»Ich komme schon!« rief Tom zurück. Er warf den Spachtel hin und lief die Treppe hinauf. Das Telefon im Erdgeschoß stand im Wohnzimmer, neben dem gelben Satinsofa. Tom setzte sich nicht hin; er hatte Arbeitshosen an.

»Hallo, Tom. Hier Jeff Constant. Hast du . . .« Bllrr . . .

»Kannst du etwas lauter sprechen? Ich hör dich schlecht.«

»Jetzt besser? Ich kann dich sehr gut hören.«

So war es immer, wenn er mit London sprach. »Ja, etwas.«

»Hast du meinen Brief bekommen?«

»Nein«, sagte Tom.

»Ach. Hör zu, Tom, hier ist was . . . ich wollte dich warnen. Bei uns hat . . .« Es knackte, summte, dann kam ein dumpfes Klicken, und die Verbindung brach ab.

»Verdammt«, sagte Tom gelassen. Ihn warnen – wieso? War in der Galerie etwas passiert? Bei Derwatt Ltd.? Wieso sollte er gewarnt werden? Er hatte ja kaum etwas damit zu tun. Er hatte zwar die Sache mit Derwatt Ltd. erfunden und bezog auch ein kleines Einkommen daraus, aber – ach was. Er betrachtete das Telefon und wartete, daß es noch einmal klingelte. Oder ob er lieber Jeff anrief? Nein. Er wußte gar nicht, ob Jeff in seiner Werk-

statt oder in der Galerie war. Jeff Constant war Fotograf.

Tom ging zu der großen Glastür hinüber, die in den Hintergarten führte. Er wollte mit dem Moosabkratzen noch etwas weitermachen. Tom arbeitete gern manchmal im Garten, jeden Tag etwa eine Stunde; es machte ihm Spaß, mit dem Motormäher über den Rasen zu fahren, trockene Zweige zusammenzurechen und zu verbrennen, Unkraut zu jäten. Die Arbeit tat ihm gut, und er konnte dabei träumen. Gerade hatte er den Spachtel wieder aufgenommen, als das Telefon klingelte.

Mme. Annette kam mit dem Staubtuch ins Wohnzimmer. Sie war etwa sechzig, klein und untersetzt, verstand kein Wort Englisch und schien unfähig, auch nur ›Guten Morgen‹ zu lernen. Tom war das sehr recht so.

»Ich geh schon hin, Madame«, sagte Tom und nahm den Hörer auf. Es war Jeff. Er sagte:

»Tom, hallo – hör bitte mal zu: kannst du rüberkommen? Hierher, nach London? Ich . . .«

»Was ist denn los?« Die Verbindung war immer noch schlecht, wenn auch ein wenig besser als vorher.

»Ja, ich – in meinem Brief habe ich alles erklärt. Hier am Telefon kann ich es nicht sagen. Aber es ist wirklich wichtig, Tom.«

»Hat einer was falsch gemacht? – Bernard?«

»So ungefähr, ja. Ein Mann aus New York ist unterwegs hierher. Kommt wahrscheinlich morgen.«

»Wer?«

»Hab ich alles in meinem Brief gesagt. Du weißt doch, die Derwatt-Ausstellung wird Dienstag eröffnet. Bis dahin kann ich ihn hinhalten. Aber Ed und ich – wir bringen das einfach nicht fertig.« Jeffs Stimme klang sehr besorgt.
»Hast du Zeit, Tom? Kannst du kommen?«

»Na ja.« Tom hatte keine Lust, nach London zu fahren.

»Sag Heloise nichts davon, wenn es geht. Daß du nach London kommst, meine ich.«

»Heloise ist in Griechenland.«

»Prima.« Zum erstenmal klang Erleichterung in Jeffs Stimme.

Der Brief – per Eilpost und eingeschrieben – kam um fünf Uhr nachmittags.

104 Charles Place
London N.W. 8

Lieber Tom,

die neue Derwatt-Ausstellung – die erste seit zwei Jahren – wird Dienstag, den 15., eröffnet. Bernard hat neunzehn neue Gemälde, dazu kommen noch ein paar Leihgaben.

Jetzt kommt eine schlechte Nachricht. Ein Amerikaner namens Thomas Murchison hat an die Galerie Buckmaster (an mich) geschrieben. Er ist kein Händler, nur Sammler und Liebhaber, pensionierter Mann mit allershand Geld. Er hat vor drei Jahren einen Derwatt von uns gekauft und hat ihn mit einem früheren Derwatt, den er jetzt in Amerika gesehen hat, verglichen, und nun sagt er, seiner sei eine Fälschung. Was natürlich stimmt, weil er ja von Bernard stammt. Er hält sein Bild nicht für echt, weil die Farben und die Technik zu einer Werkperiode von Derwatt gehören, die fünf oder sechs Jahre alt ist. Ich habe das deutliche Gefühl, er wird hier Krach schlagen. Was sollen wir tun? Du hast immer so gute Ideen, Tom. Kannst Du nicht herkommen und die Sache mit uns besprechen? Alle Reisekosten zu Lasten der Galerie. Wir brauchen ganz dringend einen Schuß Zuversicht.

Ich glaube nicht, daß Bernard mit den neuen Bildern irgendwas falsch gemacht hat. Er ist nur gerade mitten in

einem Depressions-Tief, und wir wollen ihn auch bei der Eröffnung nicht dabeihaben – gerade dann nicht. Bitte komm doch sofort, wenn Du irgend kannst!

Herzlichst
Jeff

PS: Murchisons Brief klang ganz höflich, aber wenn er nun so ein Typ ist, der darauf besteht, Derwatt in Mexiko aufzusuchen, um sich die Sache bestätigen zu lassen?

Diese Sorge war nicht unbegründet, dachte Tom, denn Derwatt existierte gar nicht. Nach der (von Tom erfundenen) Geschichte, die von der Galerie Buckmaster und von Derwatts treuer kleiner Freundesschar weiterverbreitet worden war, hatte sich Derwatt in einem winzigen mexikanischen Dorf niedergelassen, wo er keine Besucher empfing, kein Telefon hatte und niemandem seine Adresse gab. Auch der Galerie hatte er das untersagt. Wenn Murchison tatsächlich nach Mexiko fuhr, hatte er eine lange Suche vor sich; damit konnte ein Mann sein Leben zubringen.

Tom sah es kommen, daß Murchison – der sicher sein Derwatt-Gemälde mitbrachte – sich zunächst an andere Kunsthändler wenden würde und dann an die Presse. Das konnte Verdacht erregen und die ganze Derwatt-Sache zum Platzen bringen. Ob die Bande ihn da mit hineinziehen würde? (Die Galerie-Leute, Derwatts alte Freunde, waren für Tom in Gedanken immer ›die Bande‹, obgleich er den Ausdruck jedesmal wieder scheußlich fand, wenn er ihm in den Kopf kam.) Und Bernard würde dann vielleicht mal den Namen Tom Ripley fallen lassen: nicht aus Bösartigkeit, sondern aus seiner unseligen, fast christusartigen Ehrlichkeit.

Tom hatte seinen Namen und seinen Ruf sauber-

gehalten – erstaunlich sauber, wenn man bedachte, wie sein Leben eingerichtet war. Es wäre außerordentlich peinlich, wenn man in französischen Zeitungen läse, daß Thomas Ripley aus Villeperce-sur-Seine, Ehemann von Heloise Plisson, der Tochter von Jacques Plisson, millio-nenschwerem Inhaber der Pharmazeutischen Werke Plisson, sich den recht lukrativen Schwindel mit Derwatt Ltd. ausgedacht und jahrelang einen Prozentsatz der Einkünfte daraus bezogen hatte, auch wenn es nur zehn Prozent waren. Das wäre eine ziemlich üble Enthüllung. Wahrscheinlich würde auch Heloise darauf reagieren, obgleich bei ihr von Moral und Ethik nicht viel die Rede sein konnte, dachte Tom. Und ganz sicher würde ihr Vater dann Druck auf sie ausüben (indem er ihr den Zugschuß strich), damit sie die Scheidung einreichte.

Die Firma Derwatt Ltd. war jetzt ein ansehnliches Unternehmen; brach sie zusammen, so würde das weite Kreise ziehen. Auch das gutflorierende Nebengeschäft mit den Malutensilien – alle unter der Marke Derwatt vertrieben – war dann zu Ende, aus dem der Freundeskreis und auch Tom regelmäßige Einkünfte bezogen. Dann gab es noch die Kunstschule Derwatt in Perugia, hauptsächlich besucht von reizenden älteren Damen und Amerikanerinnen auf Europa-Urlaub; auch aus ihr flossen Gelder in Toms und der Freunde Taschen. Der Hauptzweck der Schule war weniger der Kunstunterricht und der Verkauf von Derwatt-Malerbedarf, als vielmehr die Vermittlung von Häusern und möblierten Wohnungen der höchsten Preisklasse an wohlhabende Touristen und Studierende gegen beträchtliche Provision. Die Schule wurde von zwei englischen Damen erster Kreise geleitet, die vom Derwatt-Schwindel keine Ahnung hatten.

Tom überlegte immer noch, ob er nach London fahren sollte oder nicht. Was konnte er ihnen schon sagen? Und

er verstand auch das Problem gar nicht. War es denn nicht denkbar, daß ein Maler bei einem bestimmten Bild zu seiner früheren Technik zurückkehrte?

Mme. Annette kam herein und fragte: »M'sieur, hätten Sie lieber Lammkotelett oder Schinken zum Essen heute abend?«

»Ich glaube Lammkotelett, danke schön. Wie geht es denn dem Zahn?« Mme. Annette war morgens beim Zahnarzt im Dorf gewesen, zu dem sie großes Vertrauen hatte. Der Zahn hatte sie die ganze Nacht wachgehalten.

»Jetzt merke ich gar nichts mehr. Sehr nett, wirklich, der Dr. Grenier. Er sagt, es sei ein Abszeß, aber er hat den Zahn aufgemacht, und der Nerv wird von selber rausfallen, sagt er.«

Tom nickte. Wie konnte ein Nerv von selbst herausfallen? Wahrscheinlich durch die Schwerkraft. Einmal hatten sie bei ihm lange nach einem Nerv bohren müssen, und noch dazu in einem der oberen Zähne.

»Hatten Sie gute Nachrichten aus London?«

»Nein, ich – das war bloß ein Freund, vorhin.«

»Nichts von Mme. Heloise heute?«

»Heute nicht, nein.«

»Ach, die Sonne, denken Sie nur. Griechenland!« Mme. Annette polierte die bereits schimmernde Oberfläche einer schweren Eichenkommode neben dem Kamin. »Schauen Sie! In Villeperce gibt es keine Sonne. Der Winter ist da.«

»Ja.« Mme. Annette sagte seit einiger Zeit täglich das gleiche.

Tom erwartete Heloise erst kurz vor Weihnachten zurück. Es war aber auch durchaus denkbar, daß sie ganz plötzlich und unerwartet wiederauftauchte – weil sie einen kleinen und keineswegs irreparablen Streit mit ihren Freunden gehabt hatte, oder einfach, weil ihr die Lust

ausging, so lange auf einem Schiff zu bleiben. Heloise war sehr impulsiv.

Tom legte zur Aufmunterung eine Beatles-Platte auf und ging dann, die Hände in den Taschen, in dem großen Wohnraum auf und ab. Er liebte das Haus. Es war ein zweistöckiger quadratischer grauer Steinbau mit vier Türmchen über vier abgerundeten Zimmern in den oberen Ecken: ein wenig wie ein kleines Schloß. Der Garten war sehr groß, und das Haus hatte selbst nach amerikanischen Begriffen ein Vermögen gekostet. Heloises Vater hatte es ihnen vor drei Jahren zur Hochzeit geschenkt. Vor seiner Heirat hatte Tom zusätzliches Geld gebraucht; das Geld von Greenleafs hatte nicht ausgereicht für die Art von Leben, die er jetzt schätzte; daher war er erpicht gewesen auf seinen Anteil an der Derwatt-Sache. Jetzt tat ihm das leid. Er hatte die zehn Prozent akzeptiert zu einer Zeit, als zehn Prozent sehr wenig waren. Selbst er hatte nicht geahnt, daß Derwatt Ltd. derartig florieren würde.

Tom verbrachte den Abend wie die meisten seiner Abende, ruhig und allein, doch in Gedanken war er nicht so gelassen. Beim Essen spielte er leise Stereo-Musik und las Servan-Schreiber auf französisch. Zwei Worte kannte er nicht, die wollte er heute abend im Wörterbuch nachsehen, das neben seinem Bett lag. Er hatte Übung darin, sich Worte zu merken, die er nachsehen wollte.

Nach dem Essen schlüpfte er in einen Regenmantel, obgleich es nicht regnete, und ging in eine kleine Kneipe, die knapp fünfhundert Meter entfernt lag. Dort trank er abends manchmal an der Theke einen Kaffee. Stets erkundigte sich der Besitzer – Georges hieß er – nach Mme. Heloise und bedauerte Tom, weil er so viel allein war. Heute erwiderte ihm Tom munter:

»Ach, ich glaube nicht, daß sie es noch zwei Monate

auf der Jacht da aushält. Allmählich wird es ihr langweilig.«

»*Quel luxe*«, sagte Georges versonnen. Er war ein beliebter Mann mit rundem Gesicht; aber Tom traute seiner stillen Gutgelauntheit nicht ganz. Marie, seine Frau, eine starke, energische Brünnette mit hellrot geschminkten Lippen, war geradeheraus, laut und unangenehm, nur ihr ungestüm fröhliches Lachen wirkte versöhnlich. Das Lokal war eine Arbeiterkneipe, wogegen Tom nichts einzuwenden hatte, doch es war nicht sein Lieblingslokal, es war nur das nächstgelegene. Und wenigstens hatten Georges und Marie noch niemals ein Wort von Dickie Greenleaf erwähnt, wie es ein paar Leute in Paris – Bekannte von Tom oder Heloise – und auch der Besitzer des einzigen Hotels in Villeperce, des St. Pierre, getan hatten. Der Hotelier hatte direkt gefragt: »Sind Sie vielleicht der M. Ripley – der Freund von dem Amerikaner Greenleaf?«, was Tom bejahen mußte. Das war nun drei Jahre her, und diese Fragen – auch wenn sie noch etwas weiter gingen – beunruhigten Tom jetzt nicht mehr. Immerhin: lieber vermied er das Thema. In den Zeitungen war damals berichtet worden, Dickie habe ihm in seinem Testament eine hübsche Summe vermacht; einige schrieben sogar von einem regelmäßigen Einkommen, was auch stimmte. Aber jedenfalls hatte niemand angedeutet, daß Tom selbst der Verfasser des Testaments war – was ebenfalls zutraf. Die Franzosen hatten ein gutes Gedächtnis für pekuniäre Details.

Nach dem Kaffee schlenderte er nach Hause, mit freundlichem *Bonsoir* zu den Dorfleuten, die er unterwegs traf. Ein paarmal brachte ihn das nasse Laub am Wegrand ins Rutschen. Einen richtigen Fußweg gab es nicht. Er trug eine Taschenlampe bei sich, denn die Straßenlaternen standen weit voneinander entfernt. Manch-

mal sah er in einer hellen Küche die Familie gemütlich am wachstuchgedeckten Tisch vor dem Fernsehschirm sitzen. In einigen Höfen bellte der Kettenhund. Dann hatte er sein Haus erreicht und öffnete das drei Meter hohe Gittertor. Seine Schuhe knirschten auf dem Kies. Mme. Annette hatte Licht in ihrem Zimmer an der anderen Hausseite, das sah Tom. Sie besaß ein eigenes Fernsehgerät. Tom malte oft abends, nur aus Spaß, denn er war ein schlechter Maler und wußte es auch. Schlechter als Dickie. Doch heute abend hatte er keine Lust. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief an einen amerikanischen Freund in Hamburg, Reeves Minot, den er fragte, wann er ihn – Tom – wieder brauchen werde. Reeves sollte einen Mikrofilm oder so etwas im Gepäck eines italienischen Grafen Bertolozzi verstecken. Der Graf wollte Tom in Ville-perce auf einen oder zwei Tage besuchen; dann wollte Tom den Gegenstand dort, wo er verborgen war – das würde er von Reeves erfahren –, herausnehmen und ihn an einen Mann in Paris, den er nicht kannte, schicken. Diese Art kleiner Hehlerdienste übernahm Tom häufig. Oft handelte es sich um Schmuckdiebstähle. Es war einfacher für Tom, die Sachen aus dem Gepäck eines Gastes zu entfernen, als wenn jemand das gleiche in einem Pariser Hotelzimmer ausführte, während der Überbringer nicht im Hotel war.

Den Grafen Bertolozzi kannte Tom flüchtig von einer kürzlichen Reisebegegnung in Mailand; auch Reeves, der sonst in Hamburg lebte, war in Mailand dabeigewesen. Tom hatte sich mit dem Grafen über Gemälde unterhalten. Meistens fiel es Tom leicht, Leute mit etwas Zeit und Muße zu einem Besuch in Villeperce zu bewegen, wo sie dann einen oder zwei Tage blieben und sich seine Bilder ansahen. Außer den Derwatts besaß er einen Soutine, dessen Bilder er besonders liebte, einen

Van Gogh, zwei Magrittes und dann Zeichnungen von Cocteau und Picasso, auch Zeichnungen von weniger berühmten Künstlern, die er für ebenso gut oder sogar besser hielt. Villeperce lag nicht weit von Paris, und den meisten Gästen gefiel es, ein bißchen Landluft zu atmen, bevor sie in die Stadt fuhren. Tom holte sie häufig mit dem Wagen vom Flugplatz in Orly ab. Villeperce lag etwa vierzig Meilen südlich von Orly. Ein einzigesmal war die Sache mißlungen: da war der amerikanische Gast sofort nach der Ankunft bei Tom krank geworden – er hatte offenbar vorher etwas gegessen, was ihm nicht bekommen war –, und Tom konnte nicht an den Koffer herankommen, weil der Gast dauernd wach in seinem Zimmer war. Der betreffende Gegenstand – irgendein Mikrofilm – war dann mit einiger Mühe von einem Vertrauensmann von Reeves in Paris herausgeholt worden. Tom verstand nicht immer, um was es bei diesen Dingen ging und wie wertvoll sie waren, aber das begriff er auch bei Spionageromanen nicht immer. Reeves war selbst auch bloß Hehler und erhielt einen bestimmten Prozentsatz. Tom fuhr jedesmal in eine andere Stadt, wenn er die Sachen schickte, und er sandte sie stets unter einem falschen Namen und fiktiver Adresse.

Heute abend konnte er nicht einschlafen. Nach einer Weile stand er auf, zog seinen rotwollenen Hausmantel an – er war neu und aus dickem Stoff, mit vielen militärischen Verzierungen, ein Geburtstagsgeschenk von Heloise – und stieg nach unten in die Küche. Er hatte vorgehabt, eine Flasche Bier mit nach oben zu nehmen, aber jetzt wollte er lieber Tee machen. Tee trank er fast nie, das paßte also ganz gut, denn er hatte das Gefühl, es sei eine seltsame Nacht. Auf den Zehenspitzen schlich er durch die Küche, um Mme. Annette nicht zu wecken. Der Tee, den er dann machte, war dunkelrot; er

hatte zuviel genommen. Er trug das Tablett ins Wohnzimmer, schenkte sich eine Tasse ein und ging lautlos in Filzhausschuhen im Zimmer auf und ab. Derwatt. Konnte er selbst nicht Derwatt darstellen? Mein Gott, ja – das war's. Das war die Lösung, die perfekte und auch die einzige Lösung.

Derwatt war ungefähr im gleichen Alter, jedenfalls nicht weit entfernt; Tom war einunddreißig, und Derwatt wäre jetzt etwa fünfunddreißig. Blaugraue Augen, so hatte sie Cynthia, Bernards Freundin, oder vielleicht auch Bernard selber einmal in einer der schwärmerischen Schilderungen von Derwatt, dem Unbefleckbaren, beschrieben. Derwatt hatte einen kurzen Bart gehabt – das wäre natürlich für Tom eine große Hilfe.

Jeff Constant würde sicher jubeln über die Idee. Ein Presse-Interview – Tom mußte sich überlegen, welche Fragen er vielleicht beantworten und welche Stories er erzählen sollte. Ob Derwatt ebenso groß war wie er? Na, wer von den Presseleuten wußte das schon. Derwatts Haar war vielleicht etwas dunkler gewesen, aber das ließ sich ja machen. Tom trank noch mehr Tee und ging weiter im Zimmer hin und her. Er mußte natürlich überraschend erscheinen, überraschend angeblich auch für Jeff und Ed – und selbstverständlich für Bernard. Das würde man jedenfalls der Presse mitteilen.

Tom malte sich das Zusammentreffen mit Mr. Thomas Murchison aus. Ruhig und sicher mußte er auftreten, das war die Hauptsache. Wenn Derwatt ein Bild als das seine ausgab und sagte, er habe es gemalt, dann hatte Murchison ja wohl kaum das Recht, ihm zu widersprechen.

Eine Woge der Begeisterung brachte Tom ans Telefon. Es war jetzt kurz nach zwei Uhr morgens; die Telefonistinnen waren um diese Zeit oft eingeschlafen und brauchten zehn Minuten, um sich zu melden. Geduldig

saß Tom auf der Kante des gelben Sofas und dachte nach. Jeff oder sonst jemand mußte ein wirklich tadelloses Make-up für ihn bereithalten. Schade, dachte Tom, daß da keine Frau war, auf die man sich verlassen konnte und die das in die Hand nehmen würde, Cynthia zum Beispiel; aber Cynthia und Bernard hatten sich vor zwei oder drei Jahren getrennt. Cynthia war über die Sache mit Derwatt im Bilde, auch über Bernards Fälschungen; aber sie hatte nie mitgemacht und auch nie einen Pfennig der Gelder angenommen, das wußte Tom noch.

»*Allo – j'écoute*«, sagte die Telefonistin mit gereizter Stimme, als ob Tom sie aus dem Bett geholt und um einen Gefallen gebeten hätte. Tom nannte die Nummer von Jeffs Fotoatelier; sie stand in einem Adreßbuch, das neben dem Telefon lag. Er hatte Glück, nach fünf Minuten war der Anruf da. Er zog sich die dritte Tasse seiner trüben Teebrühe näher an den Apparat.

»Hallo, Jeff – hier ist Tom. Wie steht die Sache?«

»Noch ebenso. Ed ist hier; wir wollten dich gerade anrufen. Kommst du rüber?«

»Ja, und ich habe noch eine bessere Idee. Was würdest du sagen, wenn ich für ein paar Stunden die Rolle von – die Rolle unseres verschwundenen Freundes übernehme?«

Es dauerte einen Augenblick, bis Jeff verstanden hatte. »Tom – das ist großartig. Kannst du bis Dienstag hier sein?«

»Ja, das kann ich bestimmt.«

»Geht es auch schon Montag? Übermorgen?«

»Nein, das glaube ich nicht. Aber Dienstag: ja. Jetzt hör mal zu, Jeff. Das Make-up und die Kostümierung: das muß ganz erstklassig sein, hörst du?«

»Da mach dir keine Sorgen, Tom! Warte mal eine Sekunde.« Er legte den Hörer hin und sprach ein paar Wor-

te zu Ed, dann kam er wieder. »Ed sagt, er hat da eine – eine Quelle.«

»Erzähl es lieber nicht allen Leuten.« Tom sprach ganz ruhig weiter, denn Jeff machte den Eindruck, als sei er vor Freude ganz außer sich. »Noch eins. Sollte es nicht klappen – sollte es mir irgendwie mißlingen, dann müssen wir sagen, es handele sich bloß um einen Scherz, den sich einer deiner Freunde ausgedacht hat: nämlich ich. Und daß es mit – du weißt schon, mit dem hat es überhaupt nichts zu tun.« Tom meinte die Echtheitserklärung von Murchisons gefälschtem Bild. Jeff verstand sofort.

»Ed will dir noch eben was sagen.«

»Hallo, Tom – Tag«, sagte Eds tiefere Stimme. »Wunderbar, daß du rüberkommst. Großartige Idee von dir. Und weißt du was? Bernard hat noch ein paar von – von seinen alten Kleidern und Sachen.«

»Das überlasse ich euch.« Eine plötzliche Unruhe hatte Tom ergriffen. »Die Kleidung ist das wenigste, das kriegen wir schon hin. Das wichtigste ist das Gesicht. Ihr besorgt doch sofort alles Nötige, ja?«

»Klar tun wir das. Wiedersehen.«

Beide legten auf. Dann ließ sich Tom wieder auf das Sofa fallen, fast horizontal. Nein, er wollte nicht zu früh in London ankommen. Im letzten Moment wollte er auf der Bühne erscheinen, kühn und unbeirrt. Zu viele Proben und Instruktionen konnten von Übel sein.

Tom stand auf; sein Tee war kalt geworden. Es wäre komisch und sehr amüsant, wenn er es wirklich fertigbrachte, dachte er, als er auf den Derwatt über dem Kamin starrte. Es war ein rötliches Bild von einem Mann im Sessel; der Mann hatte mehrere Umrisse, so daß es dem Beschauer vorkam, als betrachte er das Bild durch eine entstellende Brille. Manche Leute behaupteten, die Au-

gen täten ihnen weh, wenn sie einen Derwatt ansähen, aber in drei oder vier Meter Entfernung war das anders. Dies hier war kein echter Derwatt, sondern eine frühe Fälschung von Bernard Tufts. Auf der anderen Zimmerseite hing ein echter Derwatt, »Die roten Stühle«: zwei kleine Mädchen mit erschreckten Gesichtern saßen nebeneinander, wie am ersten Schultag oder in der Kirche, wenn etwas Schlimmes verkündet wurde. Der Hintergrund – was immer er darstellen sollte – stand in Flammen; gelbrote Feuerzungen schossen umher, manche von weißlichen Flecken vernebelt, so daß der Zuschauer das Feuer nicht sofort wahrnahm; doch wenn man es erkannte, war die emotionale Wirkung außerordentlich stark. Das Bild war acht oder neun Jahre alt. Tom liebte beide Bilder, und wenn er sie jetzt betrachtete, so fiel ihm nicht immer gleich ein, daß das eine echt und das andere eine Fälschung war.

Tom dachte an die wirre Zeit von damals, an die frühen Tage der heutigen Firma Derwatt Ltd. Er hatte Jeffrey Constant und Bernard Tufts in London kennengelernt, bald nachdem Derwatt in Griechenland ertrunken war oder, wie man annahm, sich das Leben genommen hatte. Tom war gerade selber erst aus Griechenland zurückgekommen; es war kurz nach Dickie.Greenleafs Tod. Derwatts Leiche war nie gefunden worden, doch die Fischer aus dem Dorf hatten berichtet, sie hätten ihn eines Morgens zum Schwimmen gehen, aber nicht zurückkommen sehen. Derwatts Freunde, zu denen auch Cynthia Gradnor gehörte – Tom hatte sie ebenfalls damals kennengelernt –, waren ganz verstört gewesen: so tief betroffen, wie Tom es selbst in einer Familie nach einem Todesfall nie erlebt hatte. Jeff, Ed, Cynthia und Bernard: alle vier waren eine Zeitlang ganz benommen, sie sprachen verträumt und leidenschaftlich von Derwatt, nicht

nur als Künstler, sondern als Freund und Menschen.

Er hatte in Islington gewohnt, sehr einfach, hatte zuweilen kärglich gegessen, doch war stets andern gegenüber großzügig. Die Kinder in der Nachbarschaft hatten ihn geliebt, sie hatten ihm Modell gegessen, ohne Bezahlung zu erwarten, aber er hatte stets in die Taschen gelangt und ihnen seine vielleicht letzten Pennies gegeben. Bevor er dann nach Griechenland ging, hatte er eine große Enttäuschung erlitten. Er hatte im Auftrag der Behörden für ein Postamt in Nordengland ein Wandgemälde hergestellt. Der Entwurf war auch akzeptiert worden, doch als das Bild fertig war, wurde es zurückgewiesen: eine Figur darin war nackt, oder allzu nackt, und Derwatt hatte sich geweigert, es zu ändern. »Und das war selbstverständlich sein gutes Recht«, hatten die getreuen Freunde Tom beteuert. Diese Weigerung bedeutete für Derwatt einen Verlust von tausend Pfund, mit denen er gerechnet hatte. Offenbar war es zudem der Tropfen, der ein Faß voller Enttäuschungen zum Überlaufen brachte; das hatten die Freunde nicht erkannt, und darum machten sie sich Vorwürfe. Auch eine Frau spielte dabei eine Rolle; sie hatte ihm, wie sich Tom undeutlich erinnerte, eine weitere Enttäuschung bereitet, die jedoch nicht so schwer wog wie die Rückschläge in der Arbeit. Seine Freunde – ebenfalls alles Intellektuelle – waren meist freiberuflich und sehr angestrengt tätig; und als Derwatt an den letzten Abenden bei ihnen erschien – nicht um sich Geld zu leihen, nur um nicht allein zu sein –, da hatte keiner Zeit für ihn gehabt. Ohne Wissen seiner Freunde hatte Derwatt dann die paar Möbel aus seinem Atelier verkauft und sich nach Griechenland aufgemacht, und von dort aus hatte er einen langen und recht deprimierten Brief (den Tom nie gesehen hatte) an Bernard geschrieben. Wenig später war dann die Nachricht von seinem

Tod oder Verschwinden gefolgt.

Das erste, was daraufhin alle seine Freunde – auch Cynthia – unternahmen, war, daß sie seine sämtlichen Gemälde und Zeichnungen einsammelten und sie zu verkaufen versuchten. Sie wollten seinen Namen am Leben erhalten; die Welt sollte wissen und anerkennen, was er geleistet hatte. Derwatt hatte keine Familie; Tom entsann sich: er war ein Findelkind gewesen, niemand kannte seine Eltern. Die Nachricht von seinem tragischen Tod wirkte bei den Bemühungen der Freunde nicht hindernd, sondern förderlich. Normalerweise interessierten sich die Kunsthäuser wenig für Werke von jungen unbekannten Künstlern, die nicht mehr am Leben waren; doch Edmund Banbury, ein freier Journalist, hatte sein Talent und seine Verbindungen in den Dienst der Sache gestellt und Berichte in Zeitungen, Farbbeilagen und Kunstblättern geschrieben, und Jeffrey Constant hatte dazu Fotos von Derwatts Bildern geliefert. Wenige Monate nach Derwatts Tod hatten sie ein Kunsthaus, die Galerie Buckmaster, und noch dazu in der Bond Street, gefunden, die bereit war, sich Derwatts anzunehmen, und bald wurden seine Gemälde für sechs- und achthundert Pfund verkauft.

Und dann kam es, wie es kommen mußte. Fast alle Bilder waren verkauft. Das war die Zeit, als Tom in London lebte – er hatte zwei Jahre lang in der Nähe des Eaton Square in S.W. 1 gewohnt, und eines Abends hatte er in einer Kneipe Jeff und Ed und Bernard getroffen, die in trüber Stimmung waren, weil Derwatts Bilder zu Ende gingen. Da war es Tom, der halb im Scherz zu ihnen sagte: »Das Geschäft geht so gut, es wäre doch ein Jammer, damit aufzuhören. Kann denn Bernard nicht einfach ein paar Bilder in Derwatts Stil hinbauen?« Er kannte die drei kaum, er wußte nur, daß Bernard Maler war. Aber

Jeff, ein praktischer Kopf wie Ed Banbury (ganz anders als Bernard), hatte sich an Bernard gewandt und gesagt: »Daran habe ich auch schon gedacht. Was hältst du davon, Bernard?« Bernards genaue Antwort hatte Tom vergessen, aber er wußte noch, wie der Maler den Kopf gesenkt hatte, als schäme er sich oder als erschrecke ihn die Idee, sein Idol Derwatt einfach nachzuahmen. Mehrere Monate später hatte Tom auf der Straße Ed Banbury getroffen, und Ed hatte ihm fröhlich mitgeteilt, daß Bernard zwei ausgezeichnete »Derwatts« hergestellt habe und daß sie einen davon als echt an die Galerie Buckmaster verkauft hatten.

Noch einige Zeit später, kurz nachdem Tom Heloise geheiratet hatte und nun nicht mehr in London wohnte, trafen sich Tom, Heloise und Jeff dort auf einer Party, einer großen Cocktailparty von der Art, wie sie überall stattfanden und wo man nie den Gastgeber zu sehen bekommt. Jeff hatte Tom in eine Ecke gewinkt und gesagt: »Können wir uns irgendwo treffen – später? Hier ist meine Adresse.« Er reichte Tom eine Karte. »Kannst du heute abend mal kommen, so um elf vielleicht?«

Tom war also allein zu Jeff gegangen, was nicht schwer gewesen war, denn Heloise sprach damals kaum Englisch; sie hatte nach der Cocktailparty genug gehabt und wollte ins Hotel zurück, Heloise liebte London: englische Sweater, Carnaby Street, die Läden, wo man Papierkörbe mit dem Union Jack kaufen konnte oder Schilder mit Aufschriften wie »Piss off«, die Tom oft für sie übersetzen mußte; aber wenn sie eine Stunde Englisch zu sprechen versucht hatte, tat ihr der Kopf weh.

»Also«, hatte Jeff an jenem Abend erklärt, »wir stehen vor dem folgenden Problem. Wir können nicht immer weiter behaupten, wir hätten zufällig irgendwo noch einen Derwatt gefunden. Bernard macht sich wirklich ausge-

zeichnet, aber es – meinst du, wir könnten es wagen, irgendwo eine ganze Schatzkammer von Derwatts aufzutun, die wir dann noch verkaufen, und damit wäre dann Schluß? – Irland ginge vielleicht, da hat er mal eine Zeitlang gelebt und auch gemalt. Bernard ist aber nicht gerade erpicht darauf, noch weiterzumachen. Er hat das Gefühl, er verrät Derwatt, irgendwie.«

Tom hatte einen Augenblick überlegt und dann erwidert: »Wie wär's denn, wenn Derwatt noch am Leben wäre? Und irgendwo als Einsiedler lebte und seine Bilder nach London schickte? Ob das ginge? Das heißt, wenn Bernard bei der Stange bleibt.«

»Hm – hm. Ja, das ginge. Griechenland – wie wäre das? Tom, das ist eine glänzende Idee. So können wir ad infinitum weitermachen!«

»Oder lieber Mexiko? Das wäre sicherer als Griechenland. Wir könnten behaupten, daß Derwatt dort irgendwo in einem kleinen Dörfchen haust. Den Ort nennt er niemandem – außer vielleicht dir und Ed und Cynthia –«

»Cynthia nicht. Sie – also Bernard und sie kommen nicht mehr viel zusammen, deshalb sehen wir sie auch nicht mehr oft. Ist auch besser, daß sie hiervon nicht allzuviel erfährt.«

Jeff hatte Ed noch an jenem Abend angerufen, darauf entsann sich Tom, und ihm von der Idee erzählt.

»Es ist ja bloß eine Idee, zunächst«, hatte Tom gesagt. »Ich weiß nicht, ob alles klappen wird.«

Aber es hatte geklappt. Eins nach dem andern waren Derwatts Bilder, so hieß es, aus Mexiko, gekommen; und die dramatische Geschichte von Derwatts ›Auferstehung‹ war von Ed Banbury und Jeff Constant in weiteren Zeitschriftenberichten ausgeschlachtet worden: mit Fotos von Derwatt und seinen (vielmehr Bernards) jüngsten Gemälden, aber keinem Bild von Derwatt selbst *in Mexi-*

ko, denn Presse-Interviews und Fotografen ließ Derwatt nicht zu. Die Bilder waren in Vera Cruz verschifft worden, und selbst Jeff und Ed kannten nicht den Namen oder die Lage des Dörfchens. Vielleicht war geistig oder seelisch irgend etwas mit Derwatt nicht in Ordnung, weil er so völlig abgeschlossen lebte. Die Bilder, so behaupteten manche Kritiker, waren krank und deprimiert, aber sie gehörten jetzt immerhin zu den höchstbezahlten Gemälden irgendeines lebenden Künstlers in England oder auf dem Kontinent oder in Amerika. Ed Banbury schrieb an Tom nach Frankreich und bot ihm zehn Prozent der Gewinne an. Die drei Getreuen – Bernard, Jeff und Ed – waren jetzt die einzigen Nutznießer der Derwatt-Geschäfte. Tom hatte angenommen: hauptsächlich, weil er fand, damit hätten die andern eine Garantie für sein Schweigen bei den Täuschungsmanövern. Und Bernard Tufts malte – malte wie ein Verrückter.

Dann kauften Jeff und Ed die Galerie Buckmaster. Ob Bernard einen Anteil besaß, wußte Tom nicht. Die Galerie zeigte mehrere Derwatts in einer Dauerausstellung, die natürlich auch Bilder von anderen Künstlern enthielt. Dies fiel mehr in Jeffs als in Eds Gebiet, und Jeff stellte auch einen Assistenten an, eine Art Manager für die Galerie. Diesen Schritt nach oben – den Kauf der Galerie – hatten sie erst getan, nachdem ein Hersteller von Male-reiartikeln an sie herangetreten war – er hieß George Janopolos oder so ähnlich –, der eine Serie von Gegenständen mit dem Etikett ›Derwatt‹ herausbringen wollte – praktisch alles vom Radiergummi bis zum Satz Ölfarben. Dafür offerierte er Derwatt eine Beteiligung von einem Prozent. Ed und Jeff hatten beschlossen, das Angebot für Derwatt (angeblich mit Derwatts Zustimmung) zu akzeptieren; und daraufhin hatte man die Firma Derwatt Ltd. gegründet.

All dies ging Tom um vier Uhr morgens durch den Kopf. Er fröstelte ein wenig, trotz des fürstlichen Hausmantels; Mme. Annette war sparsam und drosselte nachts die Heizung. Er hielt die Tasse mit dem süßen kalten Tee in der Hand und starrte blicklos auf ein Foto von Heloise – langes blondes Haar zu beiden Seiten des schmalen Gesichts, doch im Augenblick sah er nur ein nettes, inhaltloses Bild und nicht ein Gesicht. Er dachte an Bernard und seine Arbeit an den Fälschungen, die er in einem geschlossenen, vielleicht sogar abgeschlossenen Raum in seiner Atelierwohnung ausführte. Die Wohnung war ziemlich schlampig, war es immer gewesen. Das Allerheiligste hatte Tom nie gesehen, den Raum, wo Bernard seine Meisterwerke herstellte, die Derwatts, die Tausende von Pfund einbrachten. – Wenn man nun mehr Fälschungen als eigene Werke malte, mußten dann die Fälschungen nicht natürlicher, spontaner, echter werden, vielleicht sogar in Wahrheit viel mehr dem Maler entsprechen als die eigenen Bilder? Würde es nicht so kommen, daß am Ende die mühsame Nachahmung verschwand und das Werk zur zweiten Natur wurde?

Schließlich rollte sich Tom auf dem gelben Sofa zusammen, ließ die Hausschuhe auf den Boden fallen und zog die Füße unter den Morgenrock. So schlief er ein. Er hatte noch nicht lange geschlafen, als Mme. Annette hereinkam und ihn mit einem halblauten Schrei oder schrillen Seufzer der Überraschung weckte.

»Ich muß beim Lesen eingeschlafen sein«, sagte er lächelnd und setzte sich auf.

Mme. Annette ging eilig hinaus, um ihm Kaffee zu machen.

2

Tom bestellte einen Flug nach London für Dienstag mittag. Er hatte dann drüben nur etwa zwei Stunden für Umziehen, Make-up und die nötigsten Informationen. Zu wenig Zeit, um nervös zu werden. Er fuhr jetzt nach Melun, wo er sich bei seiner Bank mit Bargeld – in Franken – versorgen wollte.

Es war elf Uhr vierzig, und um zwölf schloß die Bank. Tom war der dritte in der Schlange am Schalter, wo Bargeld ausgezahlt wurde, doch das Pech wollte es, daß eine Frau an diesem Schalter Lohngehälter oder ähnliches einzahlte. Sie hob einen Beutel nach dem andern auf und setzte ihn vor das Schalterfenster, während sie breitbeinig mit den Füßen die Beutel festhielt, die noch auf dem Boden standen. Hinter dem Schalter zählte der Bankangestellte mit angefeuchtetem Daumen die Banknotenstapel, so schnell er konnte, und notierte die Additionen auf zwei Zetteln. Der Uhrzeiger kroch auf zwölf zu; Tom überlegte, wie lange das noch dauern konnte, und sah belustigt zu, wie die Schlange kürzer wurde. Jetzt standen noch drei Männer und zwei Frauen vor dem Schalter und starrten wie gebannt auf den Geldhaufen, als sei es ein Erbteil und ihnen von einem Verwandten hinterlassen worden, der sein Leben lang hart dafür gearbeitet hatte. Tom gab jetzt auf und ging hinaus. Es würde auch ohne dies Bargeld gehen; er hatte ohnehin nur vorgehabt, es an englische Freunde zu verkaufen oder zu verschenken, die vielleicht nach Frankreich kommen wollten.

Als Tom am Dienstag morgen beim Kofferpacken war, klopfte Mme. Annette an seine Schlafzimmertür.

»Ich fahre nach München«, teilte er ihr mit. »Zu einem Konzert.«

»Ah, nach München – in Bayern! Aber da müssen Sie warme Sachen mitnehmen.« Mme. Annette war an seine plötzlichen Reisen gewöhnt. »Wie lange bleiben Sie fort, M. Tome?«

»Zwei, drei Tage, länger nicht. Sie brauchen nichts nachzuschicken an Post. Vielleicht rufe ich mal an und frage, ob was gekommen ist.«

Etwas fiel ihm noch ein, das vielleicht von Nutzen sein konnte: ein mexikanischer Ring. Er mußte in dem Kasten mit den Manschettenknöpfen sein. Ja, da lag er zwischen den Knöpfen, ein schwerer Ring, auf dem sich zwei silberne Schlangen ringelten. Tom wußte nicht mehr, woher er stammte, er mochte ihn auch nicht, aber er war jedenfalls mexikanisch. Er hauchte ihn an, rieb ihn an der Hose blank und steckte ihn ein.

Mit der Post um halb elf kamen drei Sendungen: die Telefonrechnung, ein dickes Bündel im Umschlag mit vielen Belegen für Ferngespräche; ein Brief von Heloise und ein amerikanischer Luftpostbrief in einer Schrift, die Tom nicht kannte. Er drehte ihn um und sah erstaunt als Absender den Namen Christopher Greenleaf mit einer Adresse in San Francisco. Wer war Christopher Greenleaf? Heloises Brief öffnete er zuerst. Sie hatte englisch geschrieben.

11. Oktober 19-

Chéri,

ich bin glücklich und jetzt ganz still. Essen sehr gut. Wir fangen Fisch von Schiff. Zeppo sagt viele Grüße. (Zeppo war ihr öliges Gastgeber, ein Grieche, der sich seine Grüße sonstwohin tun konnte, dachte Tom.)

Ich lerne, ein Rad zu fahren. Wir machen viele Fahrten in Land, es ist sehr trocken. Zeppo macht Fotos. Wie geht es in Belle Ombre? Du fehlst mir. Bist Du glücklich?

Viele eingeladen? (Was meinte sie nun: Gäste oder Einladungen?) Du malst auch? Von Papa ich habe kein Wort gehört.

Ein Kuß für Mme. Annette. Ich umarme Dich.

Der Rest war Französisch. Er sollte ihr einen roten Badeanzug schicken, der in der kleinen Kommode im Badezimmer lag. Per Luftpost. Die Jacht hatte ein geheiztes Schwimmbecken. Tom ging gleich nach oben, wo Mme. Annette noch in seinem Zimmer beschäftigt war, und bat sie, das Päckchen zu schicken. Er gab ihr einen Hundert-Francs-Schein, weil sie sich vielleicht über das teure Luftporto aufregte und das Päckchen sonst womöglich mit Bahnpost schickte.

Dann ging er nach unten und öffnete hastig den Brief von Greenleaf; er mußte sich in wenigen Minuten auf den Weg nach Orly machen.

12. Oktober 19-

Lieber Mr. Ripley,

ich bin ein Vetter von Dickie und komme nächste Woche nach Europa. Wahrscheinlich fahre ich erst nach London, aber ganz sicher ist das noch nicht, es kann auch sein, daß ich erst nach Paris gehe. Jedenfalls wäre es nett, wenn wir uns sehen könnten. Ihre Adresse habe ich von meinem Onkel Herbert; er sagte mir, Sie wohnten nicht weit von Paris. Ich habe Ihre Telefonnummer noch nicht, aber die kann ich nachsehen.

Damit Sie ein bißchen über mich informiert sind: ich bin zwanzig und studiere in Stanford. Ich mußte das College ein Jahr unterbrechen, weil ich Militärdienst machen mußte. Ich werde in Stanford mein Abschlußexamen als Ingenieur machen, aber vorher mache ich jetzt ein Jahr Pause und sehe mir Europa an, zur Erholung. Das tun

heute viele Studenten, weil die tägliche Anspannung überall sehr stark ist – ich meine hier in Amerika. Aber vielleicht haben Sie so lange in Europa gelebt, daß Sie sich das nicht ganz vorstellen können.

Mein Onkel hat mir viel von Ihnen erzählt; auch daß Sie sehr mit Dickie befreundet waren. Ich lernte ihn kennen, als ich elf war und er einundzwanzig. Er war groß und blond, das weiß ich noch. Er besuchte uns damals in Kalifornien.

Bitte sagen Sie mir, ob Sie gegen Ende Oktober oder Anfang November in Villeperce sind. Ich hoffe sehr, Sie zu sehen.

Mit vielen Grüßen
Chris Greenleaf

Das wollte er höflich umgehen, dachte Tom. Es hatte keinen Zweck, mit den Greenleafs näheren Kontakt aufzunehmen. Sehr selten, in großen Abständen schrieb ihm Herbert Greenleaf, und Tom schrieb jedesmal höflich und freundlich zurück.

»Also – machen Sie´s gut, Mme. Annette!« sagte Tom zum Abschied.

»Was sagten Sie?«

Er übersetzte es ihr, so gut es ging, ins Französische.

»*Au revoir, M. Tome! Bon voyage!*« Sie stand an der Haustür und winkte ihm zu.

Tom nahm den roten Alfa Romeo, einen der beiden Wagen, die in der Garage standen. In Orly stellte er ihn in der Innengarage ab und sagte, er werde ihn in zwei oder drei Tagen wieder abholen. Im Auslands-Warteraum kaufte er eine Flasche Whisky, die er der Bande mitnehmen wollte. Im Koffer hatte er schon eine große Flasche Pernod (er durfte nach London nur eine Flasche mitnehmen); er wußte aus Erfahrung, wenn er durch den grü-

nen Ausgang ging und die sichtbare Flasche vorzeigte, ließ ihn kein Zollbeamter den Koffer öffnen. Auf dem Flug kaufte er auch noch die in London immer begehrten ›Gauloises ohne Filter‹.

Es regnete etwas, als er in England ankam. Der Bus kroch die linke Straßenseite entlang, an den Einzelhäusern vorbei, die Tom alle kannte und die ihn immer amüsierten, obgleich er heute bei dem Nieselregen die Namen kaum lesen konnte. Haus Bide-a-wee. Unbelievable. Milford Haven. Dun Wandering. Die Namen standen auf kleinen Schildern. Inglenook. Sit-Ye-Doon. –

Himmel, was es alles gab. Jetzt kam die Reihe zusammengepferchter viktorianischer Häuser, die in bescheidene Hotels umgebaut waren: klein, aber mit großartigen Namen, die im Neonlicht zwischen dorischen Säulen glänzten: Manchester Arms, King Alfred, Cheshire House. Tom wußte: hinter der soliden Wohlanständigkeit der schmalen Eingangsdielen nahmen zuweilen einige der erfolgreichsten Schwindler der Gegenwart Unterschlupf, die genauso bieder aussahen wie ihre Umgebung. England war immer noch England, gottlob.

Das nächste, was Tom bemerkte, war ein Plakat an einem Laternenpfahl auf der linken Straßenseite. Schräg abwärts war darauf »DERWATT« in großen schwarzen Buchstaben – Derwatts eigener Schrift – geschrieben; und die farbige Reproduktion des Bildes sah in dem trüben Licht dunkelrot oder fast schwarz aus und ähnelte dem hochgestellten Deckel eines Konzertflügels. Sicher eine neue Fälschung von Bernard Tufts. Ein paar Meter weiter kam noch einmal das gleiche Plakat. Komisch, wenn man in ganz London so ›angekündigt‹ wurde und so ruhig und unauffällig eintraf, dachte Tom, als er an der Busendstation in West Kensington ausstieg, ohne daß jemand Notiz von ihm nahm.

Von der Endstation aus rief er Jeff Constant in seinem Fotoatelier an. Ed Banbury war am Apparat.

»Nimm dir schnell ein Taxi und komm her«, sagte Ed aufgeregt glücklich.

Jeffs Atelier war in St. John's Wood im Westen, in einem sehr netten kleinen Haus, weder pompös noch schäbig, im zweiten Stock – der in England erster Stock hieß – links.

Ed riß die Tür auf. »Mensch, Tom – wunderbar, daß du da bist!«

Ein fester Händedruck. Ed war größer als Tom und hatte blondes, strähniges Haar, das ihm immer wieder über die Ohren fiel und das er deshalb dauernd beiseite schob. Er war etwa fünfunddreißig.

»Wo ist Jeff?« Tom holte die Gauloises und den Whisky aus der roten Zolltüte und den geschmuggelten Pernod aus dem Koffer: »Hier – für alle.«

»Oh, wie prima! Jeff ist in der Galerie. Hör mal zu, Tom: du machst es doch, ja? Ich hab den Kram nämlich hier, und allzuviel Zeit haben wir nicht.«

»Ja, ich werd's versuchen.«

»Bernard muß gleich kommen. Er will uns helfen. Paar Informationen noch.« Ed warf einen gehetzten Blick auf seine Armbanduhr.

Tom hatte Mantel und Jackett ausgezogen. »Wieso denn – kann Derwatt nicht etwas später kommen? Die Eröffnung ist doch um fünf, oder?«

»Ja, natürlich. Vor sechs brauchst du nicht da zu sein, aber ich will das Make-up noch ausprobieren. Jeff sagt, du sollst nicht vergessen, daß Derwatt kaum größer war als du – und wer behält schon solche Maße im Kopf, selbst wenn ich sie jemals angegeben habe. Er hatte blaugraue Augen, aber das geht auch mit deinen.« Ed lachte. »Wie ist es – möchtest du Tee?«

»Nein, danke.« Tom betrachtete den dunkelblauen Anzug, der auf der Couch lag. Er sah reichlich groß aus und war auch nicht gebügelt. Daneben stand ein Paar scheußliche schwarze Schuhe.

»Willst du nicht was trinken?« fragte Tom, denn Ed schien ihm fahrig und nervös. Tom war die Gelassenheit selber, wie immer, wenn jemand anders unruhig war.

Es klingelte, und Ed führte Bernard Tufts herein.

Tom streckte die Hand aus. »Tag, Bernard. Wie geht's?«

»Danke, ganz gut«, sagte Bernard, aber es klang melancholisch. Bernard war schmal und hatte glattes schwarzes Haar, sanfte dunkle Augen und olivenfarbene Haut.

Es war wohl besser, dachte Tom, wenn man jetzt keine Unterhaltung mit Bernard versuchte, sondern einfach an die Arbeit ging.

Ed holte aus Jeffs kleinem modernem Badezimmer eine Schüssel mit Wasser. Eine Haartönung sollte Toms Haar dunkler machen. – Schließlich begann Bernard zu reden, nach einigen erst sanften und dann etwas energischeren Anstößen von Ed.

»Er ging etwas gebückt«, sagte Bernard. »Die Stimme – wenn Leute da waren, war er leicht schüchtern. Bißchen monoton klang sie wohl. So wie ich jetzt, wenn ich es richtig mache«, sagte Bernard mit eintöniger Stimme. »Ab und zu lachte er.«

»Wie wir alle, nicht?« sagte Tom und lachte etwas nervös. Er saß auf einem Stuhl und ließ sich von Ed kämmen. Rechts von ihm lag etwas, das aussah wie vom Friseur zusammengefeigte Haare, aber als Ed es leicht schüttelte, sah man einen Bart, der auf ganz feine fleischfarbene Gaze geheftet war. »Menschenskind – ich hoffe, das Licht ist nicht zu hell«, sagte Tom.

»Dafür werden wir schon sorgen«, entgegnete Ed.

Während Ed sich mit einem Schnurrbärtchen zu schaffen machte, zog Tom seine beiden Ringe ab, seinen Ehering und den von Dickie Greenleaf, die er beide in die Tasche steckte. Er bat Bernard, ihm den Ring aus seiner linken Hosentasche zu geben, was auch geschah. Bernards dünne Finger waren kalt und bebten. Tom wollte ihn nach Cynthia fragen, dann fiel ihm ein, daß Bernard sich von ihr getrennt hatte. Sie hatten mal die Absicht gehabt zu heiraten, daran erinnerte sich Tom. Ed schnippte an Toms Haar herum; vorn sollte ein Büschel stehen.

»Und Derwatt –« Bernard brach ab, die Stimme kippte um.

»Ach, hör doch auf, Bernard.« Ed lachte hysterisch.

Auch Bernard lachte. »Entschuldige. Tut mir leid – wirklich.« Es klang ehrlich reuevoll.

Jetzt wurde mit Klebstoff der Bart angeheftet.

Ed sagte: »Du mußt hier mal ein bißchen hin- und hergehen, Tom, damit du dich dran gewöhnst. In der Galerie wirst du – also du brauchst nicht den Haupteingang zu benutzen, das haben wir uns überlegt. Da ist eine Hintertür; Jeff macht uns auf. Ein paar von den Journalisten werden wir nach hinten ins Büro einlassen, weißt du, und da haben wir nur eine Stehlampe an. Die kleine Lampe haben wir herausgenommen und auch die Birne aus der Deckenlampe, die kann also gar nicht angehen.«

Der angeklebte Bart fühlte sich ganz kühl an auf der Haut. Tom besah sich im Spiegel in der Toilette und fand, er sähe ein bißchen aus wie D. H. Lawrence. Auch um den Mund herum waren Barthaare; das störte ihn. Unter dem Spiegel standen auf einer kleinen Konsole drei Fotos von Derwatt: einmal in Hemdsärmeln auf einem Liegestuhl, ein Buch in der Hand, einmal der Kamera zuge-

wandt, neben einem Mann, den Tom nicht kannte. Auf allen Bildern trug Derwatt eine Brille.

»Die Brille«, sagte Ed, als habe er Toms Gedanken gelesen.

Tom nahm die runde Brille, die Ed ihm reichte, und setzte sie auf. Das war schon besser. Er lächelte vorsichtig, um den Klebstoff nicht loszulösen. Die Brille hatte offenbar Fensterglas. Tom ging leicht gebeugt ins Atelier zurück und sagte mit einer Stimme, die hoffentlich ähnlich klang wie die von Derwatt:

»Nun erzählt mir mal was von diesem Murchison –«

»Tiefer!« verlangte Bernard. Die knochigen Hände fuhren wild durch die Luft.

»Von diesem Murchison«, wiederholte Tom.

»Ja«, sagte Bernard. »Jeff glaubt, Murchison ist der Ansicht, daß Derwatt eine frühere Technik wiederaufgenommen hat. Nämlich in seinem Bild ›Die Uhr‹. Also ehrlich gesagt, ich weiß nicht genau, was er meint.« Bernard schüttelte hastig den Kopf, zog ein Taschentuch heraus und schneuzte sich. »Ich habe mir gerade mal ein Foto – eins von Jeffs Fotos von der ›Uhr‹ angesehen. Ich hatte es drei Jahre nicht gesehen. Das Bild selbst, meine ich.« Er sprach leise, als ob die Wände zuhörten.

»Ist dieser Murchison Fachmann?« fragte Tom und überlegte dabei: was ist eigentlich ein Fachmann?

»Nee, er ist bloß Geschäftsmann. Amerikaner«, erwiderte Ed. »Er sammelt Bilder. Und er hat ´n Floh im Ohr.«

Nein, es war doch wohl mehr als das, sonst wären sie nicht alle so betroffen, dachte Tom. »Muß ich auf irgendwas Spezielles gefaßt sein?«

»Nein«, sagte Ed. »Das muß er doch nicht, Bernard, oder?«

Bernard fuhr fast zurück und versuchte dann zu lachen. Einen Augenblick lang sah er so aus wie damals,

vor Jahren: jünger, fast kindlich. Er war viel dünner als vor drei oder vier Jahren, als sie sich zuletzt gesehen hatten, dachte Tom.

»Wenn ich das wüßte«, sagte Bernard. »Du mußt – du mußt einfach fest dabeibleiben, daß das Bild ›Die Uhr‹ von Derwatt stammt.«

»Werd ich«, erwiderte Tom. Er ging auf und ab und übte das leicht gebeugte Schreiten, nicht zu schnell. Hoffentlich war es so richtig.

»Aber«, fuhr Bernard fort, »wenn Murchison weiter darüber redet, über – ich – den ›Mann im Sessel‹, den du hast, Tom –«

Das war eine Fälschung. »Den braucht er ja nie zu sehen«, meinte Tom. »Ich liebe das Bild.«

»›Die Wanne‹ – das ist in der Ausstellung mit drin.«

»Macht dir das Kopfschmerzen?« fragte Tom.

»Ach – das ist in derselben Technik«, sagte Bernard. »Ja – vielleicht.«

»Dann weißt du also, welche Technik Murchison meint? Warum nimmst du dann nicht einfach ›Die Wanne‹ aus der Ausstellung heraus, wenn du Bedenken hast?«

»Das geht nicht, es ist im Programm angezeigt«, sagte Ed. »Wir haben uns überlegt, wenn wir es rausnehmen, dann würde Murchison es vielleicht sehen wollen, oder er würde fragen, wer es gekauft hat und so.«

Sie kamen nicht recht vorwärts bei ihrem Gespräch. Tom hatte immer noch keine klare Vorstellung von dem, was sie – oder Murchison – meinten, wenn sie von der Technik dieser speziellen Bilder sprachen.

»Du wirst ja nie mit Murchison zusammenkommen, da kannst du unbesorgt sein«, sagte Ed zu Bernard.

»Kennst du ihn?« fragte Tom zu Ed gewandt.

»Nein, nur Jeff kennt ihn. Seit heute morgen.«

»Und wie ist er so?«

»Ach – Jeff sagt, er ist ungefähr fünfzig, groß, typischer Amerikaner. Ganz höflich, aber hartnäckig. Du – war da nicht ein Gürtel in der Hose?«

Tom zog den Gürtel etwas enger und roch an dem Jackenärmel. Er roch schwach nach Mottenkugeln, was aber vielleicht unterging in dem Zigarettenrauch. Und außerdem: Derwatt konnte ja in den letzten Jahren mexikanische Kleidung getragen haben, und seine europäischen Sachen waren hier irgendwo aufbewahrt. Tom betrachtete sich in einem hohen Spiegel, über dem eine von Jeffs sehr hellen Lampen angebracht war, die Ed angeschaltet hatte. Plötzlich bog er sich vor Lachen und sagte dann entschuldigend: »Ich dachte gerade daran, was für phantastische Gelder Derwatt verdient hat. Und dann diese Anhänglichkeit an die alten Sachen!«

»Das geht schon. Er ist eben ein Einsiedler«, sagte Ed.

Das Telefon klingelte; Ed nahm den Hörer auf, und Tom hörte, wie er beruhigend zu jemandem – sicher Jeff – sagte, Tom sei angekommen und zum Gehen bereit.

Tom war noch nicht ganz so bereit. Ihm war jetzt heiß vor Nervosität. Mit nicht ganz echter Munterkeit fragte er Bernard: »Was macht Cynthia? Siehst du sie noch manchmal?«

»Nein, wir sehen uns nicht mehr. Jedenfalls nicht mehr oft.« Bernard warf einen Blick auf Tom und blickte dann wieder zu Boden.

»Was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß Derwatt für ein paar Tage nach London gekommen ist?«

»Ich glaube, sie wird gar nichts sagen«, erwiderte Bernard tonlos. »Sie wird ganz gewiß – ganz gewiß nichts verraten, da bin ich sicher.«

Ed war jetzt fertig mit seinem Telefongespräch und

sagte: »Cynthia wird gar nichts sagen, Tom. Das täte sie nicht. Du kennst sie doch noch, nicht wahr?«

»Ja, etwas«, erwiderte Tom.

»Wenn sie bis heute nichts gesagt hat, dann wird sie auch jetzt nichts sagen«, meinte Ed. Es klang wie: Sie ist kein Spielverderber und auch keine Klatschbase.

»Sie ist wundervoll«, sagte Bernard träumerisch, ohne jemanden dabei anzusehen. Plötzlich sprang er auf und stürzte ins Badezimmer. Man wußte nicht recht, ob er die Toilette brauchte oder ob ihm schlecht geworden war.

»Mach dir um Cynthia keine Gedanken, Tom«, sagte Ed halblaut. »Sie wohnt ja hier – ich meine in London. Seit drei Jahren oder so haben wir nicht viel von ihr gehört – du weißt, sie hat sich damals von Bernard getrennt. Oder er sich von ihr.«

»Geht es ihr gut? Hat sie jemand anders?«

»Oh, ich glaube schon, sie hat einen Freund.«

Bernard kam jetzt zurück.

Tom schenkte sich einen Whisky ein, Bernard trank einen Pernod. Ed wollte nichts; er hatte ein Beruhigungsmittel genommen, sagte er, und wollte deshalb lieber nichts trinken. Als es fünf Uhr war, hatte Tom die nötigsten Informationen erhalten oder aufgefrischt. Er wußte die Stadt in Griechenland, in der Derwatt vor fast sechs Jahren offiziell zuletzt gesehen worden war. Wenn man Tom fragte, so sollte er sagen, er habe Griechenland unter einem anderen Namen auf einem griechischen Tanker verlassen, der nach Vera Cruz fuhr und auf dem er als Maschinist und Schiffsmaler angeheuert habe.

Sie liehen sich Bernards Mantel, der älter aussah als Toms oder einer von Jeff, die im Schrank hingen. Dann machten sich Tom und Ed auf den Weg und ließen Bernard in Jeffs Atelier zurück, wo sie sich später alle treffen wollten.

»Mein Gott, wie ist er bloß trübsinnig«, sagte Tom auf der Straße. Er hinkte leicht. »Wie lange kann er so noch weitermachen?«

»Nach heute mußt du ihn nicht beurteilen. Er macht schon weiter. Wenn eine Ausstellung bevorsteht, ist er immer so.«

Bernard war hier das Arbeitstier, dachte Tom. Ed und Jeff genossen das Extrageld, das gute Leben, das gute Essen. Bernard lieferte nur die Bilder, die das alles möglich machten.

Ein Taxi schoß die linke Straßenseite hinauf. Tom fuhr heftig zurück.

»Ausgezeichnet«, sagte Ed lächelnd. »Nur weiter so.«

Am Taxistand fanden sie einen Wagen und stiegen ein. Tom fragte: »Und dieser – dieser Verwalter oder Manager in der Galerie – wie heißt er doch noch?«

»Leonard Hayward. Er ist ungefähr sechsundzwanzig. Ganz komischer Kerl, gehört eigentlich in eine Boutique in Chelsea, aber er ist in Ordnung. Wir haben ihn eingeweiht, Jeff und ich. Mußten wir. Es ist auch sicherer; wenn er sich schriftlich bereit erklärt – was er getan hat –, die Galerie mit zu verwalten, dann hat er keine Möglichkeit zur Erpressung, weißt du. Wir bezahlen ihn gut, und es macht ihm Spaß. Er schickt uns auch ganz anständige Kunden.« Ed sah Tom an und lächelte: »Vergiß nicht den leicht proletarischen Anklang in deiner Aussprache, Tom. Ich weiß noch, du konntest es ganz gut.«

3

Ed Banbury läutete an einer dunkelroten Tür in der Hinterwand eines Hauses. Tom hörte, wie ein Schlüssel umgedreht wurde, dann ging die Tür auf, und Jeff stand vor ihnen, mit strahlendem Lächeln.

»Tom! Phantastisch!« flüsterte er.

Sie gingen über einen kurzen Gang in ein behagliches Büro mit Schreibtisch und Schreibmaschine, Büchern und beigefarbenem Teppichboden. An die Wand gelehnt standen Gemälde und Mappen mit Zeichnungen.

»Also, wie gelungen du aussiehst – ich kann's gar nicht sagen, Derwatt!« Jeff schlug Tom auf die Schulter. »Hoffentlich fällt dir der Bart jetzt nicht ab.«

»Nicht mal bei Sturm würde der abfallen«, warf Ed ein.

Jeff Constant war stärker geworden, und sein Gesicht war gerötet – vielleicht hatte er unter der Höhensonne gegessen. In den Manschetten trug er viereckige Goldknöpfe, und der schwarz-blau gestreifte Anzug sah nagelneu aus. Ein Haarteil – Toupet nannte man das jetzt – bedeckte die lichte Stelle oben auf der Schädeldecke, die inzwischen ganz kahl sein mußte. Durch die geschlossene Tür zur Galerie hörte man Stimmengewirr. Es waren viele Stimmen, und das aufspringende Lachen einer Frau erinnerte Tom, obgleich ihm jetzt nicht lyrisch zumute war, an einen Tümmler im Sprung über einer bewegten See.

»Sechs Uhr«, verkündete Jeff, während er die Manschette zurückschob, um auf die Uhr zu sehen. »Ich gehe jetzt rüber und sage einigen der Journalisten, daß Derwatt hier ist. Da wir in England sind, gibt es keinen –«

»Haha! Keinen was?« unterbrach ihn Ed.

»- keinen Massenansturm«, sagte Jeff fest. »Dafür

werde ich sorgen.«

»Du setzt dich hierher. Oder du bleibst stehen, wenn du lieber willst«, sagte Ed zu Tom und wies auf den Schreibtisch, der schräg im Zimmer stand und einen Stuhl hinter sich hatte.

»Ist Murchison auch hier?« fragte Tom mit Derwatts Stimme.

Jeffs etwas starres Lächeln wurde breiter und eine Spur unsicher. »O ja, der ist hier. Du mußt ihn natürlich auch sprechen, aber erst später, nach der Presse.« Jeff war unruhig, er wollte jetzt gehen und ging dann auch, obgleich er aussah, als hätte er noch mehr zu sagen. Der Schlüssel wurde umgedreht.

»Gibt's hier irgendwo Wasser?« fragte Tom.

Ed zeigte ihm ein kleines Badezimmer, dessen Eingang von einer herauschwingenden Bücherwand verkleidet war. Hastig trank Tom einen Schluck Wasser, und als er aus dem Badezimmer kam, sah er zwei Presseleute mit Jeff eintreten; einer war über Fünfzig, der andere in den Zwanzigern, und auf beiden Gesichtern stand Überraschung und blanke Neugier.

»Darf ich bekannt machen«, sagte Jeff. »Mr. Gardiner vom *Telegraph*. Derwatt. Und Mr. —«

»Perkins«, sagte der jüngere Mann. »Vom *Sunday* —«

An der Tür klopfte es, bevor die Begrüßung zu Ende war. Tom ging leicht gebückt, fast rheumatisch auf den Schreibtisch zu. Die einzige Lampe im Zimmer hing in der Nähe der Tür zur Galerie, gut zehn Fuß von ihm entfernt. Aber er hatte bemerkt, daß Mr. Perkins ein Blitzlichtgerät bei sich trug.

Vier weitere Herren und eine Dame wurden eingeladen. Vor allem Frauenaugen fürchtete Tom in dieser Situation. Die Dame wurde ihm als Miss Eleanor Soundso vom *Manchester* Irgendwas vorgestellt.

Dann ging das Gefrage los. Jeff hatte zwar vorgeschlagen, jeder Reporter solle nacheinander seine Fragen stellen, aber das wurde von niemandem beachtet, weil jeder nur erpicht darauf war, die eigenen Fragen beantwortet zu bekommen.

»Wollen Sie für immer in Mexiko bleiben, Mr. Derwatt?«

»Mr. Derwatt, wir sind sehr überrascht, Sie hier zu sehen. Was hat Sie bewogen, nach London zu kommen?«

»Nennen Sie mich doch nicht Mr. Derwatt«, sagte Tom mißmutig, »Derwatt genügt.«

»Was halten Sie von Ihren letzten Bildern? Glauben Sie, es sind Ihre besten?«

»Derwatt – leben Sie allein in Mexiko?« fragte die Dame Eleanor.

»Ja.«

»Können Sie uns den Namen des Dorfes nennen?«

Drei weitere Männer kamen herein, und Tom merkte, daß Jeff einen von ihnen dringend bat, draußen zu warten.

»Eins werde ich Ihnen nicht sagen, und das ist der Name meines Dorfes«, erwiderte Tom langsam. »Es wäre nicht fair gegenüber den Einwohnern.«

»Derwatt, Sie –«

»Derwatt, einige Kritiker haben behauptet –«

Jemand schlug mit der Faust an die Tür. Jeff hämmerte zurück und schrie: »Im Augenblick niemand mehr, bitte!«

Jetzt klang es, als splitterte die Tür, und Jeff stemmte sich mit der Schulter dagegen. Die Tür gab nicht nach, das sah Tom. Gelassen wandte er den Blick ab und betrachtete den Fragesteller.

»- behauptet, Ihre Bilder glichen einer Periode in Picassos Werk, die mit der kubistischen Ära verwandt ist –

Sie wissen, als er Gesichter und Formen zu trennen begann.«

»Ich habe keine Perioden«, erwiderte Tom. »Picasso hat Perioden, ich nicht. Deshalb kann man sich bei Picasso niemals eindeutig festlegen – falls einer das wollte. Man kann unmöglich sagen: ›Ich mag Picassco‹, weil damit nie eine bestimmte Periode gemeint sein kann. Picasso spielt. Gut, soll er – aber damit zerstört er das, was sonst eine echte und integrierte Persönlichkeit sein könnte. Was ist Picassos Persönlichkeit, können Sie mir das sagen?«

Die Reporter schrieben fleißig mit.

»Welches Bild in der heutigen Ausstellung haben Sie am liebsten? Was ist Ihr Lieblingsbild?«

»Ich habe kein – nein, ich kann nicht sagen, daß ich ein Bild in dieser Ausstellung am liebsten habe. Danke schön.« Ob Derwatt wohl rauchte? Ach, zum Teufel. Tom griff nach Jeffs Zigarettenschachtel und zündete sich eine Zigarette mit dem Tischfeuerzeug an, bevor zwei der Reporter ihm Feuer geben konnten. Er lehnte sich zurück, um seinen Bart vor den Flammen zu schützen. »Vielleicht sind mir die alten am liebsten, ›Die roten Stühle‹ oder ›Die fallende Frau‹. Leider verkauft.« Der letzte Titel war eine Eingebung des Himmels. Es gab ihn wirklich.

»Wo ist das? Ich kenne es nicht, aber den Namen kenne ich«, sagte jemand.

Scheu und eremitengleich heftete Tom die Augen auf die ledergefaßte Schreibunterlage auf Jeffs Schreibtisch. »Das weiß ich nicht mehr. ›Die fallende Frau‹ – ja, ich glaube, das wurde nach Amerika verkauft.«

Die Reporter kamen mit neuen Fragen. »Sind Sie froh über Ihre Verkaufserfolge, Derwatt?«

»Wer wäre da nicht froh?«

»Sie leben in Mexiko. Inspiriert Sie das Land? In der Ausstellung sind gar keine Bilder mit mexikanischem Hintergrund.«

Das war eine kleine Hürde, aber Tom nahm sie. Er hatte eben immer aus der Phantasie gemalt.

»Können Sie wenigstens das Haus in Mexiko beschreiben, in dem Sie wohnen?« fragte Eleanor.

Ja, das konnte er. Ein einstöckiger Bau mit vier Zimmern. Ein Bananenstrauch stand davor. Jeden Morgen um zehn kam ein Mädchen aus dem Dorf zum Saubermachen; nachher kaufte sie für ihn ein und brachte frisch gebackene *tortillas* mit, die er mit roten Bohnen – *frijoles* – zu Mittag aß. Ja, Fleisch war knapp, aber es gab Ziegenfleisch. Wie das Mädchen hieß? Juana.

»Wie nennen die Dorfleute Sie – Derwatt?«

»Ja, früher schon, und sie sprachen es völlig anders aus. Jetzt nennen sie mich Filipo. Das genügt auch – mehr als Don Filipo ist nicht nötig.«

»Sie wissen also gar nicht, daß Sie Derwatt sind!«

Wieder lachte Tom leicht auf. »Ich glaube nicht, daß sie sich für die *Times* oder *Arts Review* interessieren.«

»Hat London Ihnen nicht gefehlt? Wie finden Sie die Stadt?«

»War es einfach nur ein Einfall, daß Sie jetzt zurückgekommen sind?« fragte Perkins.

»Ja. Nichts als ein Einfall.« Toms Lächeln war das weise Lächeln des Philosophen, der jahrelang einsam am Fuß mexikanischer Berge meditiert hat.

»Kommen Sie jemals – inkognito nach Europa? Wir wissen, Sie lieben die Einsamkeit –«

»Derwatt, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie morgen zehn Minuten Zeit für mich hätten. Darf ich fragen, wo Sie –«

»Tut mir leid, aber ich weiß noch nicht, wo ich wohne«,

sagte Tom.

Freundlich drängte Jeff die Reporter jetzt zum Gehen, und die Kameras begannen zu blitzen. Tom sah zu Boden; dann, als sie ihn baten, blickte er für einige Aufnahmen geradeaus. Jeff ließ einen Kellner mit weißer Jacke ein, der ein Tablett mit Gläsern trug. Das Tablett wurde im Nu geleert.

Mit scheuer Liebenswürdigkeit hob Tom die Hand zum Abschied. »Haben Sie vielen Dank – alle.«

»Mehr nicht, bitte«, sagte Jeff an der Tür.

»Aber ich –«

»Ah, Mr. Murchison. Bitte treten Sie ein.« Jeff wandte sich an Tom. »Derwatt – hier ist Mr. Murchison. Aus Amerika.«

Mr. Murchison war ein großer Mann mit freundlichem Gesicht. »Guten Tag, Mr. Derwatt«, sagte er lächelnd. »Was für eine unerwartete Freude, Sie hier in London zu sehen!«

Händeschütteln. »Guten Tag«, sagte Tom.

»Und dies ist Edmund Banbury«, sagte Jeff. »Mr. Murchison.«

Auch Ed begrüßte Mr. Murchison.

»Ich besitze nämlich eins Ihrer Bilder, ›Die Uhr‹. Ich habe es sogar mitgebracht.« Mit breitem, offenem Lächeln blickte Mr. Murchison Tom an, fasziniert und respektvoll. Tom hoffte, daß ihm die Überraschung den Blick ein wenig trübte.

»Ach ja«, sagte Tom.

Wieder schloß Ed behutsam die Tür ab. »Wollen Sie nicht Platz nehmen, Mr. Murchison?«

»Danke, ja.« Murchison setzte sich auf einen Stuhl.

Jeff begann die Gläser einzusammeln, die am Rand der Bücherborde und auf dem Schreibtisch standen.

»Also, wenn ich gleich zur Sache kommen darf, Mr.

Derwatt – mich interessiert ein bestimmter Wechsel in der Technik, den Sie in der ›Uhr‹ vorgenommen haben. Sie wissen doch, welches Bild ich meine?« fragte Murchison.

War das eine gezielte Frage oder nicht? »Selbstverständlich«, sagte Tom.

»Können Sie es beschreiben?«

Tom stand immer noch an den Schreibtisch gelehnt. Ein leichtes Frösteln überlief ihn. Er lächelte. »Ich kann meine Bilder nie richtig beschreiben. Es würde mich nicht wundern, wenn hier gar keine Uhr drin wäre. Sie wußten sicher nicht, daß ich sehr oft meine Titel nicht selber mache. Wie jemand zum Beispiel ›Sonntagmittag‹ aus einem Bild von mir herauslesen konnte, werde ich nie begreifen.« (Tom hatte einen Blick auf das Programm der achtundzwanzig Derwatts geworfen, die die heutige Ausstellung enthielt; Jeff oder sonst jemand hatte es klugerweise geöffnet auf die Schreibunterlage gelegt.) »Ist das dein Werk, Jeff?«

Jeff lachte. »Nein, ich glaube, das war Ed. Möchten Sie etwas trinken, Mr. Murchison? Ich hole Ihnen ein Glas.«

»Vielen Dank, nein, ich möchte nichts.« Wieder wandte sich Mr. Murchison an Tom. »Es ist eine blauschwarze Uhr, und sie wird gehalten von – Sie wissen doch?« Er lächelte, als gebe er Tom ein einfaches Rätsel auf.

»Von einem kleinen Mädchen, glaube ich, und sie – sie blickt den Beschauer an, nicht wahr?«

»Hm-m. Ja, das stimmt. Aber ich glaube, Sie mögen auch gar keine kleinen Jungen, oder?«

Tom lachte erleichtert auf, weil er richtig geraten hatte.

»Ja, ich muß sagen, kleine Mädchen sind mir lieber.«

Murchison zündete sich eine Chesterfield an. Er hatte braune Augen, leichtgewelltes hellbraunes Haar und ein

energisches Kinn, das wie der ganze Mann etwas zu fleischig war. »Ich möchte gern, daß Sie mein Bild mal ansehen. Ich habe einen Grund dafür, wissen Sie. Einen Augenblick, ich hole es. Es ist draußen bei den Mänteln.«

Jeff ließ ihn hinaus und schloß hinter ihm die Tür ab.

Jeff und Tom sahen sich an. Ed stand gegen eine Bücherwand gelehnt und schwieg. Tom sagte flüsternd:

»Menschenskinder – die ganze Zeit hat das verdammte Bild da in der Garderobe gestanden? Hätte nicht einer von euch es herausholen und verbrennen können?«

»Ha-ha!« lachte Ed unsicher.

Jeff wollte lächeln, doch der Mund zuckte nur. Er blieb unbewegt, als ob Murchison noch im Zimmer wäre.

»Na, dann wollen wir ihn mal anhören«, sagte Tom langsam und zuversichtlich mit Derwatts Stimme. Er versuchte, die Manschetten zurückfallen zu lassen, aber es ging nicht.

Jetzt kam Murchison zurück; unter dem Arm trug er ein in braunes Packpapier gewickeltes Bild. Es war ein mittelgroßer Derwatt, etwa sechzig mal hundert Zentimeter. »Dafür habe ich zehntausend Dollar bezahlt«, sagte er lächelnd. »Sie finden es sicher leichtsinnig von mir, es einfach in der Garderobe stehen zu lassen, aber ich neige dazu, den Menschen zu trauen.« Er löste die Verpackung mit Hilfe seines Taschenmessers und fragte dann Tom: »Kennen Sie dieses Bild?«

Auch Tom lächelte. »Natürlich kenne ich es.«

»Sie erinnern sich, daß Sie es gemalt haben?«

»Es ist mein Bild«, erwiderte Tom.

»Es geht mir um das Rot in diesem Bild, wissen Sie. Hier das Purpurrot. Das hier ist eindeutig Kobaltlila, das sehen Sie wahrscheinlich besser als ich.« Mr. Murchison verzog den Mund zu einem entschuldigenden Lächeln. »Das Bild ist mindestens drei Jahre alt, denn vor drei

Jahren habe ich es gekauft. Aber wenn ich nicht irre, dann haben Sie doch diese Kobaltfarbe schon vor fünf oder sechs Jahren aufgegeben und sind zu einer Mischung von Cadmiumrot und Ultramarin übergegangen. Die genaue Zeit kann ich nicht mehr sagen.«

Tom schwieg. Die Uhr auf diesem Bild war schwarz und purpurrot. Der Pinselstrich und die Farben ähnelten denen des ›Mann im Sessel‹ (den Bernard gemalt hatte) zu Hause. Tom verstand nicht ganz, worauf Murchison mit dem zweifelhaften Purpurrot hinauswollte. Ein kleines Mädchen in Rosa und Apfelgrün hielt die Uhr, oder vielmehr legte sie die Hand darauf, denn die Uhr war groß und stand auf einem Tisch. »Ich muß gestehen, ich weiß es nicht mehr«, sagte er schließlich. »Vielleicht habe ich hier doch klares Kobaltlila genommen.«

»Und auch auf dem Bild ›Die Wanne‹, das draußen hängt.« Murchison machte eine Kopfbewegung in Richtung auf die Galerie. »Aber in allen andern nicht. Das finde ich eben merkwürdig. Normalerweise nimmt kein Maler die Farbe wieder auf, die er einmal abgelegt hat. Ich finde die Kombination von Cadmium und Ultramarin bei weitem interessanter, die Sie in jüngster Zeit benutzt haben.«

Tom war ganz gelassen. Ob er unruhiger sein müßte? Er zuckte leicht die Achseln.

Jeff war in dem kleinen Badezimmer verschwunden, wo er sich mit Gläsern und Aschbechern zu schaffen machte.

»Vor wieviel Jahren haben Sie ›Die Uhr‹ gemalt?« fragte Murchison.

»Tut mir leid, aber das weiß ich nicht mehr«, sagte Tom offen. Er hatte jetzt verstanden, worauf Murchison hinauswollte, mindestens in puncto Zeit, und er fügte hinzu: »Es kann vier oder fünf Jahre her sein. Es ist ein

altes Bild.«

»Es ist mir aber nicht als altes Bild verkauft worden. Und ›Die Wanne‹ da draußen, die ist vom letzten Jahr datiert und hat genau dasselbe Kobaltlila.«

Das Kobalt für die tiefen Schatten war auf dem Bild ›Die Uhr‹ keineswegs dominierend. Murchison mußte Adleraugen haben. Tom überlegte. ›Die roten Stühle‹ – ein früher und echter Derwatt – hatten dieselbe klare Kobaltfarbe. Ob das Bild präzise datiert war? Wenn er nun einfach sagte, ›Die roten Stühle‹ seien erst drei Jahre alt, und wenn er das auf irgendeine Art beweisen konnte, dann konnte er Murchison zum Teufel schicken. Das mußte nachher mit Jeff und Ed besprochen werden.

»Sie wissen ganz genau, daß Sie dieses Bild ›Die Uhr‹ gemalt haben?« fragte Murchison.

»Ich weiß, daß es mein Bild ist«, antwortete Tom. »Kann sein, daß es in Griechenland oder auch in Irland war. Ich merke mir keine Daten, und die Daten, die die Galerie nennt, sind nicht immer genau die Daten, zu denen – wo ich ein Bild gemalt habe.«

»Ich glaube nicht, daß ›Die Uhr‹ Ihr Werk ist«, sagte Murchison liebenswürdig und bestimmt.

»Mein Gott, warum denn nicht?« fragte Tom ebenso zuvorkommend.

»Ich weiß, es ist wirklich impertinent von mir, so etwas zu behaupten. Aber ich habe im Museum in Philadelphia einige Ihrer früheren Bilder gesehen, Mr. Derwatt. Wenn ich so sagen darf, Sie –«

»Bitte nennen Sie mich nur Derwatt, das ist mir lieber.«

»Derwatt. Ich meine, Sie sind so produktiv – Sie könnten vielleicht ein Bild vergessen oder vielmehr sich nicht daran erinnern. Ich gebe zu, ›Die Uhr‹ ist in Ihrem Stil gemalt, und das Thema ist ebenfalls typisch für Ihre –«

Jeff hörte ebenso wie Ed aufmerksam zu. Als der Amerikaner jetzt eine Pause machte, sagte Jeff: »Aber das Bild ist doch tatsächlich aus Mexiko gekommen, zusammen mit einigen andern von Derwatt. Er schickt uns immer zwei oder drei auf einmal.«

»Ja. Das Bild ist auch datiert, auf der Rückseite, und zwar in der gleichen schwarzen Farbe wie Derwatts Unterschrift. Und es ist drei Jahre alt«, sagte Murchison und drehte sein Bild herum, damit alle es sehen konnten. »Ich habe die Unterschrift und das Datum in Amerika analysieren lassen. Sie sehen, so viel Mühe habe ich mir immerhin gemacht.« Er lächelte.

»Ich verstehe nicht ganz, wo die Schwierigkeit liegt«, sagte Tom. »Ich habe es in Mexiko gemalt, und wenn das Datum in meiner Schrift darauf steht, dann stimmt es auch.«

Murchison blickte Jeff an. »Mr. Constant, Sie sagten, Sie hätten ›Die Uhr‹ in einer Sendung zusammen mit zwei anderen Bildern erhalten?«

»Ja. Mir fällt gerade ein – die beiden andern sind auch hier, es sind Leihgaben der Londoner Eigentümer. Das eine ist ›Die gelbe Scheune‹ und das andere – weißt du noch das andere, Ed?«

»Ich glaube, es war ›Vogelperspektive‹, nicht?«

An Jeffs Kopfnicken erkannte Tom, daß das stimmte. Oder Jeff war ein guter Schauspieler.

»Ja, das war's«, sagte Jeff.

»Die haben eine andere Technik. Da ist auch Purpur drin, aber das ist eine Mischung aus verschiedenen Farben. Die beiden, die Sie eben erwähnten, sind echt. Jedenfalls sind sie echte spätere Bilder.«

Hier irrte Murchison: auch diese Bilder waren Fälschungen. Tom kratzte sich sehr vorsichtig den Bart. Er behielt seine gelassene und leicht belustigte Miene bei.

Murchison blickte von Jeff zu Tom. »Sie halten mich sicher für anmaßend. Aber Derwatt, ich will Ihnen sagen: Ihre Bilder sind gefälscht. Ich gehe sogar noch weiter und wette jede Summe mit Ihnen, daß ›Die Uhr‹ nicht von Ihnen stammt.«

»Aber Mr. Murchison«, sagte Jeff, »das läßt sich doch sehr leicht beweisen mit –«

»Mit einer Empfangsbestätigung für eine bestimmte Anzahl Bilder in einem bestimmten Jahr? Bilder aus Mexiko, die vielleicht noch nicht mal benannt sind? Wenn Derwatt ihnen gar keinen Namen gibt?«

»Die Galerie Buckmaster ist der einzig berechtigte Händler für Derwatts Werke. Und das Bild haben Sie von uns gekauft.«

»Das weiß ich. Und ich beschuldige weder Sie noch – Derwatt. Ich sage nur: ich halte dieses Bild nicht für einen Derwatt. Was da geschehen ist, kann ich Ihnen auch nicht sagen.« Murchison blickte von einem zum andern, etwas verlegen von der eigenen Vehemenz, aber vollkommen überzeugt und sicher. »Nach meiner Theorie ist es ausgeschlossen, daß ein Maler jemals zu einer früheren Farbe oder Farbkombination zurückkehrt, wenn er einmal umgeschwenkt ist zu so einer subtilen und doch so gravierenden Farbe, wie es das Lavendelblau in allen Gemälden von Derwatt ist. Habe ich recht, Derwatt?«

Tom seufzte und fuhr sich mit dem Zeigefinger über den Schnurrbart. »Ich weiß es nicht. Sie sind sicher mehr Theoretiker als ich, glaube ich.«

Pause. Dann fragte Jeff:

»Mr. Murchison, was sollen wir jetzt also tun? Was möchten Sie? Daß wir Ihnen das Geld zurückerstatten? Dazu sind wir gern bereit. Derwatt hat das Bild soeben – soeben verifiziert, und offen gesagt: heute ist es mehr wert als zehntausend Dollar.«

Tom hoffte, Murchison werde auf den Vorschlag eingehen, aber dazu war er nicht der Mann. Murchison ließ sich Zeit, schob die Hände in die Hosentaschen und betrachtete Jeff. »Danke schön, aber an dem Geld liegt mir nicht so viel wie an meiner Theorie. An meinem Urteil. Ich bin jetzt in London, wo es sicher ebenso gute Kenner von Gemälden gibt wie sonst irgendwo in der Welt, vielleicht sogar die besten, und deshalb werde ich ›Die Uhr‹ einem Fachmann zur Prüfung übergeben, der sie mit einigen – ganz einwandfreien Derwatts vergleichen wird.«

»Schön«, sagte Tom bereitwillig.

»Vielen Dank, daß ich Sie aufsuchen durfte, Derwatt. Hat mich sehr gefreut.« Murchison streckte ihm die Hand entgegen, die Tom herzlich drückte.

»Mich ebenfalls, Mr. Murchison.«

Er half beim Einpacken des Bildes und holte noch Bindfaden herbei, weil der alte zerschnitten war und nicht mehr reichte.

»Kann ich Sie über die Galerie hier erreichen?« fragte der Amerikaner Tom. »Morgen vielleicht?«

»O ja – hier wissen sie sicher, wo ich bin.«

Als Murchison gegangen war, stießen Jeff und Ed einen tiefen Seufzer aus.

»Also: wie ernsthaft ist die Sache?« fragte Tom.

Jeff verstand mehr von Bildern. Er sprach zuerst, mit einiger Mühe. »Wenn er einen Experten hinzuzieht, wird es bedenklich, glaube ich. Und das wird er tun. Er kann recht haben mit dem Rotblau. Es kann ein Anfang sein, der zu Schlimmerem führt.«

Tom sagte: »Jeff, können wir nicht wieder in dein Atelier gehen? Kannst du mich aus der Hintertür rauslassen wie weiland Aschenputtel?«

»Kann ich, aber ich will erst mit Leonard reden.« Jeff grinste. »Ich hol ihn her.« Er ging hinaus.

Das Stimmengemurmel in der Galerie hatte abgenommen. Tom sah Ed an, der etwas blaß aussah. Er dachte: *Ich kann verschwinden, aber du nicht.* Tom reckte die Schultern und hob die Finger zum V-Zeichen. »Kopf hoch, Banbury. Wir kommen schon durch.«

»Oder auch nicht«, erwiderte Ed mit einer leicht obszönen Geste.

Jetzt erschien Ed mit Leonard, einem schmalen adretten jungen Mann in edwardianischem Anzug mit vielen Knöpfen und Samteinfassungen. Bei Derwatts Anblick brach er in Lachen aus, und Jeff dämpfte ihn.

»Fabelhaft, ganz fabelhaft!« sagte Leonard und betrachtete Tom mit aufrichtiger Bewunderung. »Ich kenne viele Bilder von ihm, wissen Sie. Ganz phantastisch, wirklich. Beinahe wie ich letztes Jahr – da habe ich Toulouse-Lautrec gestellt, mit zurückgebundenen Füßen! Haha!« Er starrte Tom an. »Wer *sind* Sie eigentlich?«

»Das bleibt geheim«, sagte Jeff. »Man bescheide sich –«

»Man bescheide sich mit der Feststellung«, sagte Ed, »daß Derwatt soeben der Presse ein glänzendes Interview gegeben hat.«

»Und morgen gibt es ihn nicht mehr. Er kehrt zurück nach Mexiko«, sagte Jeff im Flüsterton. »Also – zurück zur Pflicht, Leonard.«

»*Ciao*«, sagte Tom und hob die Hand.

»*Hommage*«, erwiderte Leonard und verneigte sich. Er schob sich rückwärts zur Tür und fügte hinzu: »Die Leute sind beinahe alle weg. Der Schnaps auch.« Er schloß die Tür hinter sich.

Tom war nicht ganz so munter. Er sehnte sich danach, die Verkleidung abzulegen. Die Lage war prekär und noch keineswegs gelöst.

Sie kamen ins Atelier zurück und stellten fest, daß

Bernard fort war. Ed und Jeff schienen erstaunt, und auch Tom war nicht recht wohl, denn Bernard mußte wissen, was bevorstand.

»Man kann ihn doch natürlich erreichen –?« fragte Tom.

»Na klar.« Ed machte sich Tee in Jeffs kleiner Küche. »Bernard ist immer *chez lui*. Er hat Telefon.«

Es fuhr Tom durch den Kopf, daß auch das Telefon möglicherweise auf die Dauer nicht mehr sicher war.

»Also: Murchison wird dich noch einmal sprechen wollen«, sagte Jeff. »Und zwar zusammen mit dem Experten. Du mußt also verschwinden. Du fährst morgen wieder nach Mexiko – offiziell. Vielleicht sogar besser heute abend.« Jeff nippte an seinem Pernod. Er sah ganz zuversichtlich aus, vermutlich weil das Presse-Interview und sogar das Gespräch mit Murchison einigermaßen gut verlaufen war, dachte Tom.

»Blödsinn, Mexiko.« Ed kam mit seiner Tasse Tee ins Zimmer. »Derwatt hält sich irgendwo in England auf, bei Freunden, und selbst wir wissen nicht, wo. Laß mal ein paar Tage vergehen, *dann* kann er nach Mexiko fahren. Wie!? Wer weiß.«

Tom zog das schlappe Jackett aus. »Die roten Stühle – sind die datiert?«

»Ja«, gab Jeff zur Antwort. »Die sind sechs Jahre alt.«

»Hm. Das steht sicher in mehreren Drucksachen, was?« fragte Tom. »Ich dachte, man könnte es umdatieren, damit wir diese Purpursache aus der Welt schaffen.«

Ein schneller Blick ging zwischen Ed und Jeff hin und her, dann sagte Ed hastig: »Nein, das steht in zu vielen Katalogen.«

»Einen Ausweg gibt es. Bernard muß mehrere Bilder machen – mindestens zwei –, und zwar in dieser klaren Kobaltfarbe. Als Beweis dafür, daß er beide Schattierun-

gen verwendet.« Aber sehr überzeugt war Tom nicht von dem, was er sagte, und er wußte auch den Grund. Er hatte das Gefühl, daß sie gerade auf Bernard nicht länger zählen konnten. Tom sah die beiden andern nicht an. Sie hatten Zweifel. Er versuchte, gerade und aufrecht zu stehen und sich in seiner Derwatt-Aufmachung sicher zu fühlen. »Hab ich euch schon mal von meiner Hochzeitsreise erzählt?« fragte er mit Derwatts monotoner Stimme.

»Nee – erzähl mal von deiner Hochzeitsreise!« Jeff war bereit zum Lachen, er grinste schon.

Tom stellte sich leicht gebückt hin, wie Derwatt. »Es war – also es war beklemmend, die Atmosphäre. In Spanien. Wir hatten eine Hotelsuite genommen, Heloise und ich, und waren oben in unseren Zimmern, und unten im Patio war ein Papagei, der sang *Carmen* – und sehr schlecht. Und jedesmal, wenn wir gerade – na ja, dann legte er los: Ah-ha-ha-ha-ha-ha-haaaa –! Ah-haha-ha-ha-haaaa! Die Leute lehnten sich aus den Fenstern und brüllten auf spanisch: »Halt doch deinen Drecksschnabel! Wer hat diesem Geschöpf beigebracht, *Carmen* zu singen! Bring das Viech doch um! Koch ihn in der Suppe!« – Man kann sich nicht lieben, wenn man dabei lacht, das ist ausgeschlossen. Habt ihr das mal versucht? Es heißt doch, Lachen unterscheidet den Menschen vom Tier. Das andere tut's jedenfalls nicht, das ist sicher. Ed – kannst du mir aus diesen Klamotten raus helfen?«

Ed lachte aus vollem Halse, und Jeff wälzte sich auf dem Sofa vor Lachen und Erleichterung nach der Anspannung; aber Tom wußte, das würde nicht anhalten.

»Komm mit ins Klo.« Ed ließ heißes Wasser einlaufen. Tom zog sein eigenes Hemd und seine Hose wieder an. Wenn es ihm irgendwie gelang, Murchison zu sich nach Hause zu locken, bevor er mit dem Experten gesprochen hatte, dann konnte man vielleicht irgend etwas – Tom

wußte auch nicht was – unternehmen. »Wo wohnt Murchison in London?«

»In irgendeinem Hotel«, sagte Jeff. »Er hat nicht gesagt, in welchem.«

»Kannst du mal ein paar Hotels anrufen und fragen?«

Bevor Jeff das Telefon erreichte, klingelte es. Tom hörte, wie Jeff zu jemandem sagte, Derwatt sei nach Nordengland abgereist, und Jeff wisse nicht wohin. »Er ist eben ein Einsiedlertyp«, fügte Jeff hinzu. »Noch ein Mann von der Presse«, sagte er, als er aufgehängt hatte. »Wollte gern ein Interview haben.« Er schlug das Telefonbuch auf. »Ich werd's mal erst im Dorchester versuchen. Er sieht so nach Dorchester aus.«

»Oder nach Westbury«, meinte Ed.

Die Bartgaze ging nicht ganz leicht ab; immer wieder mußte man vorsichtig mit Wasser abtupfen. Dann folgte die Haarwäsche, um die Tönung zu entfernen. Schließlich hörte Tom, wie Jeff in munterem Ton sagte: »Nein, vielen Dank, ich rufe später noch mal an.«

»Das Mandeville also. Das ist da bei der Wigmore Street«, verkündete Jeff.

Tom zog sein rosa Hemd aus Venedig an. Dann ging er ans Telefon und bestellte im Mandeville ein Zimmer unter dem Namen Thomas Ripley. Er werde gegen acht Uhr abends dort sein, sagte er.

»Was hast du vor?« fragte Ed.

Tom lächelte. »Das weiß ich selbst noch nicht«, sagte er. Und das war die Wahrheit.

Das Hotel Mandeville war ein elegantes Hotel, wenn auch nicht annähernd so teuer wie das Dorchester. Tom traf um Viertel nach acht dort ein, schrieb seine Anmeldung aus und gab seine Adresse mit Villeperce-sur-Seine an. Flüchtig war ihm der Gedanke gekommen, einen falschen Namen und irgendeine ländliche Adresse in England anzugeben, denn er sah es kommen, daß er mit Mr. Murchison noch einen Strauß auszufechten hatte und dann vermutlich schnell verschwinden mußte; andererseits war es aber auch denkbar, daß er Murchison aufforderte, mit nach Frankreich zu kommen, und dann brauchte er seinen richtigen Namen. Er bat einen Pagen, seinen Koffer nach oben in sein Zimmer zu bringen, und warf dann einen Blick in die Bar, weil er hoffte, den Amerikaner dort zu treffen. Murchison war nicht dort. Tom entschloß sich, ein Bier zu trinken und etwas zu warten.

Nach zehn Minuten Warten mit einem Bier und dem *Evening Standard* war der Amerikaner immer noch nicht gekommen. Es gab viele Restaurants hier in der Gegend, das wußte Tom; aber er konnte nicht gut einfach an Murchisons Tisch treten und sich mit ihm bekannt machen unter dem Vorwand, er habe Murchison nachmittags in der Derwatt-Ausstellung gesehen. Oder sollte er es doch tun? Und dazu sagen, er habe gesehen, daß Murchison ebenfalls in das Hinterzimmer gegangen sei, um dort Derwatt zu sehen? Ja. – Gerade war Tom im Begriff, auf die Straße zu treten und die nächstliegenden Restaurants abzugrasen, als er Murchison in die Bar eintreten sah, und zwar nicht allein, denn er winkte jemandem, ihm zu folgen. Und zu Toms Erstaunen und Entsetzen sah er, daß der zweite Mann Bernard Tufts war.

Behende schlüpfte Tom aus der Tür auf der anderen Seite der Bar, die auf die Straße führte. Er war ziemlich sicher, daß Bernard ihn nicht gesehen hatte. Tom sah sich um nach einer Telefonzelle oder nach einem anderen Hotel, von dem aus er telefonieren konnte; er fand jedoch nichts und kehrte deshalb durch den Haupteingang ins Mandeville zurück, wo er sich seinen Schlüssel für Zimmer 411 geben ließ.

Oben in seinem Zimmer rief er Jeffs Atelier an. Es klingelte – drei-, vier-, fünfmal, dann – zu seiner Erleichterung – meldete sich Jeff.

»Hallo, Tom! Ich ging grade runter mit Ed, da hörte ich das Telefon. Was ist los?«

»Weißt du zufällig, wo Bernard ist?«

»Ach, den lassen wir heute abend ganz in Ruhe, er ist ziemlich durcheinander.«

»Er sitzt mit Murchison in der Bar vom Mandeville.«

»Was?!«

»Ja. Ich telefoniere in meinem Zimmer. Also, Jeff, was ihr auch tut – hörst du zu?«

»Ja doch!«

»Sag Bernard kein Wort davon, daß ich ihn gesehen habe. Und sag ihm nicht, daß ich im Mandeville bin. Und keine Aufregung, hörst du? Ich kann nur hoffen, daß er nicht gerade dabei ist, die Katze aus dem Sack zu lassen.«

»O Gott im Himmel«, stöhnte Jeff. »Nein, nein – das täte er doch nicht! Das kann ich mir nicht denken.«

»Bist du nachher zu Hause?«

»Ja, ich denke um – ach, jedenfalls vor zwölf, das ist sicher.«

»Gut – ich werd versuchen, dich noch mal anzurufen. Aber reg dich nicht auf, wenn es nichts wird. Versuch du lieber nicht, mich zu erreichen – es ist möglich, daß je-

mand bei mir im Zimmer ist«, sagte Tom mit plötzlichem Auflachen.

Auch Jeff lachte, aber es klang unfroh. »Okay, Tom.« Tom legte auf.

Er war jetzt entschlossen, Murchison heute abend noch zu sprechen. Ob Murchison und Bernard wohl vorhatten, zusammen zu essen? Das wäre dumm, wenn er so lange warten müßte. Tom hängte einen Anzug in den Schrank und legte einige Hemden in die Schublade. Noch einmal rieb er sein Gesicht naß ab und blickte in den Spiegel, um sicher zu sein, daß auch der letzte Rest von Leim verschwunden war.

Er war unruhig, nahm seinen Mantel über den Arm und verließ das Zimmer. Vielleicht war ein Spaziergang nach Soho das beste, dort konnte er auch irgendwo essen. In der Hotelhalle warf er einen Blick durch die Glas-tür in die Bar.

Er hatte Glück: dort saß Murchison, allein, und unterschrieb die Rechnung des Kellners, und gerade schloß sich hinter ihm die Tür zur Straße. Vielleicht war eben Bernard hinausgegangen. Trotzdem sah sich Tom in der Halle um, falls Bernard nur schnell in die Herrentoilette gegangen war und gleich zurückkam. Er sah ihn nicht und wartete so lange, bis Murchison sich erhoben hatte und gerade gehen wollte. Jetzt trat Tom in die Bar. Er sah nachdenklich und leicht bedrückt aus, und so war ihm auch zumute. Zweimal blickte er Murchison an, als versuche er, sich das Gesicht ins Gedächtnis zurückzurufen. Einmal traf ihn Murchisons Blick.

Dann trat Tom auf ihn zu und sagte höflich: »Verzeihung – ich glaube, ich habe Sie heute in der Derwatt-Ausstellung gesehen.« Er sprach mit amerikanischem Mittelwesten-Akzent und hartem R in Derwatt.

»Ja, da bin ich gewesen«, sagte Murchison.

»Ich dachte mir schon, Sie sahen wie ein Amerikaner aus. Ich bin auch Amerikaner. Mögen Sie Derwatt?« Tom redete naiv und unbekümmert, ohne geradezu töricht zu wirken.

»Ja. Sehr.«

»Ich habe zwei Bilder von ihm«, sagte Tom stolz. »Vielleicht kaufe ich auch noch eins aus der Ausstellung, wenn's noch da ist. Ich weiß noch nicht sicher. ›Die Wanne‹ meine ich.«

»Tatsächlich? Ich besitze auch eins«, sagte Murchison ebenso freimütig.

»Jaa –? Wie heißt es?«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« Murchison stand noch, aber er wies auf den gegenüberstehenden Stuhl.

»Trinken Sie etwas?«

»Danke ja, das tue ich gern.«

Auch Murchison setzte sich. »Mein Bild heißt ›Die Uhr‹. Wirklich nett, jemand zu treffen, der auch einen Derwatt besitzt oder sogar zwei!«

Ein Kellner kam.

»Ein Whisky für mich. Und Sie?« fragte Murchison.

»Ein Gin und Tonic«, erwiderte Tom und fügte hinzu: »Ich wohne hier im Mandeville, dies geht also auf meine Rechnung.«

»Das erledigen wir später. Jetzt erzählen Sie mir erst, was für Bilder Sie haben.«

»Die roten Stühle«, sagte Tom. »Und –«

»Tatsächlich? Das ist ein Juwel, ›Die roten Stühle‹! Sagen Sie, wohnen Sie in London?«

»Nein, in Frankreich.«

»Ach«, sagte Murchison bedauernd. »Und das andere Bild, wie heißt das?«

»Mann im Sessel.«

»Das kenne ich nicht«, sagte Murchison.

Eine Weile unterhielten sie sich über Derwatts etwas seltsame Persönlichkeit; und Tom sagte, er habe gesehen, wie Murchison in ein Hinterzimmer der Galerie gegangen sei, wo sich Derwatt aufhalten sollte.

»Nur die Presse durfte hinein, aber ich bin einfach hineingedrungen«, erzählte Murchison. »Wissen Sie, ich habe nämlich einen besonderen Grund, warum ich hier bin, und als ich hörte, daß Derwatt heute nachmittag *hier* war, in der Galerie, da konnte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen.«

»Ja –? Und welches ist Ihr Grund?« fragte Tom.

Murchison berichtete. Er erklärte, warum er annahm, daß hier falsche Derwatts verkauft wurden, und Tom hörte ihm sehr aufmerksam zu. Es ging darum, daß Derwatt in den letzten fünf Jahren oder so (das hieß also, dachte Tom, tatsächlich vor seinem Tode, also hatte Derwatt damit angefangen und nicht Bernard) eine Mischung von Ultramarin und Cadmiumrot verwendet hatte und daß er in der ›Uhr‹ und auch in der ›Wanne‹ zu dem klaren Kobaltlila zurückgekehrt war, das früher zu seinen Bildern gehört hatte. Murchison malte selbst, als Hobby, erklärte er Tom.

»Ich bin ja kein Fachmann, wissen Sie, aber ich glaube, ich habe jedes Buch über Maler und Malerei gelesen, das es gibt. Man braucht auch keinen Fachmann und kein Mikroskop, um den Unterschied zwischen einer Uniformfarbe und einer mehrfarbigen Mischung festzustellen. Aber ich behaupte, es gibt keinen Maler, der eine Farbe wieder aufnimmt, die er einmal – bewußt oder unbewußt – aufgegeben hat. Ich sage unbewußt, denn ein Maler, der sich zu einer neuen Farbe oder mehreren neuen Farben entschließt, tut das meistens unbewußt. Natürlich bringt Derwatt nicht in jedes Bild diese Lavendeltönung hinein, das ist ja selbstverständlich. Aber ich bin über-

zeugt, daß meine ›Uhr‹ und vielleicht auch noch einige andere Bilder keine Derwatts sind – übrigens auch ›Die Wanne‹ nicht, für die Sie sich interessieren.«

»Das ist interessant, was Sie da sagen. Sehr interessant sogar. Denn es paßt auch zu meinem Bild, ›Mann im Sessel‹ glaube ich. Das ist jetzt ungefähr vier Jahre alt. Ich hätte sehr gern, daß Sie es mal ansehen. Und was wollen Sie nun tun mit Ihrer ›Uhr‹?«

Murchison zündete sich eine von seinen Chesterfields an. »Ich bin noch nicht fertig. Vorhin habe ich nämlich gerade hier in der Bar einen Engländer gesprochen, er heißt Bernard Tufts, ebenfalls ein Maler, und der scheint mir in bezug auf Derwatt den gleichen Verdacht zu haben.«

Tom runzelte die Stirn. »Nein, wirklich? Das wäre natürlich eine ernste Sache, wenn jemand da falsche Derwatts herstellte. Was hat denn der Mann gesagt?«

»Ich habe das Gefühl, daß er mehr weiß, als er sagt. Daß er da mit drinsteckt, das glaube ich nicht – er sieht nicht aus wie ein Schwindler und scheint auch nicht viel Geld zu haben. Aber den Londoner Kunstmarkt scheint er zu kennen. Er hat mich bloß – gewarnt und gesagt: ›Mr. Murchison, kaufen Sie keine Derwatts mehr.‹ Was halten Sie davon?«

»Hm-m. Aber was hat er für Gründe?«

»Ich sagte ja schon, das weiß ich nicht. Mehr konnte ich nicht aus ihm herauskriegen. Aber er hat sich immerhin die Mühe gemacht, mich hier aufzusuchen, und er sagte, er habe acht Hotels in London angerufen, bis er mich hier fand. Ich fragte ihn, woher er meinen Namen wüßte, und er sagte: ›Ach, so etwas spricht sich rum.‹ Komisch. Die Leute von der Galerie Buckmaster sind die einzigen Leute hier, mit denen ich überhaupt gesprochen habe. Merkwürdig, finden Sie nicht? Für morgen bin ich

mit einem Mann von der Tate Galerie verabredet, aber dem habe ich auch noch nichts davon gesagt, daß es sich um einen Derwatt handelt.« Murchison nahm einen Schluck von seinem Whisky. »Bei der Verschiffung der Bilder in Mexiko – wissen Sie, was ich morgen noch tun werde, außer daß ich Mr. Riemer ›Die Uhr‹ vorführe? Ich werde ihn fragen, ob einer von uns, er oder ich, das Recht hat, die Eingangsbelege der Buckmaster-Leute einzusehen, wo die in Mexiko abgesandten Bilder angegeben sein müssen. Die Titel sind mir nicht weiter wichtig, Derwatt sagte mir auch, daß er die Bilder gar nicht immer selbst benennt. Mich interessiert die Anzahl der Bilder. Sie müssen doch bestimmt durch den Zoll gehen, und wenn einige Bilder da nicht aufgeführt sind, dann gibt es einen Grund dafür. Es wäre doch wirklich allerhand, wenn Derwatt hier selbst zum Narren gehalten würde und ein paar von den Bildern – zum Beispiel die, die angeblich vier oder fünf Jahre alt sind – hier in London gemalt worden wären, finden Sie nicht?«

Ja, dachte Tom. Das wäre allerhand. »Aber Sie sagten doch, Sie hätten mit Derwatt gesprochen. Haben Sie denn nichts von Ihrem Bild gesagt?«

»Ich hab's ihm gezeigt! Er sagte, es wäre seins, aber ich hatte das Gefühl, er war nicht ganz sicher. Er hat nicht gesagt: ›Na bei Gott, das ist meins!‹ Er betrachtete es ein paar Minuten lang, und dann sagte er: ›Ja, natürlich ist das meins.‹ Es war vielleicht reichlich kühn von mir, aber ich sagte, ich hielte es für möglich, daß er ein paar Bilder vergessen habe, vielleicht eins ohne Namen, das er vor Jahren gemalt hat.«

Tom verzog das Gesicht, als ob er das bezweifle, was er auch wirklich tat. Selbst ein Maler, der seinen Bildern keine Namen gab, würde sich doch an ein Gemälde erinnern. An eine Zeichnung vielleicht nicht immer. Aber er

ließ Murchison weiterreden.

»Und noch etwas: diese beiden Leute bei Buckmaster haben mir nicht recht gefallen. Jeffrey Constant. Und Edmund Banbury, der ist Journalist und offenbar mit dem Constant eng befreundet. Ich weiß, die beiden sind alte Freunde von Derwatt. Wissen Sie, ich wohne in Long Island und bin abonniert auf den *Listener* und die *Arts Review* und auch auf die *Sunday Times*. Da sind sehr oft Artikel von Banbury drin, meist mit einer Lobeshymne auf Derwatt, wenn der Artikel nicht geradezu von ihm handelt. Und soll ich Ihnen sagen, was mir für ein Gedanke gekommen ist?«

»Ja –?« fragte Tom.

»Ich habe mir gedacht, es könnte doch sein, daß Constant und Banbury ein paar gefälschte Derwatts auf den Markt brächten, um mehr verkaufen zu können, als Derwatt liefern kann. Ich will nicht gerade behaupten, daß Derwatt da ebenfalls mitspielt. Aber wäre es nicht wirklich komisch, wenn Derwatt sich als so geistesabwesend herausstellt, daß er nicht mal mehr weiß, wie viele Bilder er gemalt hat?« Murchison lachte.

Ja, dachte Tom, das wäre komisch. Aber nicht gerade umwerfend. Und nicht so komisch wie die Wahrheit, Mr. Murchison – so komisch nicht. Tom lächelte. »Sie wollen nun also morgen diesem Experten Ihr Bild zeigen?«

»Kommen Sie doch eben mit nach oben und sehen Sie es sich an!«

Tom versuchte, die Rechnung an sich zu nehmen, aber Murchison hielt sie fest und bestand darauf, sie abzuzeichnen.

Sie fuhren im Lift nach oben. Das Bild stand – in Packpapier, wie Ed es nachmittags eingepackt hatte – in einer Ecke des Schranks. Tom betrachtete es interessiert.

»Ein schönes Bild«, sagte er.

»Ja, das ist nicht zu leugnen.«

»Wissen Sie was –« Tom lehnte das Bild auf die Schreibtischplatte und besah es von der gegenüberliegenden Zimmerseite, wobei alle Lampen angeschaltet waren. »Es hat tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem ›Mann im Sessel‹. Können Sie nicht mit mir rüberkommen und sich mein Bild ansehen? Ich wohne ganz in der Nähe von Paris. Wenn Sie mein Bild ebenfalls für eine Fälschung halten, gebe ich es Ihnen mit, dann könnten Sie es auch in London vorzeigen.«

»Hm-m«, sagte Murchison nachdenklich. »Das ginge vielleicht.«

»Wenn Sie nämlich reingefallen sind, dann bin ich es sicher auch.« Es wäre gewiß taktlos, Murchison eine Erstattung seiner Flugkosten anzubieten, dachte Tom; er tat es also nicht. »Mein Haus ist ziemlich groß, und ich bin im Augenblick allein, nur meine Haushälterin ist da.«

»*All right*, ich komme gern mit«, sagte Murchison. Er hatte sich nicht hingesetzt.

»Ich wollte morgen nachmittag abreisen.«

»Schön – dann verschiebe ich meine Verabredung in der Tate Galerie.«

»Ich habe noch eine ganze Menge andere Bilder. Nicht, daß Sie mich für einen Sammler halten –« Tom setzte sich auf den größten Sessel. »Aber ich würde mich freuen, wenn Sie sie mal ansehen könnten. Ein Soutine. Dann zwei Magrittes.«

»Tatsächlich?« Murchisons Augen nahmen einen träumerischen Ausdruck an. »Wie weit liegt Ihr Haus von Paris entfernt?«

Zehn Minuten später war Tom wieder in seinem Zimmer, ein Stockwerk tiefer. Murchison hatte gefragt, ob sie nicht zusammen zu Abend essen wollten, aber Tom hatte

es für klüger gehalten, eine Verabredung in Belgravia um zehn Uhr vorzuschützen, so daß ihm nicht viel Zeit blieb. Murchison hatte Tom die Besorgung der Flugkarten nach Paris für morgen nachmittag überlassen; für ihn sollte Tom einen Rückflug buchen. Tom nahm den Hörer und bestellte zwei Plätze in einer Maschine, die morgen, Mittwoch, nachmittag um zwei nach Orly flog. Er selbst hatte bereits eine Rückflugkarte. Er hinterließ unten an der Rezeption eine Bestellung für Murchison mit der Abflugzeit. Dann bestellte er sich ein Sandwich und eine halbe Flasche Médoc. Als das verzehrt war, legte er sich hin und schlief bis elf, dann meldete er ein Gespräch mit Reeves Minot in Hamburg an, was fast eine halbe Stunde dauerte.

Reeves war nicht zu Hause, gab eine männliche Stimme mit deutschem Akzent bekannt.

Tom beschloß, eine Frage zu riskieren, weil er sich über Reeves ärgerte. »Hier ist Tom Ripley«, sagte er. »Hat Reeves irgendwas für mich hinterlassen?«

»Ja. Die Bestellung heißt Mittwoch. Der Graf kommt morgen in Mailand an. Können Sie morgen nach Mailand kommen?«

»Nein, ich kann morgen nicht nach Mailand kommen. Tut mir leid.« Tom hatte keine Lust, dem Mann – wer es auch war – mitzuteilen, daß der Graf bereits aufgefordert worden war, ihn – Tom – zu Hause zu besuchen, wenn er das nächstemal in Frankreich war. Schließlich konnte Reeves nicht erwarten, daß Tom jederzeit bereit war, alles im Stich zu lassen (ein paarmal hatte er das schon getan) und nach Hamburg oder Rom zu fliegen (obgleich ihm diese kleinen Reisen Spaß machten), sich zu stellen, als sei er zufällig dort, und dann seinen »Gastgeber«, wie Tom den Überbringer im stillen immer nannte, zu sich nach Villeperce einzuladen.

»Ich glaube nicht, daß da irgendwelche Schwierigkeiten entstehen werden«, sagte Tom. »Können Sie mir die Adresse des Grafen in Mailand sagen?«

»Grand Hotel«, sagte die Stimme kurz.

»Würden Sie Reeves dann bitte sagen, ich werde mich mit ihm in Verbindung setzen, wahrscheinlich morgen. Wo kann ich ihn erreichen?«

»Morgen vormittag im Grand Hotel in Mailand. Er nimmt heute abend einen Nachtzug nach Mailand. Sie wissen, er fliegt nicht gern.«

Nein, das wußte Tom nicht. Komisch, daß ein Mann wie Reeves nicht fliegen mochte. »Gut, ich rufe ihn an. Ich bin augenblicklich nicht in München, ich bin in Paris.«

»In Paris?« sagte die Stimme erstaunt. »Ich weiß, daß Reeves versucht hat, Sie in München im Hotel Vier Jahreszeiten anzurufen.«

»Bedauerlich.« Höflich legte Tom auf.

Die Zeiger seiner Armbanduhr rückten auf Mitternacht. Tom überlegte, was er Jeff Constant heute abend noch sagen sollte. Und was war mit Bernard zu tun? Eine fix und fertige Beruhigungsrede kam ihm in den Sinn, und er hätte auch morgen vor dem Abflug noch Zeit dafür, aber er fürchtete, Bernard würde sich noch mehr aufregen und noch abweisender reagieren, wenn jemand versuchte ihn zu beruhigen. Wenn Bernard zu Murchison gesagt hatte: »Kaufen Sie keine Derwatts mehr«, so klang das, als sei Bernard entschlossen, keine Derwatts mehr zu malen, und das war dann natürlich ein Schlag fürs Geschäft. Eine noch schlimmere Möglichkeit, die Bernard vielleicht gerade erwog, war ein Geständnis vor der Polizei oder vor einem oder mehreren Eigentümern gefälschter Derwatts.

In welchem Zustand mochte sich Bernard jetzt befinden, und was hatte er vor?

Tom beschloß, lieber gar nicht mit Bernard zu reden. Bernard wußte, daß der Vorschlag zu den Fälschungen von Tom gekommen war. Tom stellte sich im Bad unter die Brause und begann zu singen:

*»Babbo non vuole
Mamma nemmeno
Come faremo
A far all' amor . . .«*

Die Hotelwände machten den Eindruck – was vielleicht gar nicht stimmte –, als seien sie schallsicher. Tom hatte das Liedchen lange nicht gesungen. Er freute sich, daß es ihm auf einmal eingefallen war; es war ein fröhliches kleines Lied; vielleicht brachte es ihm Glück.

Er zog seinen Pyjama an und wählte Jeffs Ateliernummer. Jeff meldete sich sofort.

»Hallo? Was gibt's?«

»Ich habe mich heute abend mit Mr. M. unterhalten, und das ging alles tadellos. Er kommt morgen mit mir nach Frankreich. Das heißt, wir haben also noch etwas Zeit.«

»Ja. Und du willst versuchen, ihn zu überreden oder so was, ja?«

»Ja, irgend so etwas.«

»Soll ich noch eben zu dir ins Hotel kommen, Tom? Du bist sicher zu müde, um noch herzukommen, oder nicht?«

»Nein, das nicht, aber es ist nicht nötig. Und du triffst womöglich Mr. M. hier, das wollen wir doch lieber vermeiden.«

»Ja.«

»Hast du was von Bernard gehört?« fragte Tom.

»Nee – nichts.«

»Bitte sage ihm –« Tom bemühte sich um die richtigen

Worte –, »sag ihm, daß du zufällig erfahren hast – du, nicht ich! –, daß Mr. M. noch ein paar Tage warten will, bevor er was wegen seines Bildes unternimmt. Meine Hauptsorge ist jetzt, daß Bernard den Mund hält. Willst du dich darum kümmern?«

»Warum redest *du* denn nicht mit Bernard?«

»Weil das genau das Falsche wäre«, sagte Tom gereizt. Manche Leute hatten keinen Schimmer von Psychologie.

»Tom, ich wollte dir noch danken, du warst wirklich fabelhaft heute«, sagte Jeff.

Tom lächelte, erfreut über die Begeisterung in Jeffs Stimme. »Also du kümmerst dich um Bernard. Ich ruf noch mal an, bevor ich abfliege.«

»Schön – ich denke, ich werde morgen den ganzen Vormittag hier im Atelier sein.«

Sie verabschiedeten sich.

Wenn er Jeff noch von Murchisons Absicht erzählte, nach Empfangsbescheinigungen und Eingangslisten der Bilder aus Mexiko zu fragen, dachte Tom, so hätte ihn das sicher schwer beunruhigt. Das mußte er ihm morgen früh sagen. Am besten rief er ihn aus einer Telefonzelle oder von der Post aus an. Im Hotel konnte immer jemand mithören, da war man besser vorsichtig. Er hoffte natürlich noch immer, Murchison von seiner Theorie abzubringen, aber wenn ihm das nicht gelang, war es besser, die Galerie Buckmaster bereite ein paar Firmenbücher vor, die wirklich echt und authentisch aussahen.

5

Am nächsten Morgen frühstückte Tom im Bett – ein Privileg, für das man in englischen Hotels ein paar puritanische Shilling extra zu entrichten hatte – und rief dann Mme. Annette an. Es war erst acht Uhr, aber Tom wußte, sie war bestimmt schon seit einer Stunde auf und ging singend den morgendlichen Arbeiten nach: sie stellte die Heizung höher (mit Hilfe eines kleinen Schalters in der Küche), brühte sich ihre dünne *infusion* auf (Tee, denn Kaffee machte ihr morgens Herzklopfen) und verschob die Blumentöpfe auf den verschiedenen Fensterbänken, damit sie möglichst viel Sonne bekamen. Und sie wäre hochofregt über einen *coup de fil* aus *Munich*.

»Allo – Allo! Alloo!!« Die Telefonistin war böse.

»Allo –?« fragend.

»Allo!«

Drei französische Telefonistinnen waren gleichzeitig in der Leitung, dazu noch die Beamtin in der Zentrale des Mandeville.

Endlich war Mme. Annette am Apparat. »Wir haben sehr schönes Wetter heute morgen. Die Sonne scheint«, sagte sie.

Tom lächelte. Er hatte eine muntere Stimme sehr nötig. »Mme. Annette . . . Ja, mir geht's sehr gut, ich danke schön. Was macht der Zahn? . . . Das ist schön. Ich rufe an . . . ich wollte Ihnen sagen, daß ich heute nachmittag so um vier nach Hause komme und einen amerikanischen Herrn mitbringe.«

»Ah-h«, sagte Mme. Annette erfreut.

»Ja – er bleibt eine oder zwei Nächte, ich weiß noch nicht. Würden Sie das Gastzimmer ein bißchen nett zu-rechtmachen? Und ein paar Blumen reinstellen? Und

zum Essen heute abend vielleicht Tournedos mit der *béarnaise*, die Sie so wunderbar machen?«

Mme. Annette – das hörte man – war selig über die Aussicht, daß Tom einen Gast mitbrachte und sie etwas Richtiges zu tun bekam.

Dann rief Tom Mr. Murchison an, und sie verabredeten, sich gegen zwölf in der Hotelhalle zu treffen und gemeinsam mit einem Taxi zum Flugplatz Heathrow zu fahren.

Tom trat auf die Straße; er wollte zum Berkeley Square. Dort in der Nähe gab es ein Herrenmodegeschäft, wo er fast jedesmal, wenn er in London war, einen Seidenpyjama erstand: ein Kauf, der schon zum Ritual geworden war. Außerdem war es auf dieser Reise vielleicht die letzte Möglichkeit, mit der Untergrundbahn zu fahren, die unbedingt zur Londoner Atmosphäre gehörte. Tom war ein großer Bewunderer der Wandkritzeleien in den Untergrundbahnhöfen. Die Sonne kämpfte sich etwas mühsam durch den nieseligen Nebel, aber es regnete nicht. Behende schlüpfte er in den Bahnhof Bond Street, wo sich noch die letzten Fahrgäste der morgendlichen Stoßzeit drängten. Was Tom an den Londoner Wandkritzlern vor allem bewunderte, war ihre Fähigkeit, von der fahrenden Rolltreppe aus zu schreiben. Die meisten Plakate entlang den Wänden waren Werbebilder für Damenwäsche, man sah fast nichts als Mädchen in schlanken Miedern und Höschen, versehen mit männlichen und weiblichen anatomischen Zugaben und manchmal mit ganzen Sätzen wie: »Wunderbar, ein Hermaphrodit zu sein!« Wie machten sie das bloß? Ließen sie beim Schreiben in der der Rolltreppe entgegengesetzten Richtung? »Wogs raus!« konnte man überall lesen, manchmal auch: »Sofort Wogs raus!« Unten auf dem Bahnsteig sah Tom ein Plakat für die Zeffirelli-

Aufführung von *Romeo und Julia*: Romeo lag auf dem Rücken, nackt, und Julia kroch über ihn und machte ihm, wie die Schrift vor ihrem Mund besagte, einen ganz unerhörten Vorschlag. Seine Antwort, sauber in einen kleinen Ballon gerahmt, war: »Okay, mach los!«

Um halb elf hatte Tom seinen Pyjama erstanden. Er war gelb. Eigentlich hatte er einen dunkelroten kaufen wollen, weil er gerade keinen roten hatte, aber er hatte jetzt erstmal genug von Rot. Er nahm ein Taxi zur Carnaby Street und kaufte dort für sich ein paar enge satinartige Hosen – er mochte keine ausgestellten Aufschläge – und für Heloise eine weite schwarzwollene Hose, Hüftweite sechsundzwanzig. Die kleine Umziehkabine, wo er seine Hose anprobierte, war so eng, daß er nicht von dem Spiegel zurücktreten und die Länge kontrollieren konnte; aber das machte nichts, solche kleinen Änderungen machte Mme. Annette gern für ihn und Heloise. Außerdem standen zwei Italiener vor der Kabine, die andauernd »*Bellissimo!*« riefen und alle paar Sekunden den Vorhang wegzogen, weil sie hereinkommen und ebenfalls irgendwas anprobieren wollten. Während Tom bezahlte, kamen zwei Griechen herein und unterhielten sich laut über irgendwelche Preise in Drachmen. Der Laden war vielleicht zwei mal vier Meter groß; kein Wunder, daß nur ein Verkäufer vorhanden war, ein zweiter hätte keinen Platz gehabt.

Mit seinen Sachen in knisternden Tüten, trat Tom auf der Straße in eine Telefonzelle und rief Jeff Constant an.

»Ich hab mit Bernard gesprochen«, berichtete Jeff. »Er hat blödsinnige Angst vor Murchison. Er hat mir erzählt, daß er mit ihm gesprochen hat, und ich fragte ihn, was er gesagt hat, und er sagte, er habe Murchison geraten, keine – keine Bilder mehr zu kaufen. Übel, was?«

»Ja«, sagte Tom. »Und dann?«

»Na ja – ich versuchte ihm beizubringen, daß er nun alles gesagt hat, was er sagen kann oder darf. Es ist nicht leicht zu erklären, weil du Bernard nicht so kennst. Er hat eben ein ganz schlechtes Gewissen wegen Derwatt, weil der so ein Genie war, weißt du. Ich wollte ihn überzeugen, daß er nun doch sein Gewissen schon erleichtert habe, weil er das zu Murchison gesagt hat, und dabei könne er es ja nun bewenden lassen, sagte ich.«

»Und was sagte er dazu?«

»Ach, er ist so trübsinnig, man weiß eigentlich gar nicht, was er sagt. Die Ausstellung war ausverkauft bis auf ein Bild. Stell dir das bloß vor! Und das belastet nun sein Gewissen.« Jeff lachte. »»Die Wanne«. Das ist das eine, von dem Murchison immer quasselt.«

»Wenn er jetzt erstmal keine mehr malen will, laß ihn doch in Ruhe.«

»Genau das finde ich auch. Da hast du völlig recht, Tom. Aber ich denke, in vierzehn Tagen oder so, da ist er wieder obenauf. Es war nur die Ausstellung und die ganze Anspannung, und dann du, als du auf einmal als Derwatt auftauchtest. Derwatt ist für ihn mehr als für die meisten Menschen Jesus Christus.«

Das wußte Tom. »Noch eine kleine Sache, Jeff. Murchison wird wahrscheinlich eure Bücher und Unterlagen sehen wollen, die sich auf Derwatts Bilder beziehen. Führst du irgendwelche Bücher?«

»N-nicht für die Sachen aus Mexiko.«

»Kannst du irgendwas zusammenschustern? Nur für den Fall, daß ich ihn nicht dazu bringen kann, die ganze Sache fallenzulassen, weißt du.«

»Ich werd's versuchen, Tom.« Jeffs Stimme klang leicht verstört.

»Stell doch irgendwas zusammen. Es muß alt aussehen. Auch ohne Mr. M. wäre es doch ratsam, ein paar

kaufmännische Unterlagen zu haben, mit denen man belegen kann –« Er brach ab. Herrgott, wie ahnungslos manche Leute sich im Geschäft benahmen, selbst in einem so gutgehenden Geschäft wie Derwatt Ltd.

»Ist gut, Tom.«

Tom machte einen Umweg über die Burlington Arcade, wo er zu einem Juwelier ging und eine goldene Nadel mit kauern dem Äffchen für Heloise kaufte; sie hatte im nächsten Monat Geburtstag. Er bezahlte mit amerikanischen Reiseschecks. Dann kehrte er ins Hotel zurück, via Oxford Street. Wie immer drängten sich hier die Leute, vor allem Frauen mit prall gefüllten Einkaufstaschen und Schachteln und nebenherlaufenden Kindern. Ein Sandwich-Mann machte Reklame für ein Paßbildatelier, prompt und billig. Der alte Mann trug einen abgewetzten Mantel und schlappen Hut; eine unsaubere unangezündete Zigarette hing ihm aus dem Mund. »Ihr Paßbild für die Griechenland-Kreuzfahrt« – der Alte kam bestimmt nirgends mehr hin. Tom nahm ihm den Zigarettenstummel aus dem Mund und steckte ihm eine Gauloise zwischen die Lippen. »Hier, nehmen Sie eine«, sagte er dazu. »Feuer habe ich auch.« Und er zündete sie schnell mit einem Streichholz an.

»Ta«, erwiderte der Mann durch den Bart.

Tom schob den Rest des Zigarettenpäckchens zusammen mit den Streichhölzern in seine eingerissene Manteltasche und stürzte mit gesenktem Kopf davon. Hoffentlich hatte ihn niemand gesehen.

In seinem Hotelzimmer rief er Murchison an. Sie trafen sich mit ihrem Gepäck unten in der Halle. Im Taxi erzählte Murchison: »Ich hab heute morgen ein paar Sachen für meine Frau eingekauft.« Er schien guter Laune.

»Ja –? Ich auch. Eine Hose – Carnaby Street.«

»Harriet will immer Pullover von Marks & Spencer ha-

ben. Und Schals von Liberty. Manchmal auch Strickwolle. Sie strickt nämlich, und es freut sie, wenn die Wolle aus England kommt.«

»Und Ihre Verabredung für heute morgen haben Sie abgesagt?«

»Ja, ich habe sie auf Freitag morgen verschoben. Bei dem Mann in der Wohnung.«

Im Flughafen aßen sie ein recht gutes Lunch und tranken eine Flasche Claret dazu. Murchison bestand darauf zu bezahlen. Beim Essen erzählte er Tom von seinem Sohn; er war Chemiker und arbeitete in einem Laboratorium in Kalifornien. Er und seine Frau hatten gerade ihr erstes Baby bekommen, Murchison zeigte Tom ein Foto von dem kleinen Mädchen und lachte über sich selbst, weil er so ein vernarrter Großvater war, aber es war sein erstes Enkelkind. Es hieß Karin, nach der Großmutter mütterlicherseits. Auf Murchisons Fragen berichtete Tom, er habe sich in Frankreich niedergelassen, weil er vor drei Jahren eine Französin geheiratet habe. Murchison fragte ihn nicht geradezu, wie Tom sein Geld verdiene, aber er erkundigte sich, womit er die Zeit hinbringe.

»Oh, ich lese geschichtliche Bücher«, erwiderte Tom leichthin. »Ich lerne Deutsch – und für mein Französisch muß ich auch noch etwas tun. Und dann arbeite ich im Garten – ich habe einen ziemlich großen Garten in Villeperce. Und ich male«, fügte er hinzu. »Nur zum Spaß.«

Um drei waren sie in Orly. Tom fuhr mit dem kleinen Flughafenbus bis zur Garage, wo er seinen Wagen aus der Box nahm, und holte dann Murchison mit den Koffern nahe beim Taxistand ab. Die Sonne schien; es war weniger kalt als in England. Tom fuhr nach Fontainebleau, um Murchison das Schloß zu zeigen, das er, wie er sagte, fünfzehn Jahre nicht gesehen hatte. Gegen halb fünf waren sie in Villeperce.

»Hier kaufen wir fast alle unsere Lebensmittel«, sagte Tom und zeigte auf einen Laden links an der Hauptstraße des Dorfes.

»Wie nett. So ländlich und unverdorben«, sagte Murchison. Und als sie zu Toms Haus kamen, rief er: »Das ist ja fabelhaft! Wirklich herrlich!«

»Oh, das müßten Sie erst im Sommer sehen!« sagte Tom zurückhaltend.

Mme. Annette hatte den Wagen gehört und kam heraus, um die beiden zu begrüßen und mit dem Gepäck zu helfen; doch Murchison ließ es nicht zu, daß sie die schweren Stücke schleppte, sie durfte nur die kleinen Taschen mit den Flaschen und den Zigaretten tragen.

»Ist alles in Ordnung, Mme. Annette?« fragte Tom.

»Ja, alles. Sogar der Klempner ist gekommen und hat das WC heilgemacht.«

Ja, das eine WC war undicht gewesen, daran entsann sich Tom.

Tom und Mme. Annette brachten Murchison nach oben in sein Zimmer, das daneben ein Bad hatte. Es war eigentlich Heloises Bad; ihr Zimmer lag auf der anderen Seite. Tom erklärte, seine Frau sei augenblicklich in Griechenland, bei Freunden. Er ließ jetzt Murchison allein, damit er sich die Hände waschen und das Nötigste auspacken konnte, und sagte, er sei unten im Wohnzimmer zu finden. Murchison war schon dabei, sich interessiert einige Zeichnungen anzusehen, die an der Wand hingen.

Tom ging hinunter und bat Mme. Annette, ihm Tee zu machen. Er überreichte ihr als Geschenk eine Flasche *Eau de Cologne*, die er im Flughafen erstanden hatte.

»Oh, M. Tome, comme vous êtes gentil!«

Tom lächelte. Immer hatte er bei Mme. Annette ein dankbares Gefühl für ihre Dankbarkeit. »Haben wir denn

einen schönen Tournedos heute abend?«

»Ah oui! Und zum Nachtsch *mousse au chocolat*.«

Tom trat ins Wohnzimmer. Mme. Annette hatte Blumen hingestellt und die Heizung höher geschaltet. Ein Kamin war auch da, und Tom liebte ein offenes Feuer, aber er hatte das Gefühl, man müsse es dauernd beobachten; oder vielleicht faszinierte ihn einfach das Feuer so, daß er sich nicht losreißen konnte; deshalb zündete er es jetzt nicht an. Er betrachtete den ›Mann im Sessel‹ über dem Kamin und wiegte sich auf den Absätzen, tief zufrieden mit dem vertrauten Bild und mit seiner ausgezeichneten Qualität. Bernard war wirklich gut. Er hatte bloß ein paar Fehler in den Perioden gemacht. Ach, zum Satan mit den Perioden. Im Grunde hätte natürlich den ›Roten Stühlen‹, einem echten Derwatt, der Ehrenplatz über dem Kamin gebührt; und es war sicher typisch für ihn, daß er statt dessen der Fälschung den schönsten Platz eingeräumt hatte. Heloise hatte keine Ahnung, daß der ›Mann im Sessel‹ nicht echt war; sie wußte überhaupt nichts von den Fälschungen. Sie war an Malerei und Bildern nur oberflächlich interessiert. Wenn ihr an etwas viel lag, dann waren es Reisen, exotische Gerichte und Kleider. Die beiden Wandschränke in ihrem Zimmer glichen einem internationalen Kleidermuseum ohne die Puppen. Sie besaß Westen aus Tunesien, fransenbesetzte ärmellose Jacken aus Mexiko, Pluderhosen aus Griechenland, in denen sie reizend aussah, und bestickte Mäntel aus China, die sie irgendwo in London erstanden hatte.

Auf einmal fiel Tom der Graf Bertolozzi ein, und er ging ans Telefon. Lieber wäre es ihm gewesen, daß Murchison Bertolozzis Namen nicht zu hören bekam; andererseits: Tom hatte ja nicht vor, dem Grafen irgendwelchen Schaden zuzufügen, und Offenheit konnte sicher

nur von Nutzen sein. Tom ließ sich die Auskunft für Mailand geben, erhielt die Nummer und gab sie der Telefonistin auf dem französischen Fernamt an, die ihm sagte, der Anruf werde in etwa einer halben Stunde durchkommen.

Mr. Murchison hatte sich umgezogen und kam jetzt herunter, in grauen Flanellhosen und einer grünschwärzen Tweedjacke. »Herrlich, auf dem Lande zu sein«, sagte er strahlend. »Aahh!« Er hatte ›Die roten Stühle‹ an der gegenüberliegenden Wand erblickt und trat näher, um das Bild zu betrachten. »Ein Meisterwerk. Das ist goldecht, das Bild.«

Allerdings, dachte Tom, und eine Woge des Stolzes durchlief ihn, die er selbst etwas albern fand. »Ja, ich hab's auch gern.«

»Ich habe davon gehört, glaube ich. Von irgendwoher kenne ich den Titel. Ich gratuliere, Tom.«

»Und da drüben ist mein ›Mann im Sessel‹«, sagte Tom und wies mit dem Kopf auf das Bild über dem Kamin.

»Aha«, sagte Murchison in etwas anderer Tonart. Er trat näher heran, und Tom sah, wie sich die große starke Gestalt spannte vor Konzentration. »Wie alt ist das?«

»Ungefähr vier Jahre«, sagte Toni wahrheitsgemäß.

»Wenn ich sehr unhöflich sein darf: was haben Sie dafür bezahlt?«

»Viertausend Pfund. Vor der Pfundabwertung. Etwa elftausendzweihundert Dollar.« Tom hatte das Pfund mit zweiachtzig berechnet.

»Ich freue mich, das hier zu sehen«, sagte Murchison und nickte. »Sehen Sie: auch hier wieder die gleiche Purpurfarbe. Nicht viel, aber schauen Sie her.« Er zeigte auf die untere Stuhlkante. Das Bild hing hoch, und der Kamin war breit, so daß Murchisons Zeigefinger mehrere

Zentimeter von der Leinwand entfernt war, aber Tom wußte, welchen Streifen er meinte. Klares Kobalt. Murchison ging quer durchs Zimmer und betrachtete noch einmal die ›Roten Stühle‹ in einer Entfernung von dreißig Zentimetern. »Und das hier ist eins der älteren. Auch hier klares Kobalt, das sehen Sie.«

»Und Sie glauben wirklich, der ›Mann im Sessel‹ ist eine Fälschung?«

»Ja, das glaube ich. Genau wie meine ›Uhr‹. Die Qualität ist verschieden – die ›Roten Stühle‹ sind das weit bessere Bild. Qualität ist etwas, das sich nicht mit dem Mikroskop nachmessen läßt. Hier erkenne ich sie – dies ist Klasse. Und dann – bin ich hier auch ganz sicher mit dem Kobaltblau.«

Tom gab sich unbekümmert. »Vielleicht bedeutet das, daß Derwatt beides verwendet, das Kobaltblau und auch die Mischung, von der Sie sprachen. Abwechselnd.«

Murchison runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Nein. Ich sehe es nicht so.«

Mme. Annette kam herein und schob den Teewagen vor sich her. Ein Rad knarrte etwas. »*Voilà le thé, M. Tome.*« Sie hatte kleine bräunliche Flachkuchen gebacken, die angenehm nach warmer Vanille dufteten. Tom schenkte den Tee ein.

Murchison saß auf dem Sofa. Es blieb ungewiß, ob er Mme. Annette überhaupt wahrgenommen hatte. Er starrte wie betäubt oder gebannt auf den ›Mann im Sessel‹. Dann blinzelte er Tom lächelnd zu, und auf seinem Gesicht stand die alte Freundlichkeit. »Sie glauben mir nicht ganz, nicht wahr? Das ist Ihr gutes Recht.«

»Ach – ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Ich sehe keinen Unterschied in der Qualität, das stimmt. Vielleicht bin ich da beschränkt. Wenn Sie Ihr Bild, wie Sie sagten, von einem Experten prüfen lassen, dann verlas-

se ich mich auf sein Urteil. Übrigens – der ›Mann im Sessel‹ ist das Bild, das Sie nach London mitnehmen können, wenn Sie wollen.«

»Ganz gewiß, das will ich gern tun. Ich werde Ihnen eine Quittung ausstellen und auch die Versicherung übernehmen.« Murchison lachte.

»Versichert ist es, das brauchen Sie nicht.«

Beim Tee erkundigte sich Murchison dann nach Heloise und was sie machte. Hatten sie Kinder? Nein. Heloise war fünfundzwanzig. Nein, Tom hielt Französischen nicht für schwieriger als andere Frauen, sie hatten nur einen sehr eigenen Begriff von dem Respekt, mit dem sie behandelt zu werden wünschten. Das Thema erwies sich als nicht sehr ergiebig, denn ein gewisses Maß an Respekt verlangte jede Frau, und obwohl Tom Heloises Art sehr gut kannte, war er unfähig, sie in Worten auszudrücken.

Das Telefon klingelte, und Tom sagte: »Entschuldigen Sie, aber ich möchte oben in meinem Zimmer sprechen.« Er lief die Treppe hinauf. Sollte Murchison doch annehmen, es sei Heloise, und er wolle allein mit ihr reden.

»Hallo?« fragte er. »Edoardo? Wie geht es Ihnen? Da habe ich ja Glück, daß ich Sie erreicht habe . . . ja, hat mir jemand erzählt. Ein gemeinsamer Freund in Paris rief mich heute an und sagte, Sie seien in Mailand . . . Wie ist es, können Sie mich besuchen? Sie wissen doch, Sie haben es versprochen.«

Der Graf war ein Bonvivant, der sich jederzeit gern vom Geschäft (Export-Import) ablenken ließ. Einen Augenblick zögerte er, dann stimmte er begeistert zu und versprach, seine Pläne zu ändern und nach Villeperce zu kommen. »Aber heute abend nicht mehr. Morgen. Paßt Ihnen das?«

Das war Tom durchaus früh genug; er übersah noch

nicht, was für Probleme ihm Murchison noch stellen würde. »Ja, es ginge auch Freitag . . .«

»Donnerstag«, sagte der Graf bestimmt, der nicht verstand, worum es ging.

»Gut, Donnerstag. Ich werde Sie in Orly abholen. Um welche Zeit?«

»Die Maschine kommt um – Moment bitte.« Der Graf brauchte einige Zeit zum Nachsehen, nahm dann den Hörer wieder auf und sagte: »Um fünf Uhr fünfzehn kommen wir an. Flug Nummer drei-null-sechs Alitalia.«

Tom notierte. »Gut, ich komme hin. Ich freue mich sehr auf Sie, Edoardo.«

Dann ging Tom wieder hinunter zu Murchison. Sie nannten einander jetzt Tom, obwohl Murchison, wie er sagte, von seiner Frau Tommy genannt wurde. Er war Ingenieur für Maschinenbau in einem Werk für Rohrleitungen mit dem Hauptsitz in New York. Murchison war einer der Direktoren.

Sie machten einen Gang durch Toms Hintergarten, der in den Wald übergang. Tom fand Gefallen an Murchison. Es mußte doch möglich sein, ihn zu überzeugen, ihn umzustimmen! Was sollte er bloß tun?

Beim Essen erzählte Murchison von irgendeiner völlig neuen Methode in seiner Firma, Rohrleitungstransport von verpackten Waren, und zwar alles und jedes in Behältern von Konservendosenformat, und Tom überlegte indessen, ob er Jeff und Ed anweisen sollte, von irgendeiner mexikanischen Speditionsfirma ein paar Briefbogen zu besorgen, auf denen man Derwatts Bilder anführen konnte. Wie lange konnte so was dauern? Ed war Journalist, der mußte doch so eine bürotechnische Aufgabe ausführen können; die Bogen mußte man auf den Fußboden legen, und dann mußten Leonard und Jeff ein paarmal darauf herumgehen, damit sie fünf oder sechs

Jahre alt aussahen. Das müßte doch gehen? – Das Essen war ausgezeichnet, und Murchison lobte – in ganz annehmbarem Französisch – Mme. Annettes *mousse* und auch den Brie.

»Wir wollen den Kaffee drüben im Wohnzimmer trinken«, sagte Tom zu Mme. Annette. »Und würden Sie uns auch den Brandy bringen?«

Im Wohnzimmer war das Feuer angezündet. Tom und Murchison nahmen auf dem großen gelben Sofa Platz.

»Eigentlich komisch«, begann Tom, »aber ich habe den ›Mann im Sessel‹ genauso gern wie ›Die Roten Stühle‹. Wenn es überhaupt eine Fälschung ist. Merkwürdig, was?« Noch immer redete Tom mit dem mittelwestlichen Akzent. »Sie sehen, das Bild hat den Ehrenplatz hier im Haus.«

»Nun – Sie wußten ja auch nicht, daß es gefälscht ist!« Murchison lachte gutgelaunt. »Es wäre wirklich sehr, sehr interessant zu wissen, wer hier fälscht.«

Tom streckte die Beine lang aus und stieß den Rauch aus seiner Zigarre. Jetzt kam seine letzte und beste Karte. »Wäre es nicht ein tolles Stück, wenn sämtliche Derwatts in der Galerie Buckmaster, die wir gestern gesehen haben, von einem Fälscher stammten? Das heißt mit anderen Worten: von einem Mann, der ebenso gut ist wie Derwatt?«

Murchison lächelte. »Und Derwatt – was macht der so lange? Läßt sich alles gefallen und rührt sich nicht? Nein, seien Sie nicht kindisch, Tom. Derwatt war ganz so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Bißchen altmodisch und sehr reserviert.«

»Haben Sie mal daran gedacht, Fälschungen zu sammeln? In Italien kenne ich einen Mann, der sie sammelt. Erst war es nur ein Hobby, und jetzt verkauft er sie zu ganz anständigen Preisen an andere Sammler.«

»O ja, davon habe ich gehört, ja. Aber wenn ich eine Fälschung kaufe, will ich wissen, daß es eine ist. Ist mir lieber.«

Tom merkte, er kam da auf unangenehm brüchiges Eis. Er versuchte einen ändern Weg. »Wissen Sie, mir macht es Spaß, mir so was auszumalen. Solche absurden Sachen. Eigentlich ist doch nicht einzusehen, warum man einem Fälscher, der so gute Arbeit leistet, das Handwerk legen soll, oder? Ich werde jedenfalls den ›Mann im Sessel‹ nicht hergeben.«

Es blieb offen, ob Murchison Toms Worte gehört hatte. Sein Blick ruhte immer noch auf dem Bild, von dem Tom sprach. »Es ist auch nicht nur das Blau«, sagte er, »es ist die Seele des Bildes, wissen Sie. Ich bin sonst gar nicht so lyrisch, aber das macht die gute Mahlzeit und der Wein.« Sie hatten eine köstliche Flasche Margaux geleert, die beste, die Tom im Keller hatte.

»Halten Sie es für möglich, daß die Buckmaster-Leute Schwindler sind?« fragte Murchison jetzt. »Das *müssen* sie sein, warum lassen sie sich sonst mit einem Fälscher ein und bringen falsche Derwatts unter die echten?«

Murchison hielt also die andern neuen Derwatts – mit Ausnahme der ›Wanne‹ –, die alle in der Ausstellung gezeigt worden waren, für echt, das erkannte Tom.

»Sie gehen davon aus, daß es sich tatsächlich um Fälschungen handelt – bei Ihrer ›Uhr‹ und so weiter. Ich bin wahrscheinlich immer noch nicht überzeugt.«

Murchison lächelte belustigt. »Ja – weil Sie Ihren ›Mann im Sessel‹ so gern haben. Wenn Ihr Bild vier Jahre alt ist und meins mindestens drei, dann geht das ja schon eine ganze Weile mit den Fälschungen. Vielleicht gibt's in London noch mehr, die nicht in die Ausstellung gekommen sind. Offen gesagt: ich habe Derwatt im Verdacht. Ich glaube, der macht gemeinsame Sache mit den

Leuten von der Galerie, um mehr Geld zu verdienen. Noch etwas: seit Jahren gibt es keine Zeichnungen von Derwatt. Auch das ist merkwürdig.«

»Wirklich?« fragte Tom mit gespielter Überraschung. Er wußte das sehr gut, und er wußte auch, worauf Murchison hinauswollte.

»Zeichnungen erschließen die Persönlichkeit eines Künstlers«, fuhr Murchison fort. »Ich habe das selber erkannt, und dann habe ich es irgendwo gelesen – sozusagen als Bestätigung.« Er lachte. »Nur weil ich Rohrleitungen herstelle, glaubt mir niemand, daß ich Gefühl für so was habe! Aber eine Zeichnung, das ist für einen Maler wie eine Signatur, eine Unterschrift, und zwar eine recht komplizierte. Man kann wohl sagen, eine Signatur oder ein Gemälde läßt sich leichter fälschen als eine Zeichnung.«

»Daran hab ich noch nie gedacht«, sagte Tom und rollte den Zigarrenstummel in den Aschenbecher. »Sagten Sie, Sonnabend wollten Sie mit dem Mann von der Tate Galerie sprechen?«

»Ja. Die haben in der Tate auch ein paar alte Derwatts, wie Sie wahrscheinlich wissen. Und wenn Riemer mir recht gibt, werde ich ohne Vorwarnung mit den Buckmaster-Leuten reden.«

Toms Gedanken begannen Sprünge zu machen. Sonnabend – das war übermorgen. Riemer würde vielleicht ›Die Uhr‹ und den ›Mann im Sessel‹ mit den Derwatts in der Tate Galerie und denen in der Ausstellung vergleichen wollen. Ob Bernards Bilder einer solchen Prüfung standhielten? Und wenn nicht? Er füllte Murchisons Glas mit Brandy und schenkte auch sich selbst etwas ein, mochte ihn dann aber nicht trinken. Er verschränkte die Hände über der Brust.

»Ich werde keinerlei Schritte unternehmen – oder wie

immer man das nennt –, wenn es sich wirklich um Fälschungen handelt.«

»Oh-oh, da denke ich aber etwas orthodoxer. Oder vielleicht altmodisch. So bin ich nun mal. Nehmen Sie nur mal an, Derwatt steckt mit denen unter einer Decke?«

»Soviel ich gehört habe, ist Derwatt so etwas wie ein Heiliger.«

»Ja, so wird's erzählt. Vielleicht war er so etwas wie ein Heiliger, als er jünger war und kein Geld hatte. Er hat sehr zurückgezogen gelebt. Seine Londoner Freunde haben ihn ins Rampenlicht gestellt, das ist ganz klar. Ein armer Mann, der auf einmal reich wird, kann sich erheblich verändern.«

Der Abend verging, und sie kamen nicht weiter. Murchison wollte früh ins Bett, er war müde.

»Ich werd mich morgen früh um einen Flugplatz kümmern. Hätte ich natürlich in London tun sollen – das war dumm von mir.«

»Hoffentlich noch nicht gleich morgen früh«, sagte Tom.

»Ich buche erstmal morgens und werde dann nachmittags fahren, wenn Ihnen das recht ist.«

Tom brachte seinen Gast nach oben und überzeugte sich, daß er alles Notwendige im Zimmer hatte.

Er überlegte, ob er Jeff oder Ed anrufen sollte. Aber was konnte er ihnen schon mitteilen, außer daß er nicht weiterkam in seinem Bemühen, Murchison von seinem Plan mit dem Mann von der Tate Galerie abzubringen? Außerdem wollte er auch nicht, daß Jeffs Telefonnummer allzuoft auf seiner Telefonrechnung erschien.

6

Mit entschlossenem Optimismus begann Tom den neuen Tag. Er hatte noch im Bett, um richtig aufzuwachen, eine Tasse von Mme. Annettes köstlichem schwarzem Kaffee getrunken, dann bequeme alte Sachen angezogen. Nun ging er hinunter, um festzustellen, ob sich bei Murchison schon etwas regte. Es war Viertel vor neun.

»*Le monsieur* frühstückt oben in seinem Zimmer«, teilte ihm Mme. Annette mit.

Während sie in seinem Schlafzimmer aufräumte, rasierte sich Tom im Bad. »M. Murchison wird wohl heute nachmittag abreisen«, antwortete er auf ihre Frage nach dem Menü des Abendessens. »Aber heute ist doch Donnerstag – glauben Sie, Sie könnten beim Fischhändler ein paar schöne Schollen bekommen, zum Lunch?« Zweimal in der Woche kam ein Lieferwagen mit Fisch ins Dorf. Für ein eigenes Fischgeschäft war Villeperce nicht groß genug.

Mme. Annette war sichtlich inspiriert von seiner Anregung. »Es gibt jetzt so schöne Trauben im Obstladen, kaum zu glauben . . .«

»Ja, bringen Sie welche mit.« Tom hörte kaum zu.

Um elf Uhr wanderten Tom und Murchison durch den Wald hinter Toms Grundstück. Tom war in seltsamer Stimmung. In einem Anfall freimütiger Freundschaft und Ehrlichkeit hatte er Murchison in dem Zimmer oben, wo er manchmal malte, seine eigenen künstlerischen Versuche vorgeführt. Er malte hauptsächlich Landschaften und Porträts. Immer war er darauf aus, zu vereinfachen, sich das Beispiel Matisse vor Augen zu halten, doch bisher, fand er, hatte er wenig Erfolg. Das eine Porträt von Heloise (vielleicht der zwölfte Versuch) war nicht schlecht,

und das hatte Murchison auch gelobt. Herrgott, dachte Tom, ich bin bereit, meine Seele vor ihm bloßzulegen, ihm die Gedichte zu zeigen, die ich an Heloise geschrieben habe, ich würde mich nackt ausziehen und einen Schwertertanz vorführen, wenn er nur – seinen Standpunkt ändern wollte! Es war alles ganz zwecklos.

Murchisons Maschine nach London ging um vier Uhr. Sie konnten also noch in Ruhe zu Hause essen; nach Orly fuhr man bei guten Straßenverhältnissen etwa eine Stunde. Während Murchison sich für den Spaziergang andere Schuhe anzog, hatte Tom den ›Mann im Sessel‹ in drei dicken Wellpappen, Bindfaden, Papier und noch mehr Bindfaden verpackt. Murchison wollte das Bild im Flugzeug bei sich behalten, das hatte er Tom gesagt. Er hatte im Hotel Mandeville für heute abend ein Zimmer gebucht.

»Aber, bitte, denken Sie daran«, sagte Tom, »in meinem Namen sollen keinerlei Schritte unternommen werden wegen meines ›Mann im Sessel‹.«

»Das heißt doch aber nicht, daß Sie die Fälschung bestreiten, nicht wahr?« fragte Murchison lächelnd. »Sie bestehen nicht darauf, daß das Bild echt ist, oder?«

»Nein, das nicht«, sagte Tom. »*Touché*. Ich beuge mich den Experten.«

Draußen im Freien war nicht der richtige Ort für eine Unterhaltung, die auf einen ganz genauen Punkt hinielte. Oder mußte sich das Gespräch unvermeidlich zu einer großen grauen Wolke ausweiten? Tom fühlte sich recht unwohl bei diesem Spaziergang im waldigen Gelände.

Er hatte Mme. Annette gebeten, das Mittagessen wegen Murchisons Abreise früh vorzubereiten. Um Viertel vor eins setzten sie sich zu Tisch.

Tom war fest entschlossen, das Thema nicht fallenzu-

lassen, weil er die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben wollte. Er sprach von van Meegeren, über den Murchison ebenfalls informiert war. Van Meegerens Vermeer-Fälschungen hatten ihm am Ende einen eigenen und selbständigen Wertstatus errungen. Vielleicht, sagte Tom, brachte der Maler das zunächst nur aus Trotz und als Selbstverteidigung vor: doch ästhetisch gesehen war es nicht zu bezweifeln, daß van Meegerens ›neue‹ Vermeers die Leute, die sie gekauft hatten, froh und glücklich machten.

»Was ich nicht begreife, ist, daß Sie gar keine Beziehung zur Wahrheit der Dinge haben«, sagte Murchison. »Der Stil eines Künstlers ist das Echte, das Aufrichtige an ihm. Wie kann jemand anders sich das Recht nehmen, das nachzuahmen, wie man die Unterschrift eines anderen nachahmt? Und dann noch von dem Namen und dem Bankkonto des Künstlers zu profitieren? Ein Name, den der Mann durch seine Gaben aufgebaut hat?«

Sie saßen vor den fast geleerten Tellern und tupften mit den letzten Kartoffeln die letzten Reste von Scholle und Butter auf. Die Schollen waren exquisit gewesen, der Weißwein war es noch. Es war eine Mahlzeit, die unter anderen Umständen ein Gefühl tiefer Zufriedenheit, vielleicht sogar wirklichen Glücks hinterlassen hätte, die Liebende dazu inspiriert hätte – vielleicht nach dem Kaffee – miteinander ins Bett zu gehen, sich zu lieben und dann einzuschlafen. Bei Tom war das alles heute verschwendet.

»Ich spreche nur für mich, wie eigentlich immer«, sagte er. »Ich möchte Sie nicht beeinflussen, und ich könnte es auch sicher gar nicht. Aber was mich betrifft, so können Sie Mr. – wer ist es, ja: Mr. Constant, Sie können ihm sagen, daß ich mit meiner Fälschung froh und zufrieden

bin und sie zu behalten gedenke.«

»Das werde ich ihm sagen. Aber denken Sie denn gar nicht an die Zukunft? Wenn das nun jemand immer weiter macht –«

Jetzt kam ein Zitronensoufflé. Tom kämpfte mit sich. Er war so fest von seiner Sache überzeugt: warum nur konnte er sie nicht in die richtigen Worte fassen und damit auch Murchison überzeugen? *Murchison war kein Künstler*, das war es. Sonst würde er nicht so reden. Bernards Arbeit wußte er überhaupt nicht zu würdigen. Was sollte das ganze Gerede von Wahrheit und Unterschrift und womöglich auch noch von Polizei? Was war das alles im Vergleich zu dem, was Bernard in seinem Atelier produzierte und was unbestreitbar das Werk eines sehr guten Malers war? Wie hatte es doch noch van Meegeren ausgedrückt (oder hatte Tom selbst das gesagt, in einem seiner Notizbücher?): »Was ein Künstler schafft, geschieht ganz natürlich und mühelos. Eine stärkere Macht führt ihm die Hand. Ein Fälscher dagegen muß Mühe aufwenden, er strengt sich an, und wenn ihm die Arbeit gelingt, so ist das ein echter Erfolg.« Es war seine eigene Fassung, das fiel Tom jetzt ein. Dieser satte Krämer Murchison mit seinen Phrasen. Bernard war wenigstens ein Mann mit Talent, mit mehr Talent als dieser Murchison mit seinen Rohren und Leitungen und Verpackungsmethoden, für die die Grundidee noch dazu von einem kanadischen Ingenieur stammte, wie Murchison selbst erzählt hatte.

Kaffee. Beide tranken keinen Brandy, obgleich die Flasche auf dem Tisch stand.

Thomas Murchisons Gesicht – fleischig, ein wenig rötlich –: für Tom war es ein Gesicht aus Stein. Die Augen waren hell und intelligent und unnachgiebig gegen ihn.

Es war jetzt halb zwei. In einer halben Stunde mußten

sie fort, nach Orly. Was sollte er machen, überlegte Tom – sollte er gleich nach der Abreise des Grafen wieder nach London fahren? Was konnte er schon tun in London? Der Teufel sollte den Grafen holen. Derwatt Ltd. war jetzt viel wichtiger als das Zeug, das der Graf bei sich trug. Tom fiel plötzlich ein, daß Reeves ihm gar nicht gesagt hatte, wo er nachsehen sollte: im Koffer des Grafen oder in seiner Handtasche oder wo sonst. Wahrscheinlich rief Reeves heute abend noch an. Tom war verstört, er konnte nicht länger auf dem Stuhl sitzen bleiben, wo er schon seit zehn Minuten unruhig hin- und herrutschte.

»Ich wollte Ihnen eine Flasche Wein aus meinem Keller mitgeben«, sagte er. »Wollen wir mal runtergehen und uns welche ansehen?«

Murchison strahlte noch breiter. »Wunderbare Idee, Tom! Das ist wirklich nett von Ihnen.«

Der Keller war entweder von draußen erreichbar, über ein paar Steinstufen, die zu einer grünen Tür führten, oder durch eine Tür in der unteren Extra-Toilette, neben einem kleinen Windfang, wo Gäste ihre Mäntel aufhängen konnten. Tom und Heloise hatten die Innentreppe einmauern lassen, damit sie bei schlechtem Wetter nicht nach draußen mußten.

»Den Wein nehme ich mit nach Amerika. Wär ein Jammer, ihn ganz allein in London zu trinken«, sagte Murchison.

Tom machte unten Licht an. Der Keller war groß, grau und kühl wie ein Eisschrank, oder es kam einem so vor durch den Kontrast mit dem zentralgeheizten Haus. Da gab es fünf oder sechs große Fässer, die auf Gestellen standen; nicht alle waren voll. An allen Wänden waren Halter mit Weinflaschen angebracht. In der einen Ecke sah man den großen Tank für die Heizung und einen zweiten für heißes Wasser.

»Dies sind die Clarets«, sagte Tom und zeigte auf eine Wand voller Flaschenständer, die mehr als zur Hälfte mit staubigen dunklen Flaschen gefüllt waren.

Murchison piff anerkennend.

Es muß hier unten geschehen, dachte Tom. Wenn überhaupt etwas geschehen soll. Aber er hatte ja gar nicht genügend vorbereitet, er hatte nichts geplant. Weitergehen, weitergehen, ermahnte er sich, und doch tat er nichts als herumschlendern, seine Flaschen betrachten. Ein- oder zweimal berührte er einen der mit roter Zinfoolie umwickelten Hälse. Dann zog er eine Flasche heraus. »Margaux. Der hat Ihnen vorhin geschmeckt.«

»Phantastisch«, sagte Murchison. »Ich danke Ihnen sehr, Tom. Ich werd zu Haus erzählen, aus welchem Keller er kommt.« Er nahm die Flasche fast ehrfürchtig entgegen.

Tom nahm einen Anlauf. »Wollen Sie sich´s nicht doch noch einmal überlegen mit Ihrem Gespräch mit dem Experten in London wegen der Fälschungen? Einfach aus Korpsgeist –?«

Murchison lachte kurz auf. »Das kann ich nicht, Tom. Korpsgeist! Ich kann um die Welt nicht einsehen, warum Sie diese Leute schützen wollen – außer wenn –«

Ihm war ein Gedanke gekommen, und Tom wußte, welcher Gedanke das war: daß Tom Ripley mit den ändern gemeinsame Sache machte und daraus auf irgendeine Weise profitierte. »Ja, ich habe ein Interesse daran«, sagte er schnell. »Ich kenne nämlich den jungen Mann, der sich neulich mit Ihnen im Hotel unterhalten hat. Ich kenne ihn, und ich weiß, was er macht. Er ist der Fälscher.«

»Was –?! Dieser – dieser –«

»Ja, der nervöse junge Mann. Bernard heißt er. Er kannte Derwatt. Wissen Sie, die ganze Sache wurde aus

rein idealistischen Motiven angefangen –«

»Soll das heißen, daß Derwatt das alles *weiß*?«

»Derwatt ist tot. Jemand anders hat ihn – hat sich für ihn ausgegeben.« Die Worte waren Tom fast ohne seinen Willen entfahren; er hatte ja auch nichts mehr zu verlieren und vielleicht doch noch etwas zu gewinnen. Für Murchison ging es um sein Leben, aber das konnte Tom nicht in Worte fassen, jedenfalls noch nicht.

»Derwatt ist also tot – seit wann?«

»Seit fünf oder sechs Jahren. Er ist in Griechenland gestorben.«

»Und all die Bilder –«

»Sind von Bernard Tufts. Sie haben selbst gesehen, was er für ein Mensch ist. Er würde sich das Leben nehmen, wenn es herauskäme, daß er die Bilder seines toten Freundes gefälscht hat. Er hat zu Ihnen gesagt, Sie sollten keine mehr kaufen. Ist das nicht genug? Die Galerie hat ihn damals gefragt, ob er nicht ein paar Bilder in Derwatts Stil malen könnte –« Tom wußte, *er* war es gewesen, der diesen Vorschlag gemacht hatte, aber darauf kam es *jetzt* nicht an. Er wußte auch, daß alles, was er vorbrachte, hoffnungslos war, nicht nur, weil Murchison sich nicht erweichen ließ, sondern weil da ein Bruch war in seiner eigenen Argumentation und er diesen Bruch sehr wohl kannte. Er sah, was Recht und was Unrecht war; und trotzdem waren seine beiden Seiten gleich auf richtig: er wollte Bernard retten, die falschen Bilder retten, sogar Derwatt retten. Darum ging es ihm. Und das alles würde Murchison niemals verstehen. »Bernard will hier raus, das weiß ich bestimmt. Sie werden es doch nicht auf sich nehmen wollen, daß ein Mann sich umbringt, weil er sich schämt – nur damit Sie recht behalten, oder?«

»Weil er sich schämt – er hätte sich lieber gleich zu

Anfang schämen sollen!« Murchison sah auf Toms Hände, auf sein Gesicht und dann wieder auf die Hände. »Waren Sie es etwa, der –? Ja, ja. Ich hatte mir seine Hände angesehen.« Murchison lächelte dünn. »Und da meinen die Leute, ich sähe keine Kleinigkeiten.«

»Sie sind ein guter Beobachter«, sagte Tom schnell. Er war plötzlich böse geworden.

»Herrgott – ich hätte es schon gestern sagen können. Ich habe es gestern gemerkt. Ihre Hände. Da können Sie keinen Bart draufheften, was?«

Tom sagte: »Warum lassen Sie sie nicht alle in Ruhe und halten den Mund? Was tun sie denn Schlimmes? Bernards Bilder sind gut, das können Sie nicht leugnen.«

»Den Teufel werd ich tun und den Mund halten! Ich denke nicht daran – für kein Geld der Welt werde ich den Mund halten!« Murchisons Gesicht war noch stärker gerötet, die Backen bebten. Er stellte den Wein hart auf den Fußboden, doch die Flasche blieb heil.

Er wies den Wein zurück: das war eine Kränkung – nicht sehr schwerwiegend, aber doch eine weitere häßliche Beleidigung. Tom ergriff die Flasche fast im gleichen Augenblick, schwang sie durch die Luft und schlug sie Murchison seitlich an den Kopf. Diesmal zerbrach die Flasche, der Wein lief aus, und der Flaschenboden fiel auf den Steinfußboden. Murchison taumelte gegen die Halterungen, die Flaschen klirrten, fielen aber nicht heraus, nur Murchison fiel, er sackte um und stieß gegen einige Flaschenhälse, die jedoch in den Gestellen stecken blieben. Tom ergriff den ersten Gegenstand, der ihm in die Hand kam – es war ein leerer Kohleneimer – und ließ ihn auf Murchisons Kopf niedersausen, einmal und dann noch einmal. Der Boden des Eimers war schwer. Murchison lag blutend, zur Seite geneigt und leicht verrenkt auf dem Steinfußboden. Er bewegte sich nicht.

Was war mit dem Blut zu machen? Tom drehte sich im Kreise und suchte nach irgendeinem alten Stück Stoff oder Zeitungspapier. Dann ging er zum Öltank hinüber, unter dem ein großer Lappen lag; er war steif vor Alter und Schmutz. Damit ging er zurück und versuchte das Blut aufzuwischen, was jedoch nicht ging. Er gab es auf und sah sich von neuem um. Ich schiebe ihn unter ein Faß, dachte er. Er packte Murchison an den Füßen, ließ sie wieder fahren und legte ihm die Hand auf den Hals. Ein Pulsschlag war nicht zu fühlen. Tom holte tief Luft, faßte Murchison unter die Arme, schob und zog und schleppte den schweren Körper hinüber zu dem Faß. Die Ecke dahinter war dunkel. Murchisons Füße sahen etwas darunter hervor. Tom bog die Knie ein wenig, so daß man die Füße nicht sah. Aber das Faß ruhte in einem Halter mehr als fünf Zentimeter über dem Boden, und wenn jemand in der Mitte des Kellers stand und dort in die Ecke blickte, so war Murchison mehr oder weniger sichtbar. Bückte man sich, so konnte man den ganzen Körper sehen. Und natürlich war nirgends ein altes Laken, ein Stück Segeltuch, Zeitungspapier oder sonstwas zum Zudecken zu finden – dank Mme. Annettes Ordnungsliebe.

Tom warf den blutbefleckten Lappen weg; er landete auf Murchisons Füßen. Er trat nach ein paar Glasscherben – der Wein war jetzt mit dem Blut zusammengelaufen; dann nahm er schnell den Flaschenhals und schlug nach der Glühbirne, die an einem Draht von der Decke herabhing. Die Birne zerbrach und fiel klirrend zu Boden.

Tom keuchte ein wenig und versuchte, normal zu atmen. Im Dunkeln tappte er auf die Treppe zu und stieg hinauf. Er schloß die Kellertür. Die kleine Toilette hatte ein Waschbecken, wo er sich eilig die Hände abspülte. Das Wasser wurde rötlich; er hielt das zuerst für Murchi-

sons Blut, bis er sah, daß noch mehr kam, weil er sich unten am Daumen geschnitten hatte. Nicht sehr tief, es hätte schlimmer sein können, er hatte noch Glück gehabt. Er riß Toilettenpapier von der Rolle und wickelte es um den Daumen.

Mme. Annette hatte jetzt in der Küche zu tun – auch das war Glück. Wenn sie jetzt herauskam, dachte Tom, so wollte er sagen, Murchison sei schon im Wagen – falls sie fragte. Es war Zeit zur Abfahrt.

Tom lief hinauf ins Gastzimmer. Die einzigen Sachen, die Murchison noch nicht eingepackt hatte, waren sein Mantel und ein paar Toilettesachen, die Tom schnell in eine Seitentasche des Koffers steckte. Dann machte er ihn zu und trug Koffer und Mantel die Treppe hinunter und zur Haustür hinaus. Er legte alles in den Alfa Romeo, lief dann noch einmal nach oben und holte Murchisons ›Uhr‹. Das Bild war immer noch eingewickelt: der Amerikaner war seiner Sache so sicher gewesen, daß er sich gar nicht die Mühe gemacht hatte, sein Bild auszupacken und es mit dem ›Mann im Sessel‹ zu vergleichen. Hochmut kommt vor dem Fall, dachte Tom. Er brachte seinen ›Mann im Sessel‹ aus Murchisons Zimmer zurück in sein eigenes Zimmer und stellte es hinten in einen Wandschrank; dann trug er ›Die Uhr‹ nach unten. Er nahm seinen Regenmantel vom Wandhaken vor der Kellertoi-lette und ging hinaus zum Wagen. Dann fuhr er nach Orly.

Murchisons Paß und Flugticket steckten sicher in seiner Jackentasche. Darum wollte er sich später kümmern, am besten vielleicht beides verbrennen, irgendwann, wenn Mme. Annette mal ausgegangen war und ihre morgendliche Besorgungstour machte. Ihm fiel jetzt auch ein, daß er ihr gar nichts von der Ankunft des Grafen gesagt hatte; na, er konnte sie von irgendwo anrufen, aber bes-

ser nicht vom Flughafen aus, dort wollte er sich nicht länger aufhalten.

Die Zeit stimmte. Es war genau richtig – so als ob Murchison tatsächlich die Maschine erreichen wollte.

Tom fuhr ans Ausgangsportal. Dort konnten Taxis und Privatwagen zwar nicht parken, wohl aber kurz halten, um Gepäck und Fahrgäste kurz abzusetzen oder aufzunehmen. Er hielt an, nahm Murchisons Koffer und setzte ihn auf den Gehweg, dann stellte er ›Die Uhr‹ angelehnt neben den Koffer und legte den Mantel obenauf. Er stieg in den Wagen und fuhr ab; er sah, daß hie und da auf dem Gehweg noch ein paar Gepäckstücke abgestellt waren. Er fuhr in Richtung auf Fontainebleau und hielt an einer kleinen Kaffeebar, wie es sie häufig gab an der Straße zwischen Orly und dem Anfang der Autoroute du Sud.

Er bestellte ein Bier und verlangte einen Jeton für ein Telefongespräch. Ein Jeton war hier jedoch nicht notwendig; er nahm den Hörer vom Telefon neben der Kasse und wählte seine Nummer.

»Hallo – ich bin´s«, sagte er. »Mr. Murchison hatte es sehr eilig im letzten Moment, ich soll Sie noch schön grüßen und Ihnen vielmals danken.«

»O ja, danke schön.«

»*Alors* – heute abend kommt noch ein Gast, ein Italiener, ein Graf Bertolozzi. Ich hole ihn in Orly ab, und wir sind gegen sechs zu Hause. Was könnten wir wohl essen – ob Sie vielleicht – Kalbsleber besorgen könnten?«

»Der Schlachter hat gerade sehr schönen *Gigot* –?«

Tom stand im Augenblick nicht der Sinn nach irgend etwas mit Knochen. »Ach, wenn es nicht zu viel Mühe ist, möchte ich doch lieber Kalbsleber.«

»Und dazu ein Margaux? Oder ein Meursault?«

»Lassen Sie – um den Wein kümmere ich mich sel-

ber.«

Er bezahlte – mit der Angabe, er habe nach Sens telefoniert, das war weiter als sein Dorf – und ging zum Wagen. In mäßigem Tempo fuhr er nach Orly, vorbei am Ein- und Ausgangsportal der Halle, wo er sah, daß Murchisons Sachen noch draußen standen, wo er sie hingestellt hatte. Der Mantel würde sicher zuerst verschwinden, dachte Tom, den würde sich ein forscher junger Mann bald über den Arm hängen. Und wenn Murchisons Paß in der Manteltasche steckte, würde der junge Mann vielleicht noch irgendeinen Gebrauch davon machen. Tom lächelte kurz, als er in den Platz P 4 einbog, wo man eine Stunde lang parken durfte.

Langsam schritt Tom durch die Glastür, die sich automatisch öffnete, kaufte am Kiosk eine *Neue Zürcher Zeitung* und prüfte die Ankunftszeit von Edoardos Maschine. Sie sollte pünktlich ankommen; er hatte noch ein paar Minuten Zeit. Er trat an die überfüllte Bar – immer war sie überfüllt –, fand schließlich Platz für einen Ellbogen auf dem Serviertisch und bestellte einen Kaffee. Als er ihn getrunken hatte, besorgte er sich ein Ticket und ging nach oben, wo man die ankommenden Fluggäste treffen konnte.

Der Graf trug einen grauen Homburg. Er hatte einen dünnen schwarzen Schnurrbart, und selbst unter dem offenen Mantel sah man den leicht hervortretenden Bauch. Als er Tom sah, ging ein Lächeln über sein Gesicht, ein echt italienisches spontanes Lächeln, und er winkte mit der Hand. Er war gerade dabei, seinen Paß vorzuweisen.

Dann schüttelten sie sich die Hände, umarmten einander schnell, und Tom half ihm beim Tragen der Gepäckstücke und Taschen. Der Graf hatte auch ein Aktenköfferchen in der Hand. Was mochte er bei sich haben,

und wohin fuhr er? Sein Koffer wurde gar nicht geöffnet, der französische Beamte winkte ihn einfach durch.

»Bitte warten Sie hier einen Moment, ich hole meinen Wagen«, sagte Tom, als sie auf dem Gehsteig standen. »Er steht gleich dahinten.« Er verschwand schnell und war in fünf Minuten zurück.

Er mußte am Ausgangsportal vorbeifahren und sah jetzt, daß Murchisons Koffer und das Bild noch dort standen, aber der Mantel war weg. Zwei zu eins.

Auf der Heimfahrt unterhielten sie sich – nicht sehr tiefgründig – über italienische Verhältnisse und französische Gegenwartspolitik. Der Graf erkundigte sich nach Heloise. Tom kannte ihn noch nicht lange; dies war, dachte er, das zweite Treffen, nur hatten sie sich in Mailand über Malerei unterhalten, für die sich Bertolozzi sehr lebhaft interessierte.

»Im Augenblick haben sie in London eine *esposizione* von Derwatt. Ich freue mich schon darauf, nächste Woche. Was sagen Sie dazu, daß Derwatt nach London gekommen ist? Ich war sehr *überrascht*. Seit Jahren die ersten Bilder von ihm!«

Tom hatte sich keine Londoner Zeitung besorgt. »Ja, das war eine große Überraschung. Er soll sich nicht sehr verändert haben, wie es heißt.« Tom hatte nicht die Absicht, davon zu sprechen, daß er kürzlich in London gewesen war und die Ausstellung gesehen hatte.

»Ich bin sehr gespannt auf das Bild bei Ihnen zu Hause. Wie heißt es? Das mit den kleinen Mädchen meine ich.«

»Die roten Stühle.« Tom war erstaunt, daß der Graf sich daran erinnerte. Er lächelte und faßte das Steuerrad fester. Trotz der Leiche im Keller, trotz des schrecklichen Tages und des nervenzerrüttenden Nachmittags freute sich Tom sehr darauf, wieder zu Hause zu sein. Am

Schauplatz des Verbrechens, wie es immer hieß. Er hatte nicht das Gefühl, ein Verbrechen begangen zu haben. Oder kam die Reaktion vielleicht später, heute abend oder erst morgen? Hoffentlich nicht.

»Der Espresso in den italienischen Cafés wird immer schlechter«, verkündete der Graf in feierlichem Bariton. »Wirklich. Wahrscheinlich steckt da irgendwie die Mafia dahinter.« Säuerlich blickte er einen Augenblick aus dem Fenster und fuhr dann fort: »Und die Friseure in Italien, mein Gott im Himmel! Manchmal denke ich, ich kenne mein Land nicht mehr. In meinem alten Friseursalon nahe bei der Via Veneto, wo ich seit Jahren hingehe, da haben sie jetzt lauter junge Männer, die einen fragen, welches Shampoo man wünscht. Ich sage: ›Bitte waschen Sie mir einfach das Haar – soweit noch vorhanden.‹ Drauf fragt er: ›Ja, aber ist es fettig oder trocken, Signor? Wir haben drei Arten Shampoo. Haben Sie Schuppen?‹ ›Nein!‹ sage ich. ›Kann man denn heutzutage kein normales Haar mehr haben, oder gibt es kein gewöhnliches Shampoo mehr?‹«

Sie waren zu Hause angekommen. Genau wie Murchison lobte auch der Graf die Symmetrie von Belle Ombre. Im Garten war zwar kaum noch eine Rose vom Sommer übrig, doch der schöne rechteckige Rasen glänzte, umgeben von starken hohen Kiefern. Es war ein Zuhause, und nicht das allerbescheidenste. Wieder begrüßte Mme. Annette sie vor der Haustür, freundlich und hilfsbereit wie gestern, als Murchison gekommen war. Auch jetzt brachte Tom den Gast in sein Zimmer, das Mme. Annette zurechtgemacht hatte. Zum Tee war es schon etwas spät; Tom sagte dem Grafen, er werde ihn unten finden, wann immer er Lust habe herunterzukommen. Um acht Uhr werde man essen.

Dann ging Tom in sein Zimmer, packte den ›Mann im

Sessel« aus, trug ihn nach unten und hängte ihn an seinen alten Platz. Es war durchaus möglich, daß Mme. Annette das kurze Fehlen bemerkt hatte; wenn sie fragte, so wollte er sagen, Murchison habe das Bild in Toms Zimmer hinübergenommen, um es bei anderer Beleuchtung zu betrachten.

Tom schlug die schweren roten Vorhänge an der Glas­ tür auseinander und blickte in den Garten hinaus. Der Abend sank, und die gründunklen Schatten gingen über in Schwarz. Ihm fiel ein, daß er genau über der Stelle im Keller stand, an der Murchison lag, und er schob sich etwas beiseite. Er mußte, auch wenn es sehr spät wurde, noch heute abend hinuntergehen und die Wein- und Blut­ flecken entfernen, so gut er konnte. Mme. Annette konnte aus irgendeinem Grund in den Keller gehen wollen; sie paßte sehr auf, wieviel Öl noch im Tank war. Und wie sollte er bloß die Leiche aus dem Haus schaffen? Im Ge­ räteschuppen war ein Schubkarren. Ob er Murchison auf den Schubkarren legen und mit einer Segeltuchplane zudecken konnte, die ebenfalls im Schuppen lag, ihn dann in den Wald hinter dem Haus fahren und dort ver­ graben konnte? Das war zwar primitiv und unangenehm nahe beim Haus, aber vielleicht doch die beste Lösung.

Jetzt kam Bertolozzi herunter, flink und trotz seines Gewichts mit federnden Schritten. Er war ein großer starker Mann.

»A-ha! A-hah!« Auch ihm fiel, wie Murchison, sofort das Bild auf, das an der gegenüberliegenden Zimmer­ wand hing: »Die roten Stühle«. Doch er wandte sich sofort zum Kamin um und schien von dem »Mann im Sessel« noch stärker beeindruckt. »Wunderbar! Ganz köstlich!« Er prüfte beide Bilder in der Nähe. »Wirklich – Sie haben mich nicht enttäuscht. Die Bilder sind eine Freude, genau wie Ihr ganzes Haus. Ich meine die Zeichnungen, die in

meinem Zimmer hängen.«

Mme. Annette kam mit dem Barwägelchen herein, auf dem ein Eisbehälter und mehrere Gläser standen. Der Graf sah den Punt e Mes und sagte, davon hätte er gern einen Drink.

»Hat die Galerie in London Sie nicht gebeten, ihr die Bilder als Leihgaben für die *esposizione* zu überlassen?«

Diese Frage hatte vor vierundzwanzig Stunden auch Murchison gestellt, jedoch nur in bezug auf den ›Mann im Sessel‹. Er hatte aus Neugier gefragt: er wollte gern wissen, wie sich die Galerie zu Bildern verhielt, die sie als Fälschungen kennen mußte. Tom war etwas schwindlig, wie vor einer leichten Ohnmacht. Er hatte sich über den Barwagen gebeugt und richtete sich jetzt auf. »Doch, ja – gefragt haben sie mich. Aber wissen Sie, es macht so viel Mühe, das Schicken und die Versicherung und alles. Vor zwei Jahren habe ich ›Die roten Stühle‹ einer Ausstellung überlassen.«

»Ich werde vielleicht einen Derwatt kaufen«, sagte Bertolozzi nachdenklich. »Das heißt, wenn ich´s mir leisten kann. Jedenfalls nur ein kleines Bild, bei seinen Preisen.«

Tom schenkte sich einen unverdünnten Whisky auf Eis ein.

Das Telefon klingelte. »Entschuldigen Sie«, sagte Tom und nahm den Hörer auf.

Edoardo schlenderte im Zimmer umher und betrachtete die anderen Bilder an den Wänden.

Es war Reeves Minot. Er fragte zunächst, ob der Graf angekommen sei, und dann, ob Tom allein im Zimmer wäre.

»Nein.«

»Also: es ist in –«

»Ich kann dich kaum verstehen.«

»Zahnpasta«, sagte Reeves.

»Oh-oh.« Es war ein fast stöhnender Laut, den Tom ausstieß – ein Ächzen des Überdrusses, der Ablehnung, der Langeweile. War denn dies ein Kinderzirkus? Oder ein alberner Film? »Na schön. Und die Adresse? Dieselbe wie letztesmal?« Tom hatte eine – nein, sogar zwei oder drei Adressen in Paris, an die er Reeves' Sachen früher geschickt hatte.

»Ja, die geht. Die letzte. Ist alles in Ordnung?«

»Ja, danke, ich glaube schon«, sagte Tom freundlich. Er wollte noch fragen, ob Reeves nicht dem Grafen noch guten Tag sagen wollte, nur als freundliche Geste, aber es war wahrscheinlich doch besser, Bertolozzi erfuhr gar nichts von Reeves' Anruf. Tom fand sich nicht mehr zu recht, er fühlte sich unsicher und sagte nur: »Danke für den Anruf.«

»Wenn alles klappt, brauchst du nicht mehr anzurufen«, sagte Reeves und legte den Hörer auf.

»Würden Sie mich einen Moment entschuldigen, Edoardo?« fragte Tom und lief eilig nach oben. Er trat in Bertolozzis Zimmer. Einer der Koffer stand geöffnet auf der antiken Holztruhe, wo die Gäste und Mme. Annette gewöhnlich die Koffer abstellten, aber Tom suchte zunächst im Badezimmer. Der Graf hatte seine Toilettensachen noch nicht ausgepackt. Tom ging an den Koffer und fand einen undurchsichtigen Plastikbeutel mit Reißverschluss, den er öffnete. Er enthielt Tabak. In einem zweiten Plastikbeutel fand er Rasiersachen, Zahnpasta und Zahnbürste; die Zahnpasta nahm er heraus. Die Tube war am Ende etwas rauh, aber verschlossen. Wahrscheinlich hatte Reeves' Vertrauensmann irgendeine Art Klemme, mit der er das Metall wieder verschloß. Tom drückte die Tube vorsichtig und fühlte nahe am Ende einen kleinen harten Klumpen. Abwehrend schüttelte er den Kopf,

steckte die Zahnpasta ein und legte den Beutel wieder an seinen Platz. Er ging hinüber in sein eigenes Zimmer und legte die Tube ganz nach hinten in die linke oberste Schublade des Schrankes, die einen Kasten mit Manschettenknöpfen und eine Menge gestärkter Kragen enthielt.

Dann ging er wieder nach unten.

Beim Essen unterhielt er sich mit Bertolozzi über Derwatts unerwartete Rückkehr, von der der Graf in den Zeitungen gelesen hatte.

»Er lebt doch in Mexiko, nicht wahr?« fragte Tom.

»Ja, und er will nicht sagen, wo. Genau wie B. Traven, wissen Sie noch? Ha-ha!«

Der Graf lobte das Essen sehr und sprach ihm tüchtig zu. Er besaß die europäische Fähigkeit, mit vollem Munde zu reden, was ein Amerikaner niemals mit Grazie fertigbringt.

Nach dem Essen äußerte der Gast, der Toms Schallplattengerät gesehen hatte, den Wunsch nach Musik und wählte *Pelléas et Mélisande* aus. Er wollte gern den dritten Akt hören, das etwas hektische Duett zwischen dem Sopran und der tiefen Männerstimme. Während er zuhörte und manchmal auch mitsang, redete er weiter.

Tom versuchte, dem Grafen zuzuhören und die Musik auszuschalten, aber für ihn war es niemals leicht, Musik auszuschalten. Er war nicht in der Stimmung für *Pelléas et Mélisande*. Was er brauchte, war die Musik aus dem *Sommernachtstraum*, die phantastische Ouvertüre, und während das Drama auf der anderen Platte ablief, tanzte die Mendelssohnsche Ouvertüre in seinem Innern – unruhig, komisch, bunt und einfallsreich. Nichts brauchte er so sehr wie Erfindungsreichtum.

Sie waren beim Brandy angelangt. Tom schlug vor, morgen früh eine Fahrt mit dem Wagen zu machen und

mittags vielleicht in Moret-sur-Loing zu essen. Edoardo hatte gesagt, er wolle einen Nachmittagszug nach Paris nehmen. Aber erst wollte er unbedingt Toms sämtliche Kunstschatze besichtigen. Tom führte ihn also durch das ganze Haus, auch in Heloises Zimmer, wo ein Bild von Marie Laurencin hing.

Sie sagten gute Nacht, und Edoardo zog sich mit einigen Kunstbüchern seines Gastgebers in sein Zimmer zurück.

In seinem Zimmer holte Tom die Zahnpastatube aus der Schublade und versuchte, das untere Ende mit dem Daumennagel zu öffnen, was jedoch mißlang. Er ging in das Zimmer, wo er malte, und holte eine Zange von seinem Arbeitstisch, mit der er, als er wieder in seinem Zimmer stand, die Tube aufschnitt. Ein kleiner schwarzer Zylinder kam heraus. Natürlich: ein Mikrofilm. Ob man ihn abspülen durfte? Lieber nicht; er wischte ihn nur mit einem Kleenextuch ab. Er roch nach Pfefferminz. Einen Umschlag adressierte er an:

M. Jean-Marc Cahannier
16 rue de Tison
Paris IX,

verpackte den Zylinder in einigen Bogen Schreibpapier und steckte alles zusammen in den Umschlag. Er schwor sich dabei, mit diesen Albernheiten aufzuhören; so etwas war doch entwürdigend. Das konnte er Reeves auch sagen, ohne ihn zu kränken. Reeves hatte die merkwürdige Idee, daß ein Gegenstand um so sicherer war, je öfter er den Besitzer wechselte. Die Mentalität eines Hehlers. Aber es mußte ihn doch allerhand Geld kosten, all diese Leute zu bezahlen, selbst wenn er ihnen nicht allzuviel gab. Oder ob manche Leute anstelle einer Bezahlung Reeves um einen Gegendienst ersuchten?

Tom zog seinen Pyjama und Hausmantel an, warf einen Blick in die Diele und war erleichtert, als er unter Edoardos Tür kein Licht mehr sah. Ruhig ging er in die Küche hinunter. Zwischen der Küche und Mme. Annettes Schlafzimmer gab es zwei Türen, denn hinter der Küche lag eine kleine Diele mit dem Dienstboteneingang. Sie würde ihn also kaum hören und auch das Licht in der Küche sicher nicht sehen. Tom holte sich ein kräftiges graues Putztuch und eine Dose Ajax, nahm eine Glühbirne aus dem Schrank und steckte sie in die Tasche. Dann stieg er hinab in den Keller. Ihn fröstelte. Jetzt fiel ihm ein, daß er eine Taschenlampe brauchte und außerdem einen Stuhl zum Draufsteigen; er trabte also zurück in die Küche und holte sich einen der Hocker, die zum Küchentisch gehörten. Eine Taschenlampe nahm er aus der Tischtischschublade in der Diele.

Er hielt die Lampe unter dem Arm fest, nahm die zerbrochene Birne aus der Fassung und setzte die neue ein. Jetzt war es hell im Keller. Murchisons Schuhe waren immer noch sichtbar. Entsetzt sah Tom die durch *rigor mortis* ausgestreckten Beine. Er war doch nicht etwa noch am Leben? Tom mußte sich vergewissern, sonst hätte er in der Nacht kein Auge zutun können, das wußte er. Mit dem Fingerrücken befühlte er Murchisons Hand. Das genügte: sie war kalt und steif. Tom zog den grauen Lappen über Murchisons Schuhe.

In einer Ecke war ein Waschbecken mit kaltem Wasser. Tom machte das Putztuch naß und begann mit der Arbeit. Das Tuch färbte sich, er wusch es aus, aber der Fleck auf dem Fußboden änderte sich nicht viel. Vielleicht war es jetzt die Nässe, die ihn so dunkel machte. Na schön, wenn Mme. Annette ihm Fragen stellte, so konnte er sagen, er habe eine Weinflasche fallen lassen. Er sammelte die letzten kleinen Glasscherben von der

zerbrochenen Glühbirne und der Weinflasche auf, spülte vorsichtig das Tuch im Waschbecken aus, holte die Glasstückchen aus dem Abflusssieb und steckte sie in die Tasche seines Hausmantels. Noch einmal bearbeitete er den Fußboden mit dem Tuch. Dann stieg er die Kellertreppe hinauf und vergewisserte sich im helleren Licht der Küche, daß das Tuch jetzt so gut wie keine rötliche Färbung mehr aufwies. Er legte es auf das Abflußrohr unter dem Spültisch.

Aber die Leiche war noch da. Was zum Teufel sollte er damit machen? Wenn er den Keller abschloß, bis er morgen Edoardo an die Bahn gebracht hatte – würde das nicht komisch aussehen, wenn Mme. Annette hineinwollte? Außerdem besaß sie auch selbst einen Schlüssel und ebenso einen zu der Außentür, die ein anderes Schloß hatte. Vorsichtshalber holte Tom eine Flasche Rosé und zwei Margaux und stellte alles auf den Küchentisch. Zuweilen war ein Leben ohne Bedienung angenehmer.

Beim Zubettgehen – Tom war müder als am Abend zuvor – überlegte er, ob er Murchison in ein Faß stecken sollte. Aber zum Festmachen der Reifen brauchte man nachher sicher einen Küfer. Außerdem mußte Murchison wohl in irgendeiner Flüssigkeit liegen, sonst würde er in dem leeren Faß hin- und herkollern. Und wie sollte er das allein schaffen, Murchison in dem Faß fortzubringen? Ausgeschlossen.

Tom dachte an den Koffer und ›Die Uhr‹ im Flughafen. Sicher hatte jemand inzwischen beides vom Gehweg entfernt. Vielleicht war in dem Koffer ein Adreßbuch oder ein alter Briefumschlag. Vielleicht wurde Murchison schon morgen als vermißt gemeldet. Oder übermorgen. Der Mann von der Tate Galerie erwartete ihn morgen früh. Ob Murchison irgend jemand erzählt hatte, daß er

Tom Ripley besuchen wollte? Hoffentlich nicht.

Freitag morgen war es sonnig und kühl, doch die Herbstluft war noch ohne Schärfe. Tom und Edoardo frühstückten im Wohnzimmer nahe der Glastür, die die Sonne hereinließ. Der Graf war in Pyjama und Hausmantel erschienen, was er, wie er betonte, nicht getan hätte, wenn eine Dame im Hause gewesen wäre, aber er hoffte, Tom habe nichts dagegen.

Kurz nach zehn ging der Graf nach oben, um sich anzuziehen, und kam dann mit seinen Koffern herunter. Sie wollten vor dem Mittagessen noch eine Fahrt machen. »Kann ich wohl etwas Zahnpasta von Ihnen borgen?« fragte er. »Ich muß meine im Hotel in Mailand vergessen haben. Zu dumm.«

Tom hatte die Frage erwartet und war froh, als sie endlich kam. Er ging hinunter in die Küche zu Mme. Annette. Da der Graf seine Toilettensachen vermutlich unten im Koffer hatte, war es wohl am besten, dachte Tom, wenn er ihm die Toilette unten zeigte. Mme. Annette brachte ihm eine Tube Zahnpasta.

Die Post kam, und Tom entschuldigte sich einen Augenblick. Eine Karte von Heloise, in der eigentlich nichts stand. Und ein weiterer Brief von Christopher Greenleaf, den Tom schnell aufriß. Er lautete:

15. Oktober 19-

Lieber Mr. Ripley,

gerade habe ich festgestellt, daß ich einen Charterflug nach Paris bekommen kann; ich bin also schon früher dort. Hoffentlich sind Sie zu Hause. Ich komme mit einem Freund zusammen, Gerald Hayman, er ist so alt wie ich,

aber ich bringe ihn bestimmt nicht mit zu Ihnen, denn das wäre doch wohl zuviel, obgleich er ein netter Kerl ist. Ich komme Sonnabend, den 19. Oktober, in Paris an und werde dann versuchen, Sie anzurufen. Ich bleibe natürlich Sonnabend nacht in Paris im Hotel, denn wir landen erst um sieben Uhr abends französischer Zeit.

Inzwischen viele Grüße
Ihres
Chris Greenleaf

Sonnabend – das war morgen. Gott sei Dank, daß Chris jedenfalls nicht morgen schon herkommen wollte. Himmel, dachte Tom, jetzt fehlte es nur noch, daß Bernard auftauchte. Ob er Mme. Annette bitten sollte, in den nächsten zwei Tagen nicht ans Telefon zu gehen, wenn es klingelte? Das würde aber merkwürdig aussehen und wäre überdies auch ärgerlich für Mme. Annette, denn sie wurde mindestens einmal täglich von einer ihrer Freundinnen angerufen, gewöhnlich von Mme. Yvonne, die auch Haushälterin irgendwo im Dorfe war.

»Schlechte Nachrichten?« fragte Edoardo.

»O nein, nein, gar nicht«, erwiderte Tom. Er mußte die Leiche aus dem Hause schaffen. Am besten heute abend. Chris konnte er natürlich noch aufschieben, ihm sagen, daß er vor Dienstag keine Zeit habe. Tom hatte plötzlich eine Vision von französischen Polizeibeamten, die morgen ins Haus hereinkamen, nach Murchison fragten und ihn in wenigen Sekunden am nächstliegenden Ort fanden, nämlich im Keller.

Tom ging in die Küche, um sich von Mme. Annette zu verabschieden. Sie war dabei, eine große silberne Terriene und eine Anzahl Suppenlöffel zu putzen, die alle mit Heloises Familien-Initialen versehen waren: P. F. P. »Wir fahren jetzt ein bißchen fort. Monsieur reist dann ab. Soll

ich noch irgendwas mitbringen?«

»Wenn Sie etwas frische Petersilie mitbringen könnten, M. *Tome*.«

»Ja, ich werde dran denken. *Persil*. Ich denke, ich bin vor fünf Uhr zurück. Heute abend bin ich allein zum Essen. Ganz was Einfaches, ja?«

»Soll ich mit den Koffern helfen?« Mme. Annette erhob sich. »Ich weiß gar nicht, wo ich heute meinen Kopf habe.«

Tom versicherte ihr, das sei nicht nötig, aber sie kam doch nach draußen, um dem Grafen Lebewohl zu sagen. Er verneigte sich und machte ihr auf französisch Komplimente über ihre Kochkunst.

Sie fuhren nach Nemours, besahen den Marktplatz mit dem Brunnen und setzten dann die Fahrt fort an der Loing entlang bis Moret, wo Tom sich in den Einbahnstraßen jetzt sehr gut zurecht fand. Auf beiden Seiten der Brücke, die über den Fluß führte, standen imposante graue Steintürme, die vormals das Stadttor gebildet hatten. Der Graf war begeistert.

»Hier ist es auch lange nicht so staubig wie in Italien«, sagte er.

Tom gab sich Mühe, während des sehr langsamen Mittagessens seine Nervosität im Zaum zu halten. Immer wieder blickte er durch die Fenster zu den Weiden am Flußufer hinüber und wünschte sich innerlich den gleichmäßigen Rhythmus der hängenden Zweige, die sanft im Wind hin- und herschwangen. Der Graf erzählte eine lange Geschichte von der zweiten Heirat seiner Tochter mit einem jungen Mann aus einer Adelsfamilie, der wegen seiner Ehe mit einer Frau, die schon einmal verheiratet gewesen war, eine Zeitlang von seinen Bologneser Verwandten von seinem Erbe ausgeschlossen war. Tom hörte kaum zu; er dachte darüber nach, wie er

Murchison beseitigen konnte. Sollte er es riskieren, ihn irgendwo in einen Fluß zu werfen? Brachte er ihn überhaupt über ein Brückengeländer? Und dann noch die Steine zum Beschweren? Und alles, ohne daß ihn jemand sah? Wenn er ihn einfach zum Ufer hinunterschleppte, konnte er dann sicher sein, daß der Körper tief genug sank, selbst wenn man ihn mit Steinen beschwerte? Ein leichter Regen setzte ein. Das würde das Umgraben erleichtern. Vielleicht war der Wald hinter dem Haus doch die beste Lösung.

Als sie am Bahnhof in Melun ankamen, waren es nur noch zehn Minuten bis zur Abfahrt des Zuges nach Paris. Sie verabschiedeten sich herzlich; dann fuhr Tom zum nächsten *tabac* und kaufte mehr Briefmarken als notwendig, die er auf den Brief an Reeves' Vertrauensmann klebte, damit nicht irgendein kleiner Postbeamter den Brief womöglich anhielt, weil fünf Centimes am Porto fehlten.

Tom erstand Petersilie für Mme. Annette. *Persil* auf Französisch, Petersilie auf Deutsch, *prezzemolo* auf Italienisch. Dann fuhr er nach Hause. Die Sonne sank. Obwohl der Strahl einer Taschenlampe oder sonst irgendein Licht im Wald Mme. Annette auffallen würde, wenn sie aus ihrem Badezimmerfenster blickte, das auf den Hintergarten hinausging? Was würde sie tun – vielleicht in sein Zimmer hinaufkommen (und feststellen, daß er nicht da war), um ihm zu sagen, sie habe ein Licht im Wald gesehen? Soviel er wußte, kam nie jemand hier in den Wald, weder Ausflügler noch Pilzsammler. Er wollte aber doch lieber etwas tiefer hineingehen; dann sah sie das Licht vielleicht nicht.

Als er nach Hause kam, zog er wie unter einem Zwang sofort seine Arbeitshosen an und holte den Schubkarren aus dem Schuppen. Er schob den Karren nahe an die

Steintreppe, die von der hinteren Terrasse in den Garten führte. Und da es immer noch nicht dunkel war, trottete er quer über den Rasen zurück zum Schuppen. Wenn Mme. Annette etwas merkte, wollte er sagen, er habe vor, im Wald einen Komposthaufen zu machen.

Mme. Annette hatte Licht in ihrem Badezimmer, das sah man durch das Milchglasfenster. Wahrscheinlich nahm sie gerade ihr Bad; das tat sie gewöhnlich um diese Zeit, wenn in der Küche nicht allzuviel zu tun war. Tom holte eine vierzinkige Forke aus dem Schuppen und ging damit in den Wald, auf der Suche nach einem passenden Platz. Er hätte gern jetzt noch mit dem Graben angefangen, das würde ihm Mut machen, wenn er dann morgen früh – sehr früh – die Sache hinter sich bringen mußte. Zwischen einigen schlanken Bäumen fand er einen Platz, der ihm geeignet erschien; hoffentlich stieß man hier beim Graben auf nicht allzu viele starke Wurzeln. In der Dämmerung fand Tom, dies sei wohl der beste Platz, obwohl er nur knapp achtzig Meter vom Waldrand entfernt war, wo sein Rasen begann. Tom stieß die Forke kräftig in die Erde und fing mit dem Umgraben an. Die Arbeit erleichterte ihn; er wurde einen Teil der nervösen Energie los, die ihm den ganzen Tag zu schaffen gemacht hatte.

Jetzt erstmal die Abfälle, dachte er und hielt keuchend inne. Er mußte laut lachen, als er den Kopf hob, um Luft zu holen. Sollte er erst die Kartoffelschalen und Obstabfälle aus dem Mülleimer holen und das alles zusammen mit Murchison eingraben? Und dann einen tüchtigen Schub von dem Pulver zum Verrotten? Ein Sack von dem Zeug stand in der Küche.

Nun war es schon fast dunkel.

Tom brachte die Forke zurück in den Schuppen, und als er sah, daß Mme. Annette immer noch Licht hatte im

Badezimmer – es war auch erst sieben –, stieg er in den Keller hinunter. Jetzt hatte er mehr Mut, Murchison oder ›das Ding‹ wie er's nannte, anzufassen, und er griff sofort in die Innentasche seines Jacketts, um nach dem Flugticket und dem Paß zu sehen. Er fand nur eine Brieftasche, aus der zwei Geschäftskarten herausfielen. Tom zögerte, dann steckte er die Karten wieder hinein und schob die Brieftasche an den alten Platz zurück. In einer Seitentasche fand sich ein Schlüssel an einem Ring, den er darin ließ. Bei der anderen Tasche, auf der Murchison lag, war es schwieriger, denn Murchison war steif wie eine Statue und schien auch ebensoviel zu wiegen. In der linken Tasche war nichts. Die Hosentaschen enthielten nur ein paar französische und englische Münzen, die Tom nicht herausnahm. Auch die beiden Ringe an den Fingern ließ er ihm. Falls Murchison hier, auf Toms Grundstück gefunden wurde, gab es keinerlei Zweifel über seine Identität, denn Mme. Annette hatte ihn ja gekannt. Tom verließ den Keller und drehte oben an der Treppe das Licht aus.

Dann nahm er ein Bad und war gerade fertig, als das Telefon klingelte. Er stürzte hin in der Erwartung oder sogar Hoffnung, es möchte Jeff sein, mit guten Nachrichten – aber was für gute Nachrichten konnte es schon geben?

» *Ello, Tome?* Hier ist Jacqueline. Wie geht's?«

Es war eine Nachbarin, Jacqueline Berthelin, die mit ihrem Ehemann Vincent ein paar Kilometer entfernt in einer Stadt wohnte. Sie wollte ihn für Donnerstag zum Abendessen einladen, zu dem sie auch ›les Clegg‹ gebeten hatte, ein englisches Ehepaar in mittleren Jahren, das Tom kannte. Sie wohnten in der Nähe von Melun.

»Ach, Jacqueline, das ist Pech. Ich erwarte einen Gast, einen jungen Mann aus Amerika.«

»Bringen Sie ihn mit. Wir freuen uns.«

Tom versuchte sich herauszuwinden, was ihm nicht ganz gelang. Er sagte, er werde in zwei Tagen zurückrufen und Bescheid geben, da er nicht genau wisse, wie lange der amerikanische Freund bleiben wollte.

Er ging gerade aus dem Zimmer, als das Telefon wieder klingelte. Diesmal war es Jeff, der vom Strand Palace Hotel aus telefonierte, wie er sagte. »Wie steht's bei dir?« fragte er.

»O danke, gut«, sagte Tom lächelnd und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, als mache er sich nicht das geringste daraus, daß unten eine Leiche im Keller lag, ein Mann, den er umgebracht hatte, um die Firma Derwatt Ltd. zu retten. »Und wie geht's bei euch?«

»Wo ist Murchison? Noch bei dir?«

»Er ist gestern nachmittag nach London geflogen. Aber ich glaube nicht, daß er noch – daß er noch mit dem Mann von der Tate Galerie reden wird. Bestimmt nicht.«

»Hast du ihn davon abgebracht?«

»Ja.«

Jeffs tiefer Seufzer der Erleichterung war über den Ärmelkanal hörbar. »Mensch, Tom – fabelhaft. Du bist ein Genie.«

»Sag nur allen, sie sollen sich beruhigen. Vor allem Bernard.«

»Ja, du – das ist eben unser Problem. Sagen werd ich's ihm gern, natürlich. Er ist so – er ist deprimiert. Wir wollen ihn gern dazu bringen, irgendwohin zu fahren, nach Malta oder sonstwohin, bis die Ausstellung vorüber ist. Er ist immer so, bei jeder Ausstellung, aber diesmal ist es schlimmer, weil – na, du weißt ja.«

»Was macht er?«

»Ach – er bläst einfach Trübsal. Wir haben sogar

Cynthia angerufen; ich dachte mir, sie mag ihn ja immer noch, weißt du. Natürlich haben wir ihr von diesem – von diesem Damoklesschwert nichts gesagt«, fügte Jeff eilig hinzu. »Wir haben sie einfach gefragt, ob sie sich nicht etwas um ihn kümmern könnte.«

»Ich nehme an, sie hat abgelehnt.«

»Ja, du hast recht.«

»Weiß Bernard, daß ihr mit ihr gesprochen habt?«

»Ja, Ed hat es ihm gesagt. Ich weiß, ich weiß, es war vielleicht falsch.«

Tom wurde ungeduldig. »Könnt ihr nicht zusehen, daß Bernard sich wenigstens ein paar Tage lang ruhig verhält?«

»Wir geben ihm schon Beruhigungsmittel. Ganz milde. Heute nachmittag habe ich ihm eins in den Tee getan.«

»Willst du ihm sagen, daß Murchison auch – beruhigt ist?«

Jeff lachte. »Mach ich, Tom. – Was will er eigentlich in London?«

»Er hat da einiges zu tun, sagte er. Und dann fährt er ja zurück nach Amerika. Jeff, hör zu: ruf mich in den nächsten Tagen nicht an, ja? Ich weiß auch gar nicht, ob ich zu Hause bin.«

Die paar Telefongespräche, die er mit Jeff geführt hatte, konnte er – falls die Polizei sie wirklich nachprüfen sollte – wohl mit der Erklärung entkräften, daß er daran gedacht habe, ›Die Wanne‹ zu kaufen, und deshalb mit der Galerie Buckmaster verhandelt habe.

Später am Abend ging Tom in den Schuppen und holte ein Stück Segeltuch und einen Strick. Während Mme. Annette in der Küche aufräumte, wickelte Tom Murchisons Leiche in die Stoffbahn ein und band das Seil so, daß er das Bündel daran tragen konnte. Der Körper war sperrig, er glich einem Baumstamm und wog noch mehr,

fand Tom. Er schleppte ihn bis zur Kellertreppe. Etwas wohler war ihm zwar jetzt, da die Leiche eingepackt war, aber daß sie jetzt so nahe an der Tür, der Treppe, der Haustür lag, verstärkte seine Nervosität wieder. Was sollte er sagen, wenn Mme. Annette ihn sah, wenn jemand, wie es den ganzen Tag geschah, an der Haustür klingelte: ein Zigeuner, der Körbe verkaufte, Michel, der Aushelfer, der nach Arbeit fragte, ein Junge, der katholische Traktätchen anbot; wie sollte er den unförmigen Gegenstand erklären, den er da auf den Schubkarren laden wollte? Vielleicht wurden ihm keine Fragen gestellt, aber jeder würde ihn anstarren und die typisch französische negative Frage stellen: »Gar nicht so leicht, das Ding da, was?« Und alle, alle würden sich später daran erinnern.

Tom schlief schlecht, und seltsamerweise hörte er sein eigenes Schnarchen. Er schlief nicht fest ein, und es fiel ihm daher nicht schwer, um fünf Uhr früh aufzustehen.

Unten schob er vor der Haustür die Matte beiseite und stieg dann hinunter in den Keller, um Murchison heraufzuholen. Die erste Hälfte der Treppe schaffte er gut, aber es kostete viel Kraft, und er mußte eine Pause machen. Das Seil schnitt ihm etwas in die Hand, er war ungeduldig und wollte nicht erst seine Gartenhandschuhe aus dem Schuppen holen. Er packte das Bündel von neuem und schaffte es bis nach oben. Über den Marmorflur ging es dann leichter. Er änderte seinen Plan und holte den Schubkarren um das Haus herum bis zur vorderen Eingangstür; dort kippte er ihn zur Seite. Lieber hätte er Murchison durch die Fenstertür hinausgeschafft, aber er konnte ihn nicht durchs Wohnzimmer schleppen, ohne den Teppich hochzunehmen. Jetzt stand er vor der Haustür, zog das längliche Bündel die vier oder fünf Stufen hinunter und versuchte, es so in den Schubkarren zu schieben, daß es auf der Seite hineinglitt und er dann

den Karren nur aufzurichten brauchte. Das Bündel rutschte hinein, aber der Karren kippte um, und Murchison fiel auf der anderen Seite wieder hinaus. Es war beinahe zum Lachen.

Die Vorstellung, die Leiche in den Keller zurückschleppen zu müssen, war furchtbar. Ganz undenkbar. Eine halbe Minute stand Tom da, sammelte Kräfte und startete das verdammte Bündel an. Dann packte er es mit dem Mut der Verzweiflung, als sei es ein lebender heulender Drachen oder irgendein übernatürliches Wesen, das er töten mußte, damit es ihn nicht umbrachte, und ließ es in den aufrecht stehenden Karren fallen.

Das Vorderrad des Schubkarrens sank in den Kies ein. Tom wußte sofort, es war hoffnungslos, den Karren über den Rasen zu bringen; er war weich von den gestrigen Regenschauern. Er lief hin und öffnete die große Pforte. Von der vorderen Treppe bis zur Pforte war der Weg mit unregelmäßigen Platten belegt, auf denen der Karren gut lief, und dann stand er auf dem harten Sandweg der Landstraße. Rechts führte ein Pfad in den Wald hinter seinem Haus, ein enger Pfad, eigentlich nur ein Fußweg, wenn auch gerade breit genug für einen Wagen. Tom steuerte den Schubkarren um die kleinen Löcher und Pfützen herum und war dann endlich in seinem Wald angekommen – natürlich war es nicht sein Wald, aber er hatte das Gefühl, er gehöre ihm, so froh war er über den Schutz, den die Bäume ihm boten.

Eine Weile schob er noch weiter, dann hielt er an und blickte sich suchend nach der Stelle um, wo er anfangen hatte zu graben. Er fand sie bald. Vom Fußweg in den Wald ging es leicht aufwärts, damit hatte er nicht gerechnet; er mußte also das Bündel erstmal auf den Weg kippen und es dann nach oben ziehen. Danach holte er auch den Schubkarren hinauf, damit jemand, der

auf dem Weg entlangging, den Karren nicht sah. Es war jetzt schon etwas heller geworden. Schnell trabte er zurück zum Schuppen, um die Forke zu holen. Er nahm auch noch einen rostigen Spaten mit, den jemand zurückgelassen hatte, als er und Heloise das Haus gekauft hatten. Der Spaten hatte ein Loch, aber war noch zu benutzen. Tom ging zurück und fuhr mit dem Graben fort. Er stieß auf mehrere Wurzeln. Nach fünfzehn Minuten war es ihm klar, daß er die Grube heute morgen nicht fertigbekam. Schon weil spätestens um halb neun Mme. Annette mit dem Morgenkaffee bei ihm im Schlafzimmer erschien.

Ein Mann in verblichenem blauem Arbeitszeug kam den Fußweg entlang; er schob einen selbstgemachten Schubkarren vor sich her, der mit Feuerholz beladen war. Tom duckte sich. Der Mann blickte nicht in seine Richtung. Er ging auf die Straße zu, die vor Toms Haus entlangführte. Woher war er gekommen? Vielleicht hatte er das Holz aus dem Staatsforst geholt und war ebenso froh wie Tom, wenn er niemanden traf.

Tom grub weiter, bis das Loch fast vier Fuß tief war. Quer hindurch liefen Wurzeln, die nur mit einer Säge entfernt werden konnten. Dann kletterte er heraus und sah sich nach einer geeigneten Stelle, irgendeiner Vertiefung im Boden um, wo er Murchison vorübergehend unterbringen konnte. In fünf Meter Entfernung fand er eine. Wieder schleppte er die Leiche am Seil dorthin und deckte das graue Segeltuch mit Laub und Zweigen zu. Jedenfalls würde die Stelle vom Fußweg aus niemandem auffallen.

Dann schob er den jetzt federleichten Karren auf den kleinen Weg und brachte ihn, um noch ein übriges zu tun, in den Schuppen zurück, damit Mme. Annette ihn gar nicht erst sah und danach fragte.

Er mußte durch die vordere Haustür eintreten, denn die Glastüren waren verschlossen. Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Oben fuhr er sich mit einem warmen feuchten Handtuch über den Oberkörper, zog seinen Pyjama an und ging wieder ins Bett. Es war zwanzig vor acht. Er hatte eigentlich zu viel getan für die Firma Derwatt Ltd. War sie es wert? Merkwürdigerweise: Bernard war es wert. Wenn es ihnen gelang, Bernard über diese *crise* zu bringen.

Aber so konnte man die Sache nicht ansehen. Er hätte doch nie daran gedacht, jemanden umzubringen, nur um Derwatt Ltd. oder sogar Bernard zu retten, oder? Er hatte Murchison erschlagen, weil der dort im Keller erraten hatte, daß er – Tom – Derwatts Rolle gespielt hatte. Er hatte Murchison umgebracht, um sich selbst zu retten. Aber hatte er schon vorgehabt, Murchison auf jeden Fall umzubringen, als sie zusammen in den Keller hinuntergingen? Oder hatte er es nicht geplant? Tom grübelte darüber nach und fand keine Antwort. Und war es jetzt überhaupt noch wichtig?

Bernard war der einzige aus dem Trio, den er nicht völlig verstand, und doch hatte er ihn am liebsten. Bei Ed und Jeff war das Motiv so simpel: sie wollten Geld. Und Cynthia: Tom glaubte nicht, daß sie mit Bernard gebrochen hatte. Es hätte ihn nicht erstaunt, wenn Bernard (der zweifellos einmal in Cynthia verliebt gewesen war) die Beziehung abgebrochen hatte, weil er sich wegen der Fälschungen schämte. Es müßte interessant sein, ihn darüber irgendwann einmal zu hören. Ja, an Bernard war etwas Geheimnisvolles, und Geheimnisse machten Menschen interessant, so daß sich andere in sie verliebten. Trotz des häßlichen Segeltuchbündels im Wald hinter seinem Haus hatte Tom das Gefühl, als trügen ihn seine Gedanken weit fort, wie auf Wolken. Es war seltsam und

sehr schön, von Bernards Wünschen und Ängsten zu träumen, von seiner Scham und – vielleicht – seiner Liebe. Bernard hatte, ebenso wie der wirkliche Derwatt, etwas von einem Heiligen an sich.

Zwei Fliegen, irrsinnig wie immer, ärgerten Tom. Eine zog er sich aus dem Haar. Jetzt surrten sie um den Nachttisch. Es war spät im Jahr für Fliegen, und er hatte sie reichlich satt nach diesem Sommer. Die ländlichen Gegenden in Frankreich waren berühmt für ihre Vielfalt an Fliegen, die sogar die Vielzahl der Käsesorten noch übertraf; das hatte Tom irgendwo gelesen. Jetzt sprang die eine Fliege der ändern auf den Rücken. In voller Sicht! Schnell strich Tom ein Streichholz an und hielt es unter die beiden Insekten. Die verbrannten Flügel zischten leise. Bss-bsss. Die kleinen Beine streckten sich in die Luft und krümmten sich zum letztenmal. Ah – Liebestod! Vereint bis zum letzten Moment.

Wenn das in Pompeji möglich war, warum dann nicht in Belle Ombre, dachte Tom.

Den Samstag morgen verbrachte Tom ohne richtige Arbeit; er schrieb einen Brief an Heloise, per Adresse American Express Co., Athen, und um halb drei hörte er sich im Rundfunk ein lustiges Programm an, wie er es oft tat. Mme. Annette fand ihn manchmal Samstag nachmittags, wenn er sich vor Lachen auf dem gelben Sofa krümmte. Ab und zu bat ihn Heloise, ihr das Gehörte zu übersetzen, aber vieles ließ sich gar nicht übersetzen, jedenfalls nicht die Wortspiele. Um vier Uhr folgte er einer Einladung, die mittags telefonisch gekommen war, und ging zum Tee zu Antoine und Agnès Graiss, die auf der anderen Seite von Villeperce wohnten, nahe genug, um zu Fuß hinzugehen. Antoine war Architekt in Paris und blieb die Woche über in seinem Stadtbüro. Agnès, eine stille Blondine von etwa achtundzwanzig, blieb in Villeperce und versorgte die beiden kleinen Kinder. Es waren noch vier weitere Gäste dort, alles Pariser.

»Und was haben Sie getrieben, *Tome*?« fragte Agnès, als sie Tee getrunken hatten und Antoinettes Spezialität auf dem Tisch erschien, eine Flasche starker alter holländischer Gin, den man auf Anraten der Gastgeber unverdünnt trinken sollte.

»Ein bißchen gemalt. Im Garten herumgepusst und wahrscheinlich die falschen Sachen gesäubert.« Im Französischen hieß ›säubern‹ das gleiche wie ›Unkraut jäten‹.

»Nicht sehr einsam? Wann kommt Heloise denn wieder?«

»In einem Monat vielleicht.«

Die anderthalb Stunden im Graisschen Hause taten Tom wohl. Die beiden Eheleute erwähnten nichts von

seinen zwei Gästen, Murchison und Graf Bertolozzi; vielleicht hatten sie sie gar nicht gesehen und auch durch Mme. Annette, die beim Einholen gern und viel erzählte, nichts von ihnen gehört. Auch über seine rötlichen und fast noch blutenden Handballen, die das Seil um Murchison durchgescheuert hatte, verloren sie kein Wort.

Abends lag Tom ohne Schuhe auf dem gelben Sofa und blätterte in *Harraps Dictionary*; der Band war so schwer, daß er ihn gegen seine Beine lehnen oder auf einen Tisch legen mußte. Er wartete auf einen Anruf, ohne genau zu wissen, wer ihn anrufen sollte. Um Viertel nach zehn ging das Telefon. Chris Greenleaf in Paris.

»Ist dort – Tom Ripley?«

»Ja, ich bin´s. Guten Tag, Chris. Wie geht´s?«

»Danke, wunderbar. Wir sind gerade angekommen, mein Freund und ich. Ich bin so froh, daß ich Sie erreicht habe! Ich konnte nämlich keinen Brief mehr von Ihnen bekommen, falls Sie geschrieben haben. Und nun – ich –«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Hotel Louisiane. Warm empfohlen von allen daheim. Dies ist mein erster Abend in Paris – ich hab noch nicht mal meinen Koffer aufgemacht. Ich wollte Sie erst anrufen.«

»Und was haben Sie vor? Wann möchten Sie herkommen?«

»Oh, irgendwann. Ich möchte natürlich auch einiges hier sehen. Vielleicht zuerst den Louvre.«

»Wie wär´s mit Dienstag, ginge das?«

»Ja – schon, aber ich hatte eigentlich an morgen gedacht, weil mein Freund morgen den ganzen Tag zu tun hat. Er hat hier einen Vetter, einen Amerikaner, der wohnt hier, schon älter. Und deshalb dachte ich –«

Tom fiel kein Grund ein, ihm abzusagen oder sich her-

auszureden. »Gut, morgen dann. Nachmittags? Am Vormittag habe ich nämlich noch zu tun.« Er erklärte Chris, daß er an der Gare de Lyon einen Zug nach Moret-les-Sablons nehmen müsse und daß er noch einmal anrufen solle, wenn er sich einen Zug ausgesucht hatte, damit Tom ihn dann abholen konnte.

Morgen würde also Chris sicher über Nacht bleiben. Das hieß, überlegte Tom, daß er morgen früh das Grab fertigmachen und Murchison hineinschaffen mußte. Wahrscheinlich war das unbewußt auch der Grund, warum er nachgegeben und Chris erlaubt hatte, morgen zu kommen. Es verstärkte den Druck.

Chris hatte am Telefon einen etwas naiven Eindruck gemacht. Aber vielleicht besaß er einiges von den guten Manieren der Greenleafs und blieb nicht allzu lange. Tom fuhr leicht zusammen, als ihm das in den Sinn kam, denn er selbst war damals zweifellos zu lange geblieben, bei Dickie in Mongibello, und er war schon fünfundzwanzig gewesen und nicht zwanzig. Tom war aus Amerika gekommen, oder vielmehr hatte ihn Dickies Vater, Herbert Greenleaf, geschickt; er sollte Dickie nach Hause holen. Eine klassische Situation war das gewesen. Dickie hatte nicht nach Amerika zurückkehren wollen. Und Toms Naivität damals – er krümmte sich noch jetzt bei dem Gedanken daran. Was er noch alles zu lernen hatte! Und dann – nun, dann war Tom Ripley in Europa geblieben. Er hatte einiges gelernt. Er hatte ja jetzt auch etwas Geld – von Dickie –, die Mädchen mochten ihn, er kam sich sogar ein wenig verfolgt vor. Heloise Plisson war eine von denen, die ihn mochten. Und sie war, fand er, weder aus Stein noch zu orthodox oder sonstwie unangenehm. Er hatte sie nicht gebeten, ihn zu heiraten, und sie ihn auch nicht. Es war ein dunkles Kapitel in seinem Leben: dunkel und kurz. Heloise hatte eines Tages in Cannes in

dem Bungalow, den sie gemietet hatten, gesagt: »Wenn wir doch zusammen leben, warum heiraten wir dann nicht? . . . Apropos, ich glaube nicht, daß Papa unser Zusammenleben noch lange dulden wird (wie hatte sie damals gesagt für ›dulden‹?); aber wenn wir verheiratet wären – *ça serait un fait accompli*.«

Tom hatte ganz grün ausgesehen bei der Hochzeit, obgleich es nur eine Ziviltrauung in einem Amtszimmer war, ohne Gäste. Heloise hatte später lachend gesagt: »Du warst grün.« Das stimmte auch. Aber er hatte es jedenfalls geschafft. Er hatte ein Wort des Lobes von Heloise erhofft, obwohl er natürlich wußte, daß das unsinnig war. Es war ja Sache des Bräutigams zu sagen: »O Liebling, du warst einfach fabelhaft!« oder »Dein Gesicht leuchtete vor Glück und Schönheit!« oder etwas ähnlich Blödsinniges. Sein Gesicht hatte jedenfalls fahlgrün ausgesehen. Aber er war wenigstens nicht auf dem Mittelgang umgefallen – der aus ein paar grauen leeren Stühlen im Amtszimmer eines Magistrats in Südfrankreich bestand. Eheschließungen mußten im geheimen vor sich gehen, dachte Tom, genauso geheim wie die Hochzeitsnacht – was auch nicht allzu geheim war. Da doch jeder bei einer Hochzeit dauernd an die Hochzeitsnacht dachte, warum ging die Sache selbst so öffentlich vor sich? Es hatte etwas Ordinäres an sich. Warum konnte man nicht einfach zu seinen Freunden und Bekannten sagen: »Wir sind ja schon drei Monate verheiratet!« Früher natürlich war der Grund für offizielle Hochzeiten leicht einzusehen. Die Familie saß da und sagte ohne Worte: Wir sind sie jetzt los, mein Lieber; aber wenn du versuchst, dich hier rauszuwinden, dann hast du die ganze Verwandtschaft der Braut auf dem Hals, die dich alle am Rost braten werden. Aber heute?

Tom ging zu Bett.

Am Sonntag früh – wieder um fünf Uhr – zog er seine Arbeitshosen an und ging leise die Treppe hinunter. Diesmal traf er Mme. Annette, die gerade die Tür von der Küche zur Diele öffnete, als er aus der Haustür treten wollte. Sie hielt ein weißes Tuch an die Wange gepreßt – sicher enthielt es heißes grobes Kochsalz –, und auf ihrem Gesicht stand ein leidender Ausdruck.

»Oh, Mme. Annette – Ihr Zahn«, sagte Tom mitfühlend.

»Ja, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können«, erwiderte sie. »Sie sind aber früh auf, M. *Tome*.«

»Verdammter Zahnarzt«, sagte Tom auf Englisch und fuhr dann französisch fort: »Was soll das auch heißen, daß ein Nerv *herausfällt!*«. Der Zahnarzt weiß gar nicht, was er macht. Aber mir fällt gerade ein, ich habe oben noch ein paar gelbe Tabletten aus Paris. Extra gegen Zahnschmerzen. Hören Sie zu, Mme. Annette, die nehmen Sie jetzt. Warten Sie.« Er rannte die Treppe hinauf und kam gleich darauf mit den Kapseln zurück.

Mme. Annette nahm eine und blinzelte beim Schlucken. Sie hatte blaßblaue Augen, die dünnen Augenlider, die an den Außenwinkeln etwas herabgezogen waren, sahen nordisch aus. Die Familie ihres Vaters stammte aus der Bretagne.

»Ich kann Sie heute nach Fontainebleau bringen, wenn Sie wollen«, sagte Tom. Sein und Heloises Zahnarzt wohnte dort; er wäre wahrscheinlich auch bereit, Mme. Annette am Sonntag zu behandeln.

»Warum sind Sie schon so früh auf?« Mme. Annettes Neugier war offenbar stärker als der Zahnschmerz.

»Ich will ein bißchen im Garten arbeiten und dann noch eine Stunde schlafen. Ich konnte heute nacht auch lange nicht einschlafen.«

Tom überredete sie, wieder in ihr Zimmer zu gehen,

und gab ihr das Fläschchen mit den Kapseln mit. Vier in vierundzwanzig Stunden könne sie ruhig nehmen. »Lassen Sie alles liegen – Sie brauchen mir heute kein Frühstück oder Mittagessen zu machen. Ruhen Sie sich nur aus, liebe Madame.«

Dann machte sich Tom an seine Arbeit, und zwar in einem vernünftigen Tempo – jedenfalls hielt er es für vernünftig. Der Graben mußte fünf Fuß tief werden und nicht weniger. Aus dem Schuppen hatte er eine rostige, aber immerhin noch brauchbare Säge mitgebracht, mit der er dem Netzwerk der Wurzeln zu Leibe ging, ohne Rücksicht auf die feuchte Erde, die in den Zähnen der Säge steckenblieb. Er kam ganz gut voran. Es war einigermaßen hell, wenn auch die Sonne noch nicht hoch stand, als er den Graben fertig hatte und herauskletterte, wobei er sich den Sweater – leider ein hellbeiger Kaschmirswearer – vorn von oben bis unten beschmutzte. Er blickte sich um, sah jedoch niemand auf dem kleinen Fußweg, der durch den Wald führte. Nur gut, daß die Franzosen ihre Hunde nachts an die Kette legten, denn ein streunender Hund hätte ohne weiteres die Zweige, die Murchisons Leiche zudeckten, wegschnüffeln und ein Gebell anstimmen können, das man kilometerweit gehört hätte. Wieder riß Tom an dem Seil, das das Segeltuchbündel zusammenhielt. Der Körper fiel mit dumpfem Plop in die Grube. Es klang wie Musik in Toms Ohren. Auch das Zuschaueln war jetzt ein Vergnügen. Er hatte noch Erde übrig, und nachdem er das Grab festgetreten hatte, verstreute er den Rest überall in der Umgebung. Dann schritt er langsam, mit dem Gefühl geleisteter Arbeit, über den Rasen zurück und um das Haus herum zur Eingangstür.

In Heloises Badezimmer fand er Seifenflocken, darin wusch er den Sweater aus. Dann schlief er tief und fest

bis zehn Uhr.

Tom machte sich Kaffee in der Küche und ging dann in den kleinen Zeitungsladen, wo er sich den *Observer* und die *Sunday Times* holte. Gewöhnlich blieb er irgendwo und trank eine Tasse Kaffee, während er einen Blick in die beiden Zeitungen warf, die ihm stets den Sonntag verschönten; doch heute wollte er bei der Lektüre der Derwatt-Berichte lieber allein sein. Fast hätte er vergessen, Mme. Annettes Tageszeitungen mitzunehmen, die Lokalausgabe des *Parisien* mit der stets in Rot gehaltenen Schlagzeile; heute war es irgendwas mit einem zwölfjährigen Kind, das jemand erwürgt hatte. Die Zeitungsplakate außen vor dem Laden, die verschiedene Zeitungen anpriesen, waren ebenso bizarr, wenn auch auf andere Art. Da stand heute:

JEANNE UND PIERRE KÜSSEN SICH WIEDER!

Wer mochte das sein?

MARIE EMPÖRT ÜBER CLAUDE!

Nie waren die Franzosen nur verärgert; sie waren stets *furieux*.

ONASSIS BESORGT, MAN WERDE IHM JACKIE STEHLEN!

Ob das wirklich irgendeinem Franzosen den Schlaf raubte?

EIN BABY FÜR NICOLE!

Welche Nicole, um Himmels willen? Von den meisten dieser Leute hatte Tom nie gehört und hatte keine Ahnung, ob das Filmstars, Popsänger oder so etwas waren.

Aber offensichtlich verkauften sich die Nachrichten gut. Es war unvorstellbar, was am englischen Königshof vor sich ging: dreimal im Jahr standen Elisabeth und Philip unmittelbar vor der Scheidung, und bei Margaret und Tony häuften sich die Ehekrachs.

Tom legte Mme. Annettes Zeitung auf den Küchentisch und ging nach oben in sein Zimmer. Sowohl der *Observer* wie die *Sunday Times* brachten im Feuilleton sein Bild als Philip Derwatt. Auf dem einen stand sein Mund offen, weil er gerade auf irgendwelche Fragen antwortete – ganz offen, mit dem ekelhaften Bart drum herum. Hastig sah er sich die Artikel an. Er wollte sowieso nicht jedes Wort lesen.

Im *Observer* hieß es: »... erschien überraschend, nach langer Zurückgezogenheit, Mittwoch nachmittag in der Galerie Buckmaster Philip Derwatt (der einfach Derwatt genannt werden möchte). Er erzählte wenig von seinem mexikanischen Retiro, wurde aber gesprächig, als man ihm Fragen nach seiner Arbeit und der seiner Zeitgenossen stellte. Über Picasso sagte er: ›Picasso hat Perioden. Ich habe keine Perioden.« Auf dem Bild in der *Sunday Times* stand er hinter Jeffs Schreibtisch und gestikulierte mit erhobener linker Faust, eine Bewegung, an die er sich gar nicht erinnerte, aber hier war sie festgehalten. »... in Kleidern, die offenbar jahrelang im Schrank gehangen hatten hielt einer Batterie von zwölf Reportern mutig stand, was sicher nach sechs Jahren Einsamkeit nicht einfach war.« – War das ironisch gemeint? Eigentlich wohl nicht, denn der Rest des Artikels war positiv. »Seine heutigen Bilder halten das gleiche hohe Niveau – bizarr, voller Idiosynkrasien, vielleicht sogar abnorm . . . Keines ist das Werk eines Augenblicks oder eines plötzlichen Entschlusses. Sie zeugen von Wehen der Liebe, obgleich die Technik den

Eindruck von spontaner Frische und Leichtigkeit hinterläßt, die nicht mit Oberflächlichkeit zu verwechseln ist. Derwatt hat, wie er sagt, niemals weniger als zwei Wochen für ein Bild gebraucht . . .« Hatte er das gesagt? »Und er arbeitet jeden Tag, oft mehr als sieben Stunden . . . Männer, kleine Mädchen, Stühle, Tische, seltsame Dinge in Flammen gehüllt: das alles dominiert noch immer . . . Die Bilder in der Ausstellung werden zweifellos restlos verkauft werden.« Von Derwatts Verschwinden nach dem Presseempfang wurde nichts gesagt.

Es war wirklich ein Jammer, daß keine dieser Elogen auf Bernard Tufts Grabstein eingemeißelt werden konnten, wo immer der einmal stehen mochte. Tom mußte an die Zeile ›*Here lies one whose name was writ in water*‹ denken, die er bei drei Besuchen auf dem englischen protestantischen Friedhof in Rom gelesen und die ihm jedesmal das Wasser in die Augen getrieben hatte. Es kam vor, daß ihm Tränen in die Augen traten, wenn er nur daran dachte. Vielleicht würde Bernard, der Künstler und rastlose Arbeiter, noch seine eigene Grabschrift verfassen, bevor er starb. Oder ob er anonymen Ruhm erlangen würde auf Grund eines ›Derwatt‹, eines einzigen großen Bildes, das noch gemalt werden mußte?

Aber vielleicht malte Bernard überhaupt keinen Derwatt mehr? Mein Gott, nicht einmal das wußte er, dachte Tom. Ob er dann vielleicht eigene Bilder malte, die einfach Tufts genannt wurden?

Mme. Annette ging es im Laufe des Vormittags besser, und sie wollte, wie Tom es nach den Anodynaltabletten vorausgesehen hatte, den anderen Zahnarzt in Fontainebleau jetzt nicht mehr aufsuchen.

»Madame – es tut mir leid, aber jetzt kommt offenbar ein Besuch nach dem andern. Zu dumm, daß Mme. He-loise nicht hier ist. Heute abend kommt jemand zum Es-

sen, ein junger Mann, ein Amerikaner, er heißt M. *Christophe*. Ich kann alles einholen im Dorf . . . nein, bitte, ruhen Sie sich noch aus.«

Tom fuhr gleich ins Dorf, machte die Besorgungen und war vor zwei Uhr zurück. Ein Amerikaner hatte angerufen, berichtete Mme. Annette, aber sie hatten sich nicht verständigen können, und der Amerikaner wollte später noch einmal anrufen.

Es war Chris, und Tom sollte ihn um halb sieben in Moret abholen.

Er zog seine alte Flanellhose, einen Rollkragenpullover und Lammfellschuhe an und nahm den Alfa Romeo. Zum Abendessen sollte es *viande hachée* geben – die französische Abart von Hamburgern, köstlich rot, man konnte sie roh essen. Tom hatte in den Pariser Drugstores Amerikaner erlebt, die sich selig auf Hamburger mit Zwiebeln und Ketchup stürzten, wenn sie knapp vierundzwanzig Stunden von zu Hause fort waren.

Tom erkannte Chris Greenleaf auf den ersten Blick, genau wie er erwartet hatte. Mehrere Leute standen zwischen ihnen, aber Chris' blonder Schopf überragte sie. Stirn und Augenbrauen waren leicht gerunzelt wie bei Dickie. Tom hob den Arm zum Gruß, aber Christopher zögerte noch, bis sich ihre Augen trafen und Tom ihm zulächelte. Auch das Lächeln des Jungen war wie Dickies, der einzige Unterschied lag in den Lippen: Christophers Lippen waren voller und hatten keine Ähnlichkeit mit Dickies; er hatte sie sicher von der Seite seiner Mutter.

Sie schüttelten einander die Hände.

»Hier ist es richtig wie auf dem Lande.«

»Wie gefällt Ihnen denn Paris?«

»Oh, gut. Es ist viel größer, als ich dachte.«

Christopher sah sich nach allem um, wandte den Kopf

nach jeder gewöhnlichen Kaffeebar, nach den Platanen und den Privathäusern an der Landstraße. Er erzählte Tom, sein Freund Gerald fahre vielleicht für zwei oder drei Tage nach Straßburg. »Dies ist mein erstes Dorf in Frankreich. Es ist doch echt?« fragte er, als ob das Dorf auch eine Bühnendekoration sein könnte.

Tom fand Christophers Begeisterung amüsant und etwas irritierend. Er dachte an seine eigene irrsinnige Freude – nur hatte er niemand gehabt, dem er sich mitteilen konnte – beim ersten Anblick des Schiefen Turms von Pisa vom fahrenden Zug aus, beim ersten Auftauchen des erleuchteten Küstenstreifens von Capri. Es war dunkel, und Belle Ombre war nicht deutlich zu erkennen, doch Mme. Annette hatte über der Vordertür Licht gemacht, und auch die Umrisse konnte man einigermaßen ausmachen, weil vorn das linke Eckfenster der Küche erleuchtet war. Tom lächelte über die begeisterten Ausrufe seines Besuchers, aber sie freuten ihn doch. Manchmal hatte er Lust, das Haus und die ganze Familie Plisson zu zertrampeln wie eine Sandburg, die er mit einem Fußtritt einstürzen lassen konnte. Das kam vor, wenn ihn irgend etwas in Frankreich besonders ergrimmte: Bösartigkeit, Habsucht, eine Lüge, die nicht ganz eine Lüge war, sondern ein absichtliches Verschweigen von Tatsachen. Doch wenn andere Leute Belle Ombre lobten, gefiel ihm das Haus dann auch. Er fuhr jetzt in die Garage und nahm einen von Chris' beiden Koffern. Chris sagte, er habe alles Gepäck bei sich.

Mme. Annette öffnete die Haustür.

»Das ist Mme. Annette«, sagte Tom. »Meine treue Beschließerin, ohne die ich gar nicht leben könnte. Mme. Annette, dies ist M. *Christophe*.«

»Guten Tag. *Bonsoir*«, sagte Chris.

»*Bonsoir*, M'sieur. Ihr Zimmer oben ist bereit.«

Tom brachte Chris nach oben.

»Großartig«, sagte Chris. »Das ist ja wie ein Museum!«

Das Zimmer hatte, dachte Tom, wohl tatsächlich reichlich viel Satin und Goldbronze aufzuweisen. »Das liegt sicher an meiner Frau. Sie ist aber nicht hier.«

»Ich habe ein Bild von ihr gesehen, mit Ihnen zusammen. Onkel Herbert hat es mir gerade neulich erst gezeigt, in New York. Sie ist blond, und sie heißt Heloise.«

Tom verließ Christopher, der sich etwas frisch machen wollte, und sagte, er werde ihn unten finden.

Wieder gingen Toms Gedanken zu Murchison. Der Amerikaner mußte auf der Passagierliste der Fluggesellschaft fehlen. Die Polizei würde in den Pariser Hotels nachfragen und feststellen, daß er in keinem Hotel gewohnt hatte. Die Immigrationskontrolle mußte ergeben, daß Murchison am 14. und 15. Oktober im Hotel Mandeville gewohnt und dort angegeben hatte, er werde am siebzehnten wiederkommen. Toms eigener Name und seine Adresse waren im Gästebuch des Hotels Mandeville für die Nacht vom 15. Oktober angegeben. Aber er war ja bestimmt nicht der einzige Gast aus Frankreich in dieser Nacht. Ob die Polizei ihn vernehmen würde?

Christopher kam herunter. Das wellige blonde Haar war glattgekämmt, und er hatte seine Cordhosen und Stiefel anbehalten. »Hoffentlich haben Sie keine Gäste zum Essen. Dann ziehe ich mich um.«

»Nein, wir sind allein. Wir sind hier auf dem Lande; Sie können tragen, was Sie wollen.«

Christopher betrachtete Toms Bilder und verwandte mehr Aufmerksamkeit auf eine rötliche Zeichnung, einen Akt von Pascin, als auf die Gemälde. »Leben Sie das ganze Jahr hier? Das muß schön sein.«

Einen Whisky nahm er gern an. Wieder mußte Tom erklären, was er mit seiner Zeit anfang; er berichtete von der Gartenarbeit und den unregelmäßigen Sprachstudien, die er in Wirklichkeit ernster nahm, als er zugab. Aber Tom liebte und hegte seine Mußestunden, wie es – nach seiner Meinung – nur ein Amerikaner tat, wenn er es einmal gelernt hatte. Wenige lernten es je. Es war etwas, worüber er nicht gern redete. Es war diese Art von Muße, von ein wenig Luxus, von der er geträumt hatte, als er Dickie Greenleaf kennenlernte; und jetzt, da er sie hatte, genoß er sie immer noch wie am ersten Tag.

Bei Tisch begann Christopher von Dickie zu reden. Er erzählte, er habe Fotos von Dickie, die jemand in Mongibello aufgenommen hatte; auf einem sei auch Tom mit drauf. Es fiel ihm nicht ganz leicht, von Dickies Tod zu reden – von seinem Selbstmord, wie man allgemein annahm. Tom sah, Chris besaß nicht nur Manieren, sondern noch etwas Besseres: Feingefühl. Das Kerzenlicht in der Iris der blauen Augen faszinierte Tom: so hatten auch Dickies Augen oft ausgesehen, spätabends in Mongibello oder in einem kerzenerhellten Restaurant in Neapel.

Christopher, groß und schlank, stand im Zimmer und blickte auf die Glastür und die gelblich getäfelte Zimmerdecke. »Phantastisch, in so einem Haus zu leben«, sagte er. »Und dann noch Musik – und Bilder!«

Wieder kam Tom die schmerzliche Erinnerung an sich selbst, als er zwanzig war. Chris' Familie war sicher nicht arm, immerhin – ganz so wie dieses war ihr Haus wohl nicht. Tom legte eine Platte auf, und sie lauschten der Musik zum *Sommernachtstraum*, während sie Kaffee tranken.

Das Telefon klingelte. Es war etwa zehn Uhr.

Die französische Telefonistin fragte ihn, ob seine

Nummer so-und-so sei, und sagte dann, es käme ein Anruf aus London.

»Hallo. Hier Bernard Tufts«, sagte die angespannte Stimme. Dann folgten knackende Geräusche in der Leitung.

»Hallo – hallo? Ja, hier ist Tom. Hörst du mich?«

»Kannst du etwas lauter sprechen? Ich wollte dir sagen . . .« Bernards Stimme wurde leiser und versank dann wie in tiefem Wasser.

Tom warf einen Blick auf Chris, der den Text auf einer Plattentasche studierte. »Ist es jetzt besser?« schrie er ins Telefon, und wie zum Trotz gab der Apparat einen Furz von sich, und dann krachte es wie auf einem Berg, den ein Blitzschlag trifft. Toms linkes Ohr schmerzte von dem Lärm, und er legte den Hörer an das rechte Ohr. Er hörte, wie Bernard sich bemühte, seine Worte laut und langsam herauszubringen, aber zu verstehen war nichts. Tom hörte nur »Murchison . . .« und schrie: »Der ist doch in London!«, erleichtert, daß er etwas Definitives mitzuteilen hatte. Jetzt kam etwas über das Hotel Mandeville. Ob der Mann von der Tate Galerie vielleicht versucht hatte, Murchison im Hotel zu erreichen, und sich dann an die Galerie Buckmaster gewandt hatte? »Es hat keinen Zweck, Bernard!« rief Tom verzweifelt. »Kannst du mir schreiben?« Er wußte nicht, ob Bernard aufgelegt hatte; jedenfalls folgte ein surrendes Schweigen. Bernard hatte es wohl aufgegeben. Tom legte ebenfalls den Hörer auf die Gabel und sagte: »Und dafür bezahlt man hier hundertzwanzig Dollar – nur um ein Telefon ins Haus zu kriegen! Entschuldigen Sie das Geschrei, Chris.«

»Oh, ich habe immer gehört, das Telefon in Frankreich sei schundig«, sagte Chris. »War es denn was Wichtiges? Heloise?«

»Nein, nein.«

Chris stand auf. »Ich würde Ihnen gern mal meine Reiseführer zeigen – kann ich?« Er lief nach oben.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die französische oder die englische – vielleicht sogar die amerikanische – Polizei sich bei ihm nach Murchison erkundigte, dachte Tom. Hoffentlich war Chris dann nicht mehr hier.

Chris kam herunter mit drei Büchern in der Hand: den *Guide bleu* für Frankreich, einen Kunstführer durch die französischen Schlösser und einen großen Band über das Rheinland, wo er mit Gerald Hayman hinfahren wollte, wenn Gerald aus Straßburg zurück war.

Christopher hatte einen Kognak vor sich und nippte genießerisch in kleinen Schlucken. »Wissen Sie, ich habe doch ernsthafte Zweifel, was den Wert der Demokratie angeht. Das hört sich schlimm an für einen Amerikaner, was? Demokratie setzt ein bestimmtes Minimalniveau an Erziehung für jeden voraus, das Amerika auch jedem zu geben versucht, aber wir haben es nicht, wirklich nicht. Es stimmt auch nicht mal, daß jeder es haben möchte . . .«

Tom hörte nur halb zu. Aber Chris schien ganz zufrieden mit den gelegentlich eingeworfenen Worten, zumindest heute abend.

Wieder klingelte das Telefon. Tom sah, daß die kleine silberne Uhr auf dem Telefontischchen auf fünf Minuten vor elf zeigte.

Eine Männerstimme sagte auf Französisch, er – der Sprechende – sei Polizeibeamter und bitte um Entschuldigung wegen der späten Störung, aber war M. Ripley wohl da? »Guten Abend, M'sieur. Kennen Sie vielleicht einen Amerikaner namens Thomas Murchison?«

»Ja«, sagte Tom.

»Hat er Sie vielleicht kürzlich aufgesucht? Mittwoch oder Donnerstag?«

»Ja, das hat er.«

»Ah, *bon!* Ist er noch bei Ihnen?«

»Nein, er ist Donnerstag wieder nach London gefahren.«

»Ja – nein, das ist er nicht. Sein Koffer wurde in Orly gefunden. Aber er ist nicht mit der Vier-Uhr-Maschine geflogen, für die er gebucht hatte.«

»Nein –?«

»Sie sind ein Freund von M. Murchison, M. Ripley?«

»Nein, ein Freund nicht. Ich kenne ihn erst seit kurzem.«

»Wie ist er von Ihnen aus nach Orly gekommen?«

»Ich habe ihn mit dem Wagen hingebracht – ungefähr um halb vier am Donnerstag nachmittag.«

»Kennen Sie vielleicht irgendwelche Bekannten von ihm in Paris, wo er sich aufhalten könnte? In einem Hotel ist er nämlich nicht.«

Tom zögerte und dachte nach. »Nein, er hat niemand erwähnt.«

Der Beamte schien enttäuscht. »Sind Sie in den nächsten Tagen zu Hause, M. Ripley? Es könnte sein, daß wir Sie sprechen möchten . . .«

Diesmal war Christopher neugierig geworden. »Worum geht's denn?«

»Ach – jemand fragte mich nach einem Freund – wo der ist. Ich weiß es nicht.«

Wer das wohl sein mochte, der den Stein ins Rollen gebracht hatte, dachte Tom. Der Mann von der Tate Galerie? Die französische Polizei in Orly? Oder vielleicht Murchisons Frau in Amerika?

»Erzählen Sie mir doch von Heloise«, sagte Christopher.

Als Tom am nächsten Morgen herunterkam, teilte ihm Mme. Annette mit, M. *Christophe* sei spazierengegangen. Hoffentlich nicht in den Wald hinterm Haus, dachte Tom; aber es war wohl wahrscheinlicher, daß Chris sich das Dorf ansah. Tom nahm die Londoner Sonntagszeitungen auf, die er gestern nur flüchtig angesehen hatte, und suchte unter den Nachrichten nach einer noch so kleinen Meldung über Murchison oder über jemand, der in Orly vermißt wurde. Er fand nichts.

Rosig und strahlend kam Chris von seinem Gang zurück. Er hatte in der Drogerie im Dorf einen kleinen Schneebesen, mit dem man in Frankreich Eiweiß schlägt, gekauft. »Mitbringsel für meine Schwester«, sagte er. »Wiegt nicht viel. Ich werd ihr erzählen, daß er aus Ihrem Dorf hier kommt.«

Tom fragte ihn, ob er gern eine Fahrt machen und in einer anderen Stadt zu Mittag essen würde. »Nehmen Sie Ihren *Guide bleu* mit. Wir fahren an der Seine entlang.« Nur die Post wollte er noch abwarten.

Als der Postbote kam, brachte er nur einen Brief in großer eckiger Handschrift mit schwarzer Tinte. Tom kannte Bernards Schrift nicht, aber er wußte sofort: der Brief kam von ihm. Er öffnete ihn und sah an der Unterschrift, daß er recht gehabt hatte.

127, Copperfield Street
S.E. 1

Lieber Tom,

entschuldige diesen plötzlichen Brief. Ich würde Dich sehr gern sprechen. Kann ich zu Dir kommen? Du

brauchst mich nicht in Deinem Hause unterzubringen. Es täte mir gut, eine Weile mit Dir zu sprechen, vorausgesetzt, daß Du einverstanden bist.

Dein
Bernard T.

PS: Vielleicht versuche ich, Dich anzurufen, bevor Du dies erhältst.

Er mußte ihm sofort telegrafieren. Bloß was? Eine Ablehnung würde ihn noch tiefer deprimieren. Aber Tom wollte ihn nicht sehen – jedenfalls jetzt nicht. Vielleicht konnte er ihm von irgendeinem Dorfpostamt aus telegrafieren, noch heute vormittag; er konnte als Absender einen falschen Namen und eine fingierte Adresse angeben – auf französischen Telegrammen wurde immer die Angabe des Absenders verlangt. Jedenfalls mußte er Chris so schnell wie möglich wegschicken, was er auch nicht gern tat. »Wollen wir jetzt gehen?«

Chris stand vom Sofa auf, wo er eine Postkarte geschrieben hatte. »Prima.«

Tom öffnete die Vordertür und sah sich zwei französischen Polizeibeamten gegenüber, die gerade klopfen wollten. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück vor der erhobenen Faust in dem weißen Handschuh.

»*Bonjour*. M. Ripley?«

»Ja. Bitte kommen Sie herein.« Sie mußten aus Melun sein. Die beiden Polizeibeamten in Villeperce kannten ihn, und auch er kannte ihre Gesichter. Diese waren es nicht.

Die Beamten traten ein, wollten sich aber nicht setzen. Sie nahmen die Mützen ab und hielten sie unter den Armen fest. Der Jüngere zog einen Block mit Bleistift aus der Tasche.

»Ich habe gestern abend angerufen wegen eines M. Murchison«, sagte der ältere Beamte, ein *commissaire*. »Wir haben mit London gesprochen, und nach einigen Telefonaten haben wir festgestellt, daß Sie und M. Murchison am Mittwoch mit der gleichen Maschine in Orly angekommen sind. Sie haben auch in London im selben Hotel gewohnt, im Mandeville.« Er lächelte befriedigt. »Deshalb – Sie sagten, Sie haben M. Murchison Donnerstag nachmittag um halb vier nach Orly gebracht?«

»Ja.«

»Und Sie haben ihn in die Halle begleitet?«

»Nein – ich konnte draußen nicht parken. Ich habe gehalten, und er ist ausgestiegen.«

»Haben Sie gesehen, daß er durch die Tür in die Halle ging?«

Tom dachte nach. »Ich habe mich nicht mehr umgedreht, als ich abgefahren war.«

»Er hat nämlich seinen Koffer auf dem Gehweg stehenlassen, und dann ist er einfach verschwunden. War er in Orly noch mit irgend jemand verabredet?«

»Davon hat er mir nichts gesagt.«

Christopher Greenleaf war in einiger Entfernung stehengeblieben und hörte sich das alles an, aber er konnte sicher nicht allzuviel davon verstehen.

»Hat er Freunde in London erwähnt, die er noch aufsuchen wollte?«

»Nein, ich wüßte nicht.«

»Heute morgen haben wir noch einmal im Mandeville angerufen, wo er ja angemeldet war, um zu hören, ob sie etwas erfahren haben. Sie sagten nein, aber ein M. –, er wandte sich an seinen Kollegen.

»M. Riemer«, half der jüngere Beamte aus.

»Ja – ein M. Riemer hatte im Hotel angerufen. Er war Freitag mit M. Murchison verabredet. Die Londoner Poli-

zei hat uns außerdem gesagt, daß M. Murchison vorhatte, ein Gemälde verifizieren zu lassen, das er bei sich hatte. Ein Bild von Derwatt. Wissen Sie etwas davon?»

»O ja«, sagte Tom. »Das Bild hatte er bei sich, als er hier war. Er wollte hier meine Derwatts sehen.« Tom wies auf die Bilder an den Wänden. »Deshalb ist er ja von London aus mit mir gekommen.«

»Ah ja, ich verstehe. Wie lange kennen Sie ihn denn?«

»Ich kenne ihn seit letztem Dienstag. Ich sah ihn in der Kunstgalerie in London, wo im Augenblick die Derwatt-Ausstellung läuft, und dann traf ich ihn abends in meinem Hotel, und wir kamen ins Gespräch.« Tom drehte sich um und sagte: »Entschuldigen Sie, Chris, aber dies ist wichtig.«

»Aber natürlich, ich bitte Sie«, sagte Chris.

»Wo ist M. Murchisons Bild jetzt?«

»Das hat er mitgenommen.«

»War es in seinem Koffer? In seinem Koffer ist es nicht.« Der *commissaire* sah seinen Kollegen an. Beide Gesichter blickten leicht überrascht.

Gott sei Dank, es war in Orly gestohlen worden. »Es war in braunes Papier eingewickelt. M. Murchison trug es bei sich. Hoffentlich ist es nicht gestohlen.«

»Ja, nun – offenbar ist es gestohlen, ja. Wie hieß das Bild? Und wie groß war es? Können Sie es beschreiben?«

Auf alle Fragen gab Tom präzise Antworten.

»Für uns ist dies etwas kompliziert, und vielleicht ist es auch eine Sache für die Londoner Polizei, aber wir müssen ihnen natürlich alles sagen, was wir hier feststellen können. Ist dies das Bild – ›L'Horloge‹ –, dessen Echtheit M. Murchison bezweifelte?«

»Ja, zuerst. Er ist ein besserer Kenner als ich«, erwiderte Tom. »Mich hat es interessiert, was er dazu zu sa-

gen hatte, weil ich selbst zwei Derwatts besitze. Deshalb lud ich ihn ein, mit herzukommen und sie anzusehen.«

»Ja, und –«, der *commissaire* zog die Brauen hoch; er sah da offenbar noch nicht ganz durch. »Was hat er denn nun über Ihre Bilder gesagt?« Vielleicht fragte er auch nur aus Neugier.

»Selbstverständlich hält er meine für echt, genau wie ich es tue«, antwortete Tom. »Ich glaube, er hielt allmählich auch seins für echt, den Eindruck hatte ich jedenfalls. Er sagte, er werde vielleicht eine Verabredung mit M. Riemer absagen.«

»Ah-ahh.« Der *commissaire* blickte auf das Telefon; vielleicht überlegte er, ob er Melun anrufen sollte, aber er bat nicht, den Apparat benutzen zu dürfen.

»Kann ich Ihnen ein Glas Wein anbieten?« fragte Tom die beiden Beamten. Das lehnten sie ab, aber seine Bilder wollten sie gern sehen; das freute Tom. Sie gingen im Zimmer umher und gaben halblaut fachmännische Kommentare von sich, die von den faszinierten Mienen und den lebhaften Gesten beim Betrachten der Bilder bestätigt wurden. Sie wirkten wie Männer, die in ihrer freien Zeit eine Kunstgalerie besuchten.

»Ein berühmter Maler ist dieser Derwatt, in England«, sagte der jüngere Beamte.

»Ja«, erwiderte Tom.

Das Gespräch war zu Ende. Sie bedankten sich bei Tom und verließen das Haus.

Tom war froh, daß Mme. Annette auf ihrer allmorgendlichen Einkaufstour gewesen war.

Christopher lachte leise, als Tom die Tür geschlossen hatte. »Na – worum ging denn das alles? Ich habe nichts verstanden als ›Orly‹ und ›Murchison‹.«

»Ja – offenbar ist dieser Thomas Murchison verschwunden, der Amerikaner, der mich letzte Woche hier

besucht hat. Er hat jedenfalls in Orly die Maschine nach London nicht genommen. Und sie haben seinen Koffer auf der Straße gefunden. Ich hatte ihn Donnerstag nach Orly gebracht.«

»Verschwunden ist er? Na so was. Das ist ja schon vier Tage her.«

»Ich hatte keine Ahnung davon, bis gestern abend. Das war der Anruf gestern abend, von der Polizei.«

»Merkwürdig.« Chris stellte noch ein paar Fragen, die Tom beantwortete, wie er die Fragen der Polizeibeamten beantwortet hatte. »Komisch – klingt, als ob er irgendwo bewußtlos umgefallen ist. Sein Gepäck auf der Straße zu lassen! War er nüchtern?«

Tom lachte. »Oh, völlig nüchtern. Ich verstehe es auch nicht.«

Sie nahmen den Alfa Romeo und fuhren in langsamem Tempo an der Seine entlang. Kurz vor Samois zeigte Tom Chris die Brücke, wo 1944 General Patton mit seinen Soldaten die Seine auf dem Weg nach Paris überschritten hatte. Chris stieg aus und las die Inschrift auf dem kleinen grauen Pfeiler und kam mit ebenso feuchten Augen zurück, wie Tom sie am Grabe von Keats gehabt hatte. Zu Mittag aßen sie in Fontainebleau, weil Tom das größte Restaurant in Bas Samois nicht mochte; es hieß ›Chez Bertrand‹ oder so ähnlich, und er und Heloise hatte dort noch nie eine ehrliche und einwandfreie *addition* vorgelegt bekommen; außerdem hatten die Leute, die es führten, die Angewohnheit, den Boden zu scheuern, während die Gäste noch beim Essen saßen, wobei sie die Metallbeine der Stühle über die Fliesen schleiften, ohne die geringste Rücksicht auf die Ohren der Gäste.

Später vergaß Tom auch nicht die kleinen Besorgungen für Mme. Annette: *champignons à la grecque, céleri*

rémoulade, und dann noch Würstchen, deren Namen er nie behalten konnte, weil er sie nicht mochte. Lauter Dinge, die man in Villeperce nicht bekam. Er kaufte alles in Fontainebleau ein, auch Batterien für seinen Transistor.

Auf dem Heimweg brach Chris plötzlich in Lachen aus und sagte: »Heute morgen im Wald, da habe ich etwas gesehen, das sah genau aus wie ein frisches Grab – richtig ganz frisch. Komisch, nicht? – Weil die Polizei doch heute morgen da war. Die suchen nun einen Mann, der bei Ihnen im Hause war, und ich dachte, wenn sie dieses Grab da im Walde fänden –« Er lachte laut.

Ja, es war wirklich komisch, dachte Tom. Wahnsinnig komisch. Tom lachte – aber er sagte nichts.

Am nächsten Morgen war trübes Wetter, und gegen neun Uhr begann es zu regnen. Mme. Annette ging nach draußen, um einen Fensterladen festzumachen, der irgendwo gegen die Hauswand klapperte. Sie hatte im Rundfunk schlechte Wetterprognosen gehört und berichtete warnend, es werde ein Gewitter geben.

Wind machte Tom leicht nervös. An diesem Vormittag konnten er und Chris nichts unternehmen. Mittags hatte der Sturm noch zugenommen, und die Gipfel der hohen Pappeln bogen sich wie Peitschen. Ab und zu brach ein Zweig ab – vermutlich klein und dürr – und wurde von einem nahen Baum zum Haus hinübergeweht; dann knackte es raschelnd, wenn er das Dach traf und herunterrollte.

»So was habe ich hier wirklich noch nie erlebt«, sagte Tom beim Mittagessen. Chris war gelassen wie Dickie – vielleicht auch wie die ganze Familie –, er lächelte nur und genoß den Aufruhr.

Dann versagte der elektrische Strom, eine halbe Stunde lang gab es kein Licht, was bei jedem Sturm hier auf dem Lande passierte, sagte Tom, selbst wenn er nicht so stark war.

Nach dem Essen ging Tom hinauf in das Zimmer, wo er malte. Manchmal half ihm das Malen, wenn er nervös war. Er stand dabei vor seinem Arbeitstisch, die Staffelei war angelehnt an einen schweren Schraubstock und mehrere dicke Bücher über Kunst und Gartenpflege. Der Boden der Staffelei stand auf alten Zeitungen und einem großen Farblappen, der von einem alten Bettlaken abgerissen war. Tom beugte sich eifrig über sein Werk und trat immer wieder einen Schritt zurück, um es prüfend zu

betrachten. Es war ein Porträt von Mme. Annette, das er etwa im Stil von de Kooning malte: Mme. Annette würde es also niemals als den Versuch einer Ähnlichkeit akzeptieren. Tom war nicht mit der Absicht an die Arbeit gegangen, de Kooning zu imitieren, und hatte auch nicht bewußt an ihn gedacht, als er mit dem Bild anfang, aber es war kein Zweifel, daß das Bild aussah wie ein Porträt in de Koonings Stil. Mme. Annettes blasse Lippen öffneten sich zu einem grellrosa Lächeln, die Zähne waren deutlich fahlweiß und ungleichmäßig. Sie trug ein blaßrosa Kleid mit weißen Rüschen am Hals. Das alles war mit breitwischendem Pinsel und langen Strichen aufgetragen. Zur Vorbereitung für das Bild hatte Tom im Wohnzimmer mehrere hastige Skizzen von Mme. Annette auf einen Block gestrichelt. Mme. Annette hatte nichts davon gemerkt.

Es blitzte. Tom richtete sich auf und holte tief Atem; die Brust tat ihm weh von der Anspannung. Aus seinem Transistor kam von *France Culture* ein Interview mit einem Schriftsteller, dem dabei nicht allzu wohl zu sein schien: »Ihr Buch, M. Hublot . . . erscheint mir . . . (Knacken) – damit entfernen Sie sich – wie mehrere Kritiker geäußert haben – von Ihrer bisherigen Protesteinstellung gegen den Begriff des Anti-Sartrismus. Nur scheint es mir jetzt eher wie . . .« Tom schaltete ab.

Jetzt kam ein gefährlich prasselndes Knacken aus nicht weiter Entfernung in der Richtung des Waldes. Tom blickte aus dem Fenster. Noch bogen sich die Wipfel der Föhren und Pappeln, aber wenn dort Bäume umgefallen waren, so hätte er es in dem graugrünen Halbdunkel auch nicht erkennen können. Vielleicht fiel irgendein Baum – er brauchte nur klein zu sein – genau über die verdammte Grabstelle. Tom hoffte es inständig. Er war gerade dabei, ein rötliches Braun für Mme. Annettes

Haar zurechtzumischen – er wollte das Bild gern heute fertigmachen –, als er unten Stimmen zu hören glaubte. Männerstimmen.

Er ging hinaus auf den Treppenflur.

Die Stimmen sprachen Englisch, doch was sie sagten, konnte er nicht verstehen. Es war Chris und noch jemand. Bernard, dachte Tom. Der Akzent war englisch. Herrgott, es war wirklich Bernard!

Sorgfältig legte Tom das Palettenmesser über die Tasse mit Terpentin. Er schloß die Tür hinter sich und ging nach unten.

Es war tatsächlich Bernard, der regennaß und recht mitgenommen auf der Fußmatte vor der Haustür stand. Es fiel Tom auf, wie dunkel die Augen aussahen und wie tief eingesunken unter den geraden schwarzen Brauen. Er sah erschreckt aus, verängstigt, dachte Tom. Und im nächsten Augenblick fand er, Bernard sehe aus wie der leibhaftige Tod.

»Bernard!« sagte Tom. »Willkommen!«

»Hallo«, sagte Bernard. Er hatte einen Seesack bei sich, der neben ihm lag.

»Dies ist Christopher Greenleaf – Bernard Tufts«, stellte Tom vor. »Ihr habt euch wohl schon bekannt gemacht.«

»Ja, das haben wir«, sagte Chris mit offenem Lächeln. Er freute sich offenbar über den neuen Gast.

»Hoffentlich stört es dich nicht, wenn ich – bloß so komme«, sagte Bernard.

Tom versicherte ihm, das sei ganz in Ordnung. Jetzt kam auch Mme. Annette, und Tom machte sie bekannt. Sie wollte Bernard den Mantel abnehmen.

Tom sagte auf Französisch zu ihr: »Vielleicht können Sie das kleine Zimmer für M. Bernard zurechtmachen – ?« Das war ein zweites und selten benutztes Gastzimmer

mit nur einem Bett; Tom und Heloise nannten es immer ›das kleine Zimmer‹. »Und M. Bernard wird heute abend mit uns essen.« Dann fragte er Bernard: »Wie bist du hergekommen? Per Taxi von Melun? Oder Moret?«

»Ja, von Melun. Ich hab's mir in London auf der Karte angesehen.« Schmal und eckig, wie seine Handschrift, stand Bernard da und rieb sich die Hände. Selbst sein Jackett sah naß aus.

»Soll ich dir einen Pullover geben, Bernard? Möchtest du nicht einen Kognak zum Aufwärmen?«

»Nein, nein, danke schön.«

»Komm doch ins Wohnzimmer. Wie wär's mit Tee? Ich werd's Madame sagen, wenn sie runterkommt. Setz dich doch, Bernard.«

Bernard sah bänglich zu Tom herüber, als warte er, daß Tom sich zuerst setze oder so etwas. Doch Tom merkte in den nächsten Minuten, daß Bernard alles bänglich ansah, sogar den Aschbecher auf dem kleinen Tischchen. Die Unterhaltung, soweit man sie so nennen konnte, ging nur sehr mühsam und stockend voran; es war deutlich zu sehen, daß Bernard Chris weit weg wünschte. Chris schien das jedoch nicht zu merken; er schien im Gegenteil anzunehmen, seine Gegenwart sei vielleicht nützlich, weil Bernard offensichtlich sehr erregt war. Er stotterte, und seine Hände flogen.

»Ich werd dich gewiß nicht lange stören«, sagte er jetzt.

Tom lachte. »Na, heute abend kannst du nicht mehr weg! Wir haben im Augenblick das schlimmste Wetter, das ich je erlebt habe in den drei Jahren seit ich hier wohne. Hatte deine Maschine keine Schwierigkeiten bei der Landung?«

Das wußte Bernard nicht mehr. Seine Augen wanderten zu dem Bild – seinem Bild – über dem Kamin, dem

›Mann im Sessel‹, und dann wieder weg.

Tom dachte an das Kobaltblau in dem Bild, das jetzt auf ihn wirkte wie ein chemisches Gift. Und sicher auch auf Bernard. »Du hast ›Die roten Stühle‹ lange nicht gesehen«, sagte Tom und stand auf. Das Bild hing an der Wand hinter Bernard.

Bernard stand auf und drehte sich um, die Beine noch ans Sofa gepreßt. Er belohnte Tom mit schwachem, doch aufrichtigem Lächeln. »Ja, es ist schön«, sagte er still.

»Sind Sie Maler?« fragte Chris.

»Ja.« Bernard setzte sich wieder. »Aber ich bin nicht so gut wie – wie Derwatt.«

Mme. Annette war von oben heruntergekommen, sie trug Handtücher oder etwas Ähnliches über dem Arm.

»Mme. Annette, würden Sie wohl etwas Teewasser aufsetzen?« fragte Tom.

»Gern, sofort, M. *Tome*.«

»Können Sie mir sagen, wann ein Maler gut ist und wann nicht?« sagte Christopher zu Bernard. »Mir kommt es zum Beispiel so vor, als ob heute mehrere Maler so arbeiten wie Derwatt. Ich weiß die Namen nicht aus dem Kopf, sie sind natürlich nicht so berühmt. Ja, doch – Parker Nunnally ist einer. Kennen Sie seine Bilder? Was ist es bei Derwatt, was macht seine Bilder so gut?«

Tom dachte nach, was er dazu sagen würde. Vielleicht ›Originalität‹. Auch ›Publicity‹ fiel ihm ein. Er wartete auf Bernards Antwort.

»Seine Persönlichkeit«, sagte Bernard langsam. »Es ist eben Derwatt.«

»Sie kennen ihn?« fragte Chris.

Ein Stich durchfuhr Tom – und eine Welle des Mitgefühls für Bernard.

Bernard nickte: »O ja.« Die knochigen Hände umfaßten das eine Knie.

»Spüren Sie etwas von seiner Persönlichkeit, wenn Sie bei ihm sind? Ich meine, wenn Sie ihn sehen?«

»Ja«, sagte Bernard mit etwas festerer Stimme. Aber man sah: er wand sich – vielleicht vor Schmerz – bei dieser Unterhaltung; und gleichzeitig schienen die dunklen Augen nach weiteren Worten zu suchen, die er noch sagen wollte.

»Das war wahrscheinlich eine dumme Frage«, sagte Chris. »Künstler tragen ja meistens ihre Persönlichkeit nicht vor sich her, und mit dem inneren Feuer gehen sie im Privatleben auch sparsam um, glaube ich. Auf den ersten Blick ist meist gar nichts Besonderes an ihnen.«

Der Tee kam.

»Hast du gar keinen Koffer mit, Bernard?« fragte Tom. Er wußte, daß Bernard keinen hatte, und machte sich Gedanken, was ihm fehlen könnte.

»Nein – ich bin nur auf einen Sprung rübergekommen«, sagte Bernard.

»Macht nichts – ich kann dir alles geben, was du brauchst.« Tom merkte, daß Chris ihn und Bernard ansah und sich wahrscheinlich fragte, woher und wie gut sie sich kannten. »Hungrig?« fragte Tom. »Weißt du, meine Haushälterin macht mit Leidenschaft Sandwiches.« Mme. Annette hatte mit dem Tee nur Petit-fours hereingebracht. »Sie heißt Mme. Annette. Du brauchst sie nur zu bitten, sie macht dir gern alles.«

»Nein, danke schön.« Bernards Tasse klirrte deutlich dreimal gegen die Untertasse, als er sie hinsetzte.

Hatten Jeff und Ed vielleicht Bernard so viel Beruhigungsmittel verabfolgt, daß sie ihm jetzt fehlten? Bernard hatte seinen Tee ausgetrunken, und Tom brachte ihn nach oben und zeigte ihm sein Zimmer.

»Das Bad mußt du mit Chris teilen«, sagte er. »Hier – du gehst einfach über den Flur und durch das Zimmer

meiner Frau, da ist es.« Tom ließ die Türen offenstehen. »Heloise ist nicht hier, sie ist in Griechenland. Hoffentlich ruhst du dich hier ein bißchen aus, Bernard. Kann ich dir helfen, fehlt dir etwas? Was ist los?«

Sie standen in Bernards ›kleinem Zimmer‹; die Tür war geschlossen.

Bernard schüttelte den Kopf. »Mir ist, als wäre ich am Ende. Das ist alles. Die Ausstellung – das war das Ende. Für mich war das die letzte. Das letzte Bild, ›Die Wanne‹. Und nun wollen sie – wollen sie ihn ins Leben zurückbringen, du weißt ja.«

Es ist mir sogar gelungen, schoß es Tom durch den Kopf, doch sein Gesicht blieb ebenso ernst wie Bernards. »Na ja – soviel man weiß, *ist* er doch sogar seit fünf Jahren wieder am Leben. Aber sie werden dich ganz gewiß nicht zum Weitermalen zwingen, wenn du nicht willst, Bernard. Ganz sicher nicht.«

»Oh, versuchen werden sie es, Jeff und Ed. Aber mir langt's jetzt, Tom. Reichlich.«

»Ich glaube, das wissen sie auch. Mach dir doch darum keine Gedanken. Wir können – also hör zu, Derwatt kann ja jetzt zurückgehen in die Einsamkeit! Nach Mexiko. Wir sagen einfach in den nächsten Jahren, er malt, will aber nichts zeigen oder ausstellen.« Tom ging beim Sprechen im Zimmer auf und ab, »Darüber können Jahre vergehen. Wenn Derwatt dann stirbt – dann sorgen wir dafür, daß er sämtliche Bilder der letzten Zeit verbrennt oder so was, damit keiner sie zu sehen kriegt.« Tom lächelte.

Bernards düstere Augen fuhren fort, auf den Boden zu starren. Tom hatte das Gefühl, als habe er einen Scherz gemacht, der bei den Zuhörern nicht angekommen war. Oder noch schlimmer: ein Sakrileg verübt, in einer Kirche einen unsauberen Witz erzählt.

»Bernard, du brauchst Ruhe. Soll ich dir ein Schlafmittel geben? Ganz schwach, ein Viertel Gran.«

»Danke, nein.«

»Möchtest du dich frisch machen? Um Chris und mich brauchst du dich gar nicht zu kümmern, wir lassen dich ganz in Ruhe. Um acht essen wir, wenn du runterkommen willst. Du kannst natürlich gern auch früher runterkommen, dann trinken wir ein Glas zusammen.«

Draußen heulte in diesem Moment der Wind laut auf, ein mächtiger Baum bog sich tief – beide blickten aus dem Fenster und sahen es, der Baum stand in Toms Hintergarten. Tom kam es vor, als neige sich auch das Haus, und instinktiv spreizte er die Beine. Wie konnte jemand bei diesem Wetter ruhigbleiben?

»Soll ich die Vorhänge zuziehen?« fragte Tom.

»Wie du willst.« Bernard sah Tom an. »Was hat Murchison gesagt, als er den ›Mann im Sessel‹ sah?«

»Er hielt es für eine Fälschung – zuerst. Dann habe ich ihm eingeredet, es sei echt.«

»Wieso denn –? Murchison hat mir das von der Lavendelfarbe gesagt – was er davon hält. Er hat ganz recht. Ich habe drei Fehler gemacht. ›Mann im Sessel‹, ›Die Uhr‹ und jetzt ›Die Wanne‹. Wie das geschehen konnte, weiß ich nicht. Ich weiß es wirklich nicht – ich habe einfach nicht nachgedacht. Murchison hat recht.«

Tom schwieg eine Weile; dann sagte er: »Natürlich hat es uns allen erstmal einen Schrecken eingejagt. Wenn Derwatt am Leben wäre – der wäre wohl damit fertig geworden. Bei uns war es eben die Gefahr – die Gefahr, daß es rauskam, daß er gar nicht existierte. Aber die Hürde haben wir ja nun genommen, Bernard.«

Es war nicht sicher, daß Bernard Tom zugehört hatte. Er fragte: »Hast du ihm angeboten, ihm ›Die Uhr‹ abzu kaufen oder so was?«

»Nein. Ich habe ihm eingeredet, Derwatt habe das alte Lavendelblau wieder aufgenommen, das er früher benutzte – jedenfalls bei zwei oder drei Bildern.«

»Er hat sogar über die Qualität des Bildes mit mir gesprochen. Herrgott!« Bernard setzte sich auf das Bett und ließ sich zurückfallen. »Was hat er jetzt in London vor?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, die Idee mit dem Experten hatte er aufgegeben. Er wird gar nichts mehr tun, Bernard, weil ich ihn überzeugt habe«, sagte Tom beschwichtigend.

»Weil du ihn überzeugt hast – ich kann mir nur ein Mittel der Überzeugung vorstellen. Ein schlimmes Mittel.«

»Was meinst du?« fragte Tom lächelnd, mit Angst im Herzen.

»Du hast ihn überredet, mich in Ruhe zu lassen. Aus Mitleid. Weil er Mitleid haben soll mit mir. Ich will aber kein Mitleid.«

»Von dir wurde gar nicht geredet, das ist doch klar.« Gern hätte er hinzugefügt: Du bist ja verrückt. – Bernard war verrückt oder mindestens zeitweise gestört. Und doch war das, was Bernard sagte, genau das, was Tom im Keller versucht hatte, bevor er Murchison umbrachte: er hatte versucht, ihn zu überreden, er solle Bernard in Ruhe lassen, denn Bernard werde keine weiteren ›Derwatts‹ mehr malen. Tom hatte sogar versucht, bei Murchison Verständnis zu wecken für Bernards Verehrung für Derwatt, sein totes Idol.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Murchison sich überzeugen ließ«, sagte Bernard. »Du versuchst doch nicht etwa, mir durch Lügen zu helfen, Tom –? Von Lügen habe ich nämlich reichlich genug.«

»Nein.« Tom war nicht wohl zumute; er log ja. Es kam nicht oft vor, daß Tom sich wegen einer Lüge ungut fühl-

te. Er sah schon, irgendwann mußte er Bernard sagen, daß Murchison tot war. Nur so konnte er ihn beruhigen – jedenfalls teilweise, was die Fälschungen betraf. Aber jetzt war es unmöglich, ihm so etwas zu sagen, bei diesem irrsinnigen Sturm und dem Zustand, in dem sich Bernard befand. Er würde glatt tobsüchtig werden. »Ich komme gleich wieder«, sagte Tom. Bernard stand sofort vorn Bett auf und ging ans Fenster, gerade als der Wind einen Regenschauer an die Scheiben schlug.

Tom fuhr zusammen, während Bernard ganz ruhig blieb. Tom ging hinüber in sein Zimmer und holte ein paar Sachen für Bernard: einen Schlafanzug, einen Morgenrock, Slippers und eine neue Zahnbürste, die noch in der Plastikhülle lag. Die Zahnbürste brachte er ins Bad für den Fall, daß Bernard keine bei sich hatte; die anderen Sachen brachte er ihm in sein Zimmer. Er sagte Bernard, er gehe jetzt nach unten, falls er irgend etwas brauchte, und riet ihm, sich eine Weile auszuruhen.

Chris war in sein Zimmer gegangen, das sah Tom am Licht. Durch den Sturm erschien das Haus ganz unnatürlich dunkel. Tom ging in sein Schlafzimmer und holte Bertolozzis Zahnpastatube aus der Schublade. Wenn man das untere Ende aufrollte, war die Tube noch zu gebrauchen, und es war besser, sie aufzubrauchen, als sie wegzuwerfen und zu riskieren, daß Mme. Annette sie im Abfalleimer fand: unerklärlich und reine Verschwendung. Tom nahm seine eigene Zahnpasta vom Waschtisch und brachte sie in das von Chris und Bernard gemeinsam benutzte Bad.

Was zum Teufel sollte er bloß mit Bernard anfangen? Wenn nun die Polizei noch einmal kam und Bernard dabei war, so wie Chris dabei gewesen war? Bernard verstand sicher ganz gut Französisch.

Tom setzte sich hin und schrieb einen Brief an Heloi-

se. Immer beruhigte es ihn, wenn er an sie schrieb. Hatte er sprachliche Zweifel wegen des Französischen, so machte er sich gewöhnlich nicht die Mühe, im Wörterbuch nachzusehen; seine Fehler amüsierten Heloise.

22. Oktober 19-

Heloise chérie,

ich habe gerade Besuch von einem Vetter von Dickie Greenleaf, ein netter Junge, er heißt Christopher; bleibt ein paar Tage. Er ist zum erstenmal in Paris. Merkwürdig, nicht – daß einer mit zwanzig Jahren Paris zum erstenmal sieht? Er ist erstaunt über die Größe der Stadt. Er kommt aus Kalifornien.

Wir haben heute furchtbaren Sturm. Alle sind nervös. Viel Regen und Wind.

Du fehlst mir. Hast Du den roten Badeanzug bekommen? Ich habe Mme. Annette gesagt, sie soll ihn mit Luftpost schicken, und habe ihr massenhaft Geld gegeben. Wenn sie ihn nicht mit Luftpost geschickt hat, kriegt sie Prügel. Alle fragen nach Dir und wann Du wiederkommst. Ich war zum Tee bei den Grais. Ich bin so allein ohne Dich. Komm bald wieder, dann nehme ich Dich in die Arme, und wir schlafen zusammen ein.

Dein einsamer
Tom

Tom frankierte den Brief und nahm ihn mit nach unten, wo er ihn auf den Tisch in der Diele legte.

Christopher war jetzt im Wohnzimmer; er saß auf dem Sofa und las. Als Tom eintrat, sprang er auf. »Hören Sie, Tom –«, er sprach leise. »Was ist mit Ihrem Freund los?«

»Er hat eine Krise durchgemacht, in London. Irgendwas mit seiner Arbeit deprimiert ihn. Und ich glaube, er

hat – er hat sich von seiner Freundin getrennt oder sie sich von ihm, das weiß ich nicht.«

»Kennen Sie ihn gut?«

»Nicht allzu gut, nein.«

»Ich dachte nur – er ist doch in so einem Zustand –, ob ich nicht lieber abreisen sollte. Morgen früh oder vielleicht sogar heute abend.«

»Heute abend bestimmt nicht, Chris. Bei diesem Wetter! Nein, Sie stören mich wirklich nicht.«

»Aber ihn störe ich vielleicht, dachte ich. Bernard.« Chris deutete mit dem Kopf zur Treppe.

»Was denn – wir haben hier im Haus Platz genug zum Reden, Bernard und ich, wenn er das will. Lassen Sie nur.«

»Na schön, wenn Sie meinen, dann also bis morgen.« Er schob die Hände in die Taschen und trat vor die Glastür.

Jeden Augenblick mußte Mme. Annette hereinkommen und die Vorhänge zuziehen, dachte Tom. Dann hatte man doch etwas Ruhe in all dem Chaos.

»Da!« Chris wies nach draußen, auf den Rasen.

»Was ist?« Vielleicht war ein Baum gestürzt, das war nicht weiter schlimm. Tom brauchte einen Augenblick, um zu erkennen, was Chris gesehen hatte, denn draußen war es dunkel. Er sah eine Gestalt langsam über den Rasen wandeln. Sein erster Gedanke war: Murchisons Geist, und er fuhr zusammen. Doch Tom glaubte nicht an Geister.

»Das ist Bernard«, sagte Chris.

Ja, natürlich war es Bernard. Tom öffnete die Fenstertür und trat hinaus in den Regen, einen kalten Sprühregen, der in alle Richtungen wehte. »He, Bernard – was machst du da?« Er sah, daß Bernard gar nicht reagierte, sondern mit erhobenem Kopf langsam weiterging. Tom

lief auf ihn zu, stolperte auf der obersten Stufe der Stein-
treppe, fiel um ein Haar die restlichen Stufen hinunter,
fing sich unten wieder, wobei er sich den Fuß verdrehte,
und hinkte auf Bernard zu, wobei er schrie: »He, Ber-
nard, komm doch rein!«

Chris lief hinunter zu Tom. »Sie werden völlig durch-
näßt!« sagte er mit einem Auflachen und wollte Bernards
Arm festhalten, wagte es aber offenbar nicht.

Tom packte Bernard fest am Handgelenk. »Bernard –
willst du dir eine ganz dramatische Erkältung holen?«

Bernard wandte sich lächelnd ihnen zu; der Regen
rann ihm durch das schwarze Haar, das an der Stirn
klebte. »Ich hab das gern, wirklich. Mir ist so zumute!« Er
hob die Arme hoch, und Toms Hand fiel herunter.

»Aber du kommst doch jetzt herein? Ich bitte dich,
Bernard.«

Bernard lächelte Tom zu. »Gut«, sagte er freundlich,
als tue er ihm einen Gefallen damit. Alle drei gingen zu-
sammen ins Haus zurück, ganz langsam, denn Bernard
schien jeden Wassertropfen in sich aufsaugen zu wollen.
Er war guter Laune und machte eine scherzhafte Bemerkung,
als er sich, um den Teppich zu schonen, an der
Glastür die Schuhe auszog. Auch das Jackett legte er ab.

»Du mußt dich umziehen«, sagte Tom. »Warte, ich hol
dir was.« Auch Tom zog die Schuhe aus.

»Schön, ich ziehe mich um«, sagte Bernard in dem
gleichen wohlwollenden Ton, und stieg langsam, die
Schuhe in der Hand, nach oben.

Chris blickte Tom an und runzelte streng die Stirn –
genau wie Dickie. »Der ist durchgedreht«, flüsterte er.
»Total durchgedreht.«

Tom nickte. Er war seltsam berührt, wie immer, wenn
er mit jemandem zusammen war, der tatsächlich nicht
richtig im Kopf zu sein schien. Es war ein Gefühl starker

Erschütterung, das diesmal früh einsetzte; gewöhnlich brauchte es vierundzwanzig Stunden. Vorsichtig trat er auf den Fuß und drehte ihn langsam herum. Es sah nicht schlimm aus.

»Ja, vielleicht haben Sie recht«, sagte er zu Chris.
»Ich werde mal raufgehen und ein paar trockene Sachen für ihn heraussuchen.«

Später am Abend, gegen zehn Uhr, klopfte Tom an Bernards Tür. »Ich bin's, Tom.«

»Komm doch rein, Tom«, sagte Bernards Stimme gelassen. Er saß am Schreibtisch und hielt den Füllhalter in der Hand. »Bitte mach dir keine Gedanken, weil ich vorhin im Regen draußen war. In dem Regen, da war ich ich selbst, und das wird allmählich selten.«

Tom verstand ihn nur zu gut.

»Setz dich, Tom. Mach die Tür zu und mach es dir gemütlich.«

Tom setzte sich auf das Bett. Er hatte Bernard beim Essen – in Chris' Gegenwart – versprochen, noch zu ihm zu kommen. Bernard war beim Essen ganz heiter gewesen. Er trug jetzt den baumwollenen Morgenrock. Auf dem Tisch lagen mehrere Bogen, bedeckt mit seiner Schrift in schwarzer Tinte, doch Tom hatte das Gefühl, ein Brief sei das nicht, was Bernard da schrieb. »Ich nehme an, du hast oft das Gefühl, Derwatt zu sein«, sagte er.

»Ja, manchmal. Aber wer könnte wirklich Derwatt sein? Und wenn ich in London über die Straßen gehe, dann nicht. Nur manchmal, wenn ich male, und nur sekundenlang, dann habe ich das Gefühl, er zu sein. Weißt du, jetzt kann ich auch darüber reden, es macht mir nichts mehr aus, ich tue es sogar gern: weil ich es nämlich aufgebe. Ich habe es schon aufgegeben.«

War das eine Beichte, vielleicht – hier am Schreibtisch? Und wem wurde gebeichtet?

Bernard legte den Arm über die Stuhllehne. »Ich will dir was sagen, Tom. Meine ganze Nachahmerei, alle die Fälschungen, die haben sich in diesen vier oder fünf Jah-

ren genau so entwickelt, wie sich vielleicht Derwatts Bilder entwickelt hätten. Komisch, was?»

Tom wußte nicht recht, was er sagen sollte; ihm fehlten die richtigen, vielleicht auch die genügend respektvollen Worte. »Das ist vielleicht gar nicht so komisch. Du hast Derwatt wirklich verstanden. Das haben ja auch die Kritiker gesagt: daß das malerische Werk sich entwickelt hat.«

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie merkwürdig es ist, so zu malen wie Bernard Tufts. Seine Malerei hat sich nicht so sehr entwickelt. Es kommt mir vor, als ob ich jetzt Tufts fälsche, weil ich dieselben Tufts-Bilder male wie vor fünf Jahren!« Bernard lachte ganz offen. »In gewisser Weise muß ich mich viel mehr anstrengen, ich selbst zu sein, als wenn ich Derwatt zu sein versuche. Versuchte, vielmehr. Es hat mich ganz verrückt gemacht, das kannst du sehen. Ich möchte mir selbst noch eine Chance geben, wenn noch etwas von mir existiert.«

Er wollte Bernard Tufts eine Chance geben, das verstand Tom. »Ganz bestimmt, ich bin sicher, das wird dir gelingen. Du wirst derjenige sein, der den Ton angibt.« Tom nahm seine Gauloises aus der Tasche und bot Bernard eine an.

»Ich möchte reinen Tisch machen und dann neu anfangen. Ich will ein Geständnis ablegen von allem, was ich getan habe, und dann neu anfangen – oder es jedenfalls versuchen.«

»O Bernard – das mußt du dir aus dem Kopf schlagen! Du bist ja nicht der einzige, der da drinsteckt. Denk bloß mal, was das für Jeff und Ed bedeuten würde. All die Bilder, die du gemalt hast – also ernsthaft, Bernard, gehe zu einem Geistlichen, wenn du beichten willst, aber nicht zur Presse. Und auch nicht zur englischen Polizei.«

»Ich weiß, du hältst mich für verrückt, und das bin ich

auch manchmal. Aber ich habe nur ein Leben, und das habe ich beinahe ruiniert. Den Rest will ich nicht ruinieren. Das ist doch wohl meine Sache, oder?«

Seine Stimme bebte. War er stark oder schwach, dachte Tom. »Ich versteh dich ja«, sagte er sanft.

»Ich will wirklich nicht dramatisch werden, aber ich muß sehen, ob die Menschen mich akzeptieren – ob sie mir vergeben, wenn du so willst.«

Nein, das werden sie nicht, dachte Tom. Das werden sie ganz zweifellos nicht. Ob es Bernard zerschmettern würde, wenn er das sagte? Wahrscheinlich ja. Vielleicht nahm er sich dann das Leben, anstatt ein Geständnis abzulegen. Tom räusperte sich und versuchte nachzudenken, aber es fiel ihm nichts – nichts ein.

»Und dann – ich glaube, Cynthia wäre dafür, daß ich reinen Tisch machte und alles sagte. Sie liebt mich, und ich liebe sie. Ich weiß, sie wollte mich jetzt nicht sehen, in London. Ed hat es mir gesagt. Das nehme ich ihr nicht übel. Jeff und Ed haben mich doch wie einen Invaliden hingestellt: ›Komm zu Bernard, er braucht dich so!‹«, sagte Bernard mit piepsender Stimme. »Welche Frau würde darauf wohl eingehen!« Er blickte Tom an und breitete lächelnd die Arme aus. »Siehst du wohl, wie gut mir der Regen getan hat? Alles hat er weggespült – bis auf meine Sünden.«

Wieder lachte er. Tom beneidete ihn um seine Sorglosigkeit.

»Cynthia ist die einzige Frau, die ich je geliebt habe. Das soll nicht – na ja, sie hat eine oder zwei Affären gehabt seit unserer Trennung, das weiß ich. Die Trennung ging ja im Grunde von mir aus. Ich war so – so nervös geworden, richtig ängstlich, als ich anfang, Derwatt nachzuahmen.« Er schluckte. »Aber sie liebt mich noch, das weiß ich – wenn ich *ich* bin. Kannst du das verstehen,

Tom?«

»Natürlich kann ich das verstehen, ganz bestimmt. Schreibst du gerade an Cynthia?«

»Nein, ich schreibe – an irgend jemand. Es ist bloß eine Aussage – ein Bericht. Für die Presse oder sonst jemand.«

Und das mußte sofort eingestellt werden. Ruhig sagte Tom: »Du mußt dir das noch ein paar Tage überlegen, Bernard.«

»Habe ich nicht Zeit genug gehabt zum Überlegen?«

Tom suchte nach stärkeren, überzeugenderen Worten, mit denen er Bernard an Weiterem hindern konnte, aber seine Gedanken gingen immer wieder zu Murchison und zu der Möglichkeit, daß die Polizei noch einmal erschien. Wie gründlich würden sie dann hier nach Spuren suchen? Ob sie auch in den Wald gingen? Tom Ripleys Ruf war seit der Sache mit Dickie Greenleaf nicht mehr ganz – nun, blütenweiß. Es war zwar kein Verdacht nachgeblieben, er hatte aber noch eine Zeitlang unter Verdacht gestanden, es war etwas vorgefallen, auch wenn es mit einem Happy-End für ihn ausgegangen war. Warum bloß hatte er Murchison nicht in den Kombiwagen gepackt und ihn meilenweit fortgeschafft und irgendwo vergraben, im Wald von Fontainebleau oder sonstwo? Er hätte ja schlimmstenfalls die Nacht im Wald verbringen können, wenn die Sache damit abgetan gewesen wäre. »Können wir morgen noch mal darüber reden, Bernard?« fragte er. »Dann siehst du die Dinge vielleicht doch anders an.«

»Natürlich, wir können jederzeit darüber reden. Aber ich sehe die Sache morgen genauso an wie heute. Ich wollte mit dir zuerst reden, weil du damals die ganze Sache ausgedacht hast – mit dem Wiederaufleben von Derwatt. Ich wollte am Anfang anfangen, weißt du. Ich bin ganz logisch.« Es lag eine Spur von Irrsinn in seiner

dogmatischen Diktion. Wieder fühlte sich Tom ausgesprochen unbehaglich.

Das Telefon klingelte. Ein Apparat stand in Toms Schlafzimmer, man hörte die Glocke deutlich durch den Flur.

Tom sprang auf. »Du darfst die andern nicht vergessen, die –«

»Ich werde dich nicht hineinziehen, Tom.«

»Telefon – Gute Nacht, Bernard«, sagte Tom eilig und lief über den Flur in sein Zimmer. Er wollte nicht, daß Chris unten den Hörer aufnahm.

Es war noch einmal die Polizei. Man entschuldigte sich für die späte Störung, aber –

Tom sagte: »Verzeihen Sie, M'sieur, aber könnten Sie vielleicht in fünf Minuten wieder anrufen. Ich bin gerade –«

»Selbstverständlich«, sagte die höfliche Stimme. »In fünf Minuten also.«

Tom legte auf und ließ das Gesicht in die Hände fallen. Er saß auf dem Bettrand und stand jetzt auf, um die Tür zu schließen. Die Sache begann ihm über den Kopf zu wachsen. Er hatte es so eilig gehabt mit dem Vergraben der Leiche, weil der verdammte Bertolozzi ihm ins Haus stand. Das war ein schwerer Fehler gewesen. Wo doch die Seine, die Loing sich überall durch die Gegend wanden, wo es so viele kleine Brücken gab, still und unauffällig, besonders still nach ein Uhr morgens. Dieser Anruf von der Polizei konnte nur Schlimmes bringen. Vielleicht hatte Mrs. Murchison – hieß sie nicht Harriet? – einen amerikanischen oder englischen Detektiv genommen, der ihren Mann finden sollte. Sie wußte, zu welchem Zweck ihr Mann diese Reise unternommen hatte: er wollte feststellen, ob das Bild eines berühmten Malers eine Fälschung war oder nicht. Mußte sie nicht Verdacht

schöpfen? Wenn Mme. Annette vernommen wurde: würde sie nicht sagen, daß sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wie M. Murchison am Donnerstag nachmittag das Haus verließ?

Wenn die Polizei ihn heute abend noch sprechen wollte, dann kam womöglich Chris mit der Sache von der grabähnlichen Stelle im Wald heraus. Tom hörte ihn im Geist auf Englisch sagen: »Tom, warum sagen Sie den Leuten nichts von . . .«, und Tom konnte dann nicht mehr ablenken und den Beamten etwas anderes auf Französisch sagen, denn Chris wollte sicher dabei sein, wenn sie dort anfangen zu graben.

Wieder klingelte das Telefon. Tom nahm ruhig den Hörer auf.

»Hallo, M. Ripley, hier ist die Polizeistation von Melun. Wir hatten einen Anruf aus London wegen der Sache des M. Murchison. Mme. Murchison hat sich mit der Metropolitan Police in London in Verbindung gesetzt, und die möchten heute abend noch so viele Informationen wie möglich von uns haben. Der englische Inspektor kommt morgen früh hier an. Wir möchten jetzt gern wissen, ob M. Murchison von Ihnen aus irgendwelche Telefongespräche geführt hat? Dann möchten wir die Nummern feststellen.«

»Ich wüßte nicht, daß er ein einziges Gespräch geführt hat. Aber ich war auch nicht die ganze Zeit im Hause.« Sie konnten sich ja von der Post die Aufstellung seiner Gespräche geben lassen, dachte Tom, aber daran mochten sie selber denken.

Gleich darauf war das Gespräch beendet.

Es war unfreundlich oder eigentlich schon geradezu befremdend, daß die Londoner Polizei Tom nicht direkt angerufen und befragt hatte. Er hatte das Gefühl, sie behandelten ihn bereits als Verdächtigen und wollten

daher ihre Informationen lieber von offiziellen Stellen einholen. Tom hatte aus irgendeinem Grund mehr Angst vor einem englischen als vor einem französischen Detektiv, obgleich die Franzosen, was bürokratische Kleinarbeit und Beharrlichkeit anging, nicht zu übertreffen waren.

Es galt jetzt zwei Dinge zu tun: die Leiche aus dem Wald und Chris aus dem Haus zu schaffen. Und Bernard? Hier versagte sein Denkapparat.

Er ging nach unten. Chris las im Wohnzimmer, doch jetzt gähnte er und stand auf. »Gerade wollte ich zu Bett gehen. Was macht Bernard? Ich fand ihn eigentlich besser beim Essen.«

»Ja, ich glaube auch.« Es war Tom gräßlich, was er jetzt sagen mußte oder andeuten, was noch schlimmer war.

»Ich hab einen Fahrplan gefunden, neben dem Telefon. Es gibt einen Zug morgens um neun Uhr zweiundfünfzig und einen um elf Uhr zweiunddreißig. Von hier zum Bahnhof kann ich ein Taxi nehmen.«

Tom war sehr erleichtert. Es gab noch frühere Züge, aber die konnte er nun wirklich nicht gut vorschlagen. »Schön – nehmen Sie nur, welchen Sie wollen, Chris. Ich bring Sie zum Bahnhof. Ich weiß noch nicht recht, wie es mit Bernard aussieht, aber ich glaube, er möchte gern ein paar Tage mit mir allein sein.«

»Ich hoffe nur, daß es ungefährlich ist«, sagte Chris ernsthaft. »Wissen Sie, ich hatte schon vor, noch einen oder zwei Tage hierzubleiben, nur damit Sie jemand zur Hand haben, falls es nötig sein sollte.« Halblaut fügte er hinzu: »Ich hab das mal erlebt, in Alaska – da war ich als Soldat –, da hatten wir einen Mann, der plötzlich verrückt wurde, und der war ganz ähnlich wie Bernard. Auf einmal wurde er wild und schlug einfach um sich.«

»Na, ich glaube nicht, daß Bernard das tun wird. Viel-

leicht können Sie mit Ihrem Freund Gerald noch mal herkommen, wenn Bernard fort ist. Oder wenn Sie aus dem Rheinland zurück sind.«

Chris strahlte.

Als sein Gast schlafen gegangen war (er hatte sich für den Zug um neun Uhr zweiundfünfzig entschieden), schritt Tom im Wohnzimmer auf und ab. Es war jetzt fünf Minuten vor Mitternacht. Mit der Leiche mußte noch heute nacht etwas geschehen. Aber es war reichlich mühsam für einen allein, den Körper im Dunkeln auszugraben, in den Kombiwagen zu legen und ihn dann irgendwo abzuladen. Wo überhaupt? Vielleicht unter irgendeiner kleinen Brücke. Tom überlegte, ob er Bernard um Hilfe bitten sollte. Wenn er mit der Realität konfrontiert wurde: würde er dann zurückschrecken oder mitmachen? Tom spürte, er werde bei dem jetzigen Stand der Dinge Bernard von seiner Geständnisabsicht nicht abbringen können. Ob ihm die Leiche vielleicht einen solchen Schock versetzte, daß er den Ernst der Lage erkannte?

Eine verdammt schwierige Frage.

Ob Bernard, wie Kierkegaard es nannte, den Sprung in den Glauben tun würde? Tom lächelte, als ihm der Ausdruck in den Sinn kam. Er selbst hatte den Sprung getan, als er nach London fuhr und Derwatts Rolle spielte. Der Sprung war auch gelungen. Dann hatte er einen zweiten Sprung getan und Murchison umgebracht. Ach, zum Teufel – wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Tom ging zur Treppe, mußte aber jetzt langsamer gehen, weil sein Fuß ihm weh tat. Er blieb stehen, den schmerzenden Fuß auf der untersten Stufe, die Hand auf dem Goldengel, der den Treppenpfosten bildete. Ihm war gerade eingefallen, daß Bernard, falls er heute abend nicht mitmachte, ebenfalls beseitigt werden mußte. Umgebracht. Tom wurde fast übel. Er wollte Bernard nicht

töten. Vielleicht würde er es gar nicht können. Wenn Bernard also nicht mitmachte und auch noch die Sache mit Murchison in seine Beichte aufnahm –

Tom stieg nach oben.

Der Flur war dunkel bis auf das schwache Licht aus Toms Schlafzimmer. Bernard hatte kein Licht mehr, auch Chris nicht, aber das mußte nicht heißen, daß Chris schon schlief. Es fiel Tom nicht ganz leicht, die Hand zu heben und an Bernards Tür zu klopfen. Er klopfte leise, denn Chris' Zimmer war keine drei Meter entfernt, und er wollte verhindern, daß Chris lauschte, in der Absicht, ihn vielleicht vor einem möglichen Angriff von Bernard zu schützen.

Von Bernard kam keine Antwort. Tom öffnete die Tür, trat ein und schloß sie hinter sich.

»Bernard?«

»Hm-m-? Tom?«

»Ja. Entschuldige. Kann ich Licht anmachen?«

»Ja, natürlich.« Bernards Stimme klang ganz ruhig, er machte die Nachttischlampe selber an. »Was ist denn los?«

»Ach, gar nichts. Ich muß nur mit dir sprechen, und zwar leise. Chris soll uns nicht hören.« Tom zog den Stuhl nahe an Bernards Bett und setzte sich. »Bernard – ich bin im Druck, und ich wollte dich bitten, mir zu helfen, wenn du willst.«

Bernard hörte aufmerksam zu und zog die Stirn in Falten. Er langte nach seinem Päckchen Capstan Zigaretten und zündete eine an. »Ja – und was gibt's?«

»Murchison ist tot«, sagte Tom leise. »Das ist der Grund, warum du dir keine Sorgen mehr zu machen brauchst.«

»Tot? Wieso?« Bernard runzelte die Stirn. »Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Weil – weil ich ihn umgebracht habe. Hier im Keller.«

Bernard rang nach Luft. »Du hast ihn umgebracht? Das ist doch nicht wahr, Tom!«

»Doch. Sch-sch.« Tom hatte das merkwürdige Gefühl, er sei in diesem Augenblick weniger bei Verstand als Bernard. Das erschwerte die Lage, denn er hatte irgendwie von Bernard eine unsinnigere Reaktion erwartet. »Ich mußte ihn umbringen, hier. Ich habe ihn im Wald hinter dem Haus vergraben. Jetzt ist die Schwierigkeit, daß ich ihn heute nacht noch von dort fortschaffen muß. Die Poli-

zei hat schon angerufen. Kann sein, daß sie morgen kommen und nach ihm suchen.«

»Umgebracht?« fragte Bernard immer noch ungläubig. »Warum denn bloß, um Gottes willen?«

Tom seufzte und schauerte zusammen. »Erstens, das brauche ich wohl kaum zu sagen, wollte er Derwatt hochgehen lassen. Derwatt Limited meine ich. Zweitens, und das war schlimmer, hat er mich erkannt, da unten im Keller. Meine Hände hat er wiedererkannt. Er sagte: ›Sie haben in London Derwatts Rolle gespielt.‹ Auf einmal, ganz plötzlich, war alles vorbei. Ich hatte nicht die Absicht, ihn umzubringen, als ich ihn herbrachte.«

»Tot«, wiederholte Bernard, immer noch wie vor den Kopf geschlagen.

Tom wurde ungeduldig, als mehrere Minuten vergingen. »Du kannst mir glauben, ich habe alles getan, um ihn zu bewegen, die Sache ruhen zu lassen. Ich hab ihm sogar gesagt, daß du der Fälscher seist, der Mann, mit dem er sich in der Bar des Mandeville unterhalten hatte. Ja, ich habe euch da gesehen«, sagte Tom, bevor Bernard etwas einwerfen konnte. »Ich sagte ihm, du würdest jetzt keine Derwatts mehr malen. Ich bat ihn, dich in Ruhe zu lassen. Er weigerte sich. Und so kam es. Willst du mir helfen, die Leiche wegzuschaffen?« Tom warf einen Blick auf die Tür. Sie war immer noch geschlossen, und vom Flur war kein Ton zu hören.

Langsam stieg Bernard aus dem Bett. »Und was soll ich tun?«

Tom erhob sich. »Ich wäre dir dankbar, wenn du mir hilfst – in ungefähr zwanzig Minuten, sagen wir. Ich möchte ihn in meinem Kombiwagen wegbringen. Für zwei ist das viel leichter – ich schaff's einfach nicht allein. Er ist schwer.« Tom fühlte sich besser, denn er sprach jetzt so, wie er häufig dachte. »Wenn du nicht willst, dann

laß es, ich versuch´s dann allein, aber –«

»Gut – ich helfe dir«, sagte Bernard resigniert. Es klang aufrichtig, aber Tom traute ihm nicht ganz. Wenn nun später, in einer halben Stunde etwa, bei Bernard eine unvorhergesehene Reaktion eintrat? Seine Stimme hatte geklungen wie die eines Heiligen, der zu einem – na, vielleicht zu einem Oberheiligen sagte: »Führe – ich folge dir.«

»Kannst du dir etwas anziehen? Die Hose, die ich dir heute gegeben habe? Und bitte versuch leise zu sein, Chris darf uns nicht hören.«

»Gut.«

»Willst du unten sein, draußen an der Vordertreppe, in fünfzehn Minuten?« Tom blickte auf seine Uhr. »Es ist jetzt zwölf Uhr siebenundzwanzig.«

»Ja.«

Tom ging nach unten und schloß die Haustür auf, die Mme. Annette für die Nacht verschlossen hatte. Dann hinkte er wieder nach oben in sein Schlafzimmer, zog die Hausschuhe aus und feste Schuhe und ein Jackett an. Wieder ging er nach unten und nahm die Autoschlüssel vom Tisch in der Diele. Im Wohnzimmer machte er bis auf eine Lampe alles Licht aus; eine Lampe ließ er oft die ganze Nacht brennen. Dann nahm er seinen Regenmantel und zog Gummistiefel, die in der Kellertoilette standen, über seine Schuhe. Auch eine Laterne holte er aus der Toilette, und aus der Tischschublade in der Diele nahm er die Taschenlampe. Die Laterne konnte man aufrecht auf den Boden stellen.

Dann holte er den Renault-Kombiwagen und fuhr ihn in den kleinen Fußweg, der in den Wald führte. Er machte nur die Parkleuchten an, und als er meinte, die richtige Stelle gefunden zu haben, machte er auch sie aus. Mit der Taschenlampe ging er in den Wald und fand das

Grab. Er hielt die Lampe so, daß man den Strahl möglichst wenig sah, und ging in den Geräteschuppen, um Spaten und Forke herauszuholen, die er beide zu der regennassen Stelle brachte, an der Murchison verscharrt war. Dann ging er ruhig und mit kräftesparenden Schritten über den Fußweg zurück zum Haus. Er nahm nicht an, daß Bernard pünktlich sein werde, und wäre auch nicht überrascht gewesen, wenn er gar nicht gekommen wäre.

Bernard stand wie eine Statue in der dunklen Diele. Er trug seinen eigenen Anzug, der vor wenigen Stunden noch naß gewesen war, den er aber, wie Tom bemerkt hatte, oben über die Heizung in seinem Zimmer gehängt hatte.

Tom machte eine Handbewegung, und Bernard folgte ihm.

Unten auf dem schmalen Weg blickte Tom nach oben und sah, daß Chris' Fenster immer noch dunkel war. Nur Bernards Fenster war erleuchtet. »Wir haben's nicht weit. Das ist ja gerade das Gute!« sagte Tom mit plötzlicher und grundloser Lustigkeit. Er gab Bernard die Forke und behielt die Schaufel; das Graben mit der Schaufel war sicher schwerer. »Bloß ziemlich tief ist es leider.«

Mit der gleichen seltsamen Resignation wie vorher machte sich Bernard ans Werk; doch er stach tief und kräftig mit der Forke in den Boden. Er warf die Erde heraus; nach einer Weile brach er sie nur noch los, während Tom in der Grube stand und den Sand so schnell wie möglich hinausschaufelte.

»Ich mach 'ne Pause«, sagte Tom schließlich, doch in der Pause schleppte er zwei große Steine, jeder mehr als dreißig Pfund schwer, zum Wagen. Die Heckklappe stand offen, und er schob die Steine hinein.

Bernard hatte die Leiche erreicht. Tom kletterte hinun-

ter und versuchte, sie mit dem Spaten hochzustemmen, aber die Grube war zu eng. Mit gespreizten Beinen stellte sich jeder auf eine Seite der Leiche und zog an dem Strick. Toms Strickende riß oder löste sich, er fluchte und verknotete es von neuem, während Bernard mit der Taschenlampe leuchtete. Es war, als werde Murchisons Leiche von irgendeiner Kraft in die Erde gesaugt, einer Macht, die gegen die Männer arbeitete. Toms Hände waren schmutzig und aufgeschürft, vielleicht auch blutig.

»Es ist sehr schwer«, sagte Bernard.

»Ja. Wir sollten es mal mit Eins-zwei-drei versuchen und dann kräftig hochpullen.«

»Ja.«

»Eins – zwei –« sie spannten sich – »drei – Uuuff!«

Murchison kam hoch bis zum Erdboden. Bernard hatte das schwere Ende, die Schultern.

»Der Rest mußte leichter gehen«, sagte Tom, nur um etwas zu sagen.

Sie schleppten den Körper in den Wagen. Das Segeltuch war voll nasser Erdklumpen, und Toms Regenmantel war vorne völlig verschmutzt.

»Wir müssen das Loch wieder füllen.« Toms Stimme war heiser vor Anstrengung.

Das war der leichteste Teil der Arbeit. Tom schob auch noch ein paar heruntergewehrte Zweige über die Stelle. Als Bernard seine Forke fallen ließ, sagte Tom: »Komm, laß uns die Sachen wieder in den Wagen tun.«

Das geschah. Dann stiegen beide ein, und Tom fuhr rückwärts den Weg entlang bis zur Straße; er hoffte, daß niemand das Motorengeräusch hörte. Auf dem kleinen Weg konnte man nicht wenden. Und dann, gerade als er rückwärts in die Straße einbog und jetzt vorwärts weiterfahren wollte, sah er zu seinem Entsetzen, wie bei Chris das Licht anging. Er hatte zu dem dunklen Fenster hin-

aufgeblickt – Chris' Zimmer hatte auch noch ein Seitenfenster –, und wie zum Gruß war plötzlich das Licht aufgeblinkt. Er sagte Bernard nichts davon. Es gab hier keine Straßenbeleuchtung, und Tom hoffte, daß Chris die Wagenfarbe – dunkelgrün – nicht erkennen konnte, obgleich jetzt natürlich die Parklichter eingeschaltet sein mußten.

»Wo fahren wir hin?« fragte Bernard.

»Ich weiß eine Stelle, acht Kilometer von hier. Eine Brücke.«

Kein anderer Wagen war auf der Landstraße zu sehen. Das war für diese Nachtzeit nicht ungewöhnlich. Es war ein Uhr fünfzig. Tom war oft von Parties so spät zurückgekommen und wußte das.

»Ich danke dir, Bernard. Jetzt ist alles okay«, sagte er. Bernard erwiderte nichts.

Sie erreichten die Stelle, die Tom im Sinn gehabt hatte. Sie lag nahe bei einem Dorf, Voisy, ein Name, auf den er noch nie geachtet hatte – bis heute nacht, als er durch das Dorf fahren mußte, um zu der Brücke zu kommen. Der Fluß war wohl die Loing, die in die Seine mündete. Murchison würde allerdings wohl nicht sehr weit schwimmen, mit diesen beiden Steinen als Gewicht. Am diesseitigen Ende der Brücke brannte sparsam eine trübe Laterne, das andere Ende lag im Dunkeln. Tom fuhr den Wagen hinüber und hielt ein paar Meter hinter der Brücke. Im Dunkel, nur mit Hilfe der Taschenlampe, schoben sie die Steine in das Segeltuchbündel und machten die Stricke wieder fest.

»So – jetzt lassen wir ihn ins Wasser«, sagte Tom halblaut.

Bernard bewegte sich ruhig und mit bestimmter Präzision; er schien genau zu wissen, was er tat. Beide trugen nicht allzu schwer an der Leiche mit den zwei Steinen.

Das Holzgeländer der Brücke war etwa vier Fuß hoch. Tom ging rückwärts, er sah sich nach allen Seiten um: in das dunkle Dörfchen hinter sich, wo man nur zwei Straßenlaternen sah, und auf die Brücke vor sich, die in der Dunkelheit verschwand.

»Ich glaube, wir können es in der Mitte riskieren«, sagte Tom.

Sie gingen bis zur Mitte der Brücke und setzten dort die Leiche einen Augenblick ab, um Kräfte zu sammeln. Dann bückten sie sich, packten das Bündel, hoben es zusammen hoch und warfen es mit Schwung über das Geländer.

Der Aufprall ließ Tom zusammenfahren – in der Stille der Nacht wirkte er wie ein Kanonenschlag, von dem das ganze Dorf aufwachen mußte; und dann kam ein Schauer von Spritzern. Sie gingen zum Wagen zurück.

»Nicht laufen«, sagte Tom unnötigerweise. Als ob sie noch Kräfte übrig hätten! Sie stiegen ein und fuhren sofort los. Tom hatte keine Ahnung, wohin sie fuhren; ihm war auch alles egal. »Fertig!« sagte er. »Jetzt sind wir's los, das verdammte Ding!« Ihm war wundervoll zumute, erlöst und leicht und glücklich. »Du, ich glaube, ich habe dir noch gar nicht gesagt –« seine Stimme war fröhlich und die Kehle nicht mal trocken –, »daß ich der Polizei erzählt habe, ich hätte Murchison Donnerstag in Orly abgesetzt. Sein Gepäck hab ich tatsächlich dort abgesetzt. Wenn er also die Maschine nicht genommen hat, ist das ja nicht meine Schuld, was? Ha-ha!« Tom lachte so, wie er oft lachte, wenn er allein war, froh und erleichtert nach irgendeinem schrecklichen Moment. »Du, übrigens, »Die Uhr« ist in Orly gestohlen worden, die hatte er bei sich. Na, wer Derwatts Signum auf dem Bild sieht, wird es ganz bestimmt behalten und keinen Ton davon sagen!«

Hörte Bernard ihm überhaupt zu? Er sagte kein Wort.

Hurra, es fing wieder an zu regnen! Der Regen würde vermutlich – nein, sicher die Wagenspuren auf dem Fußweg neben seinem Haus verwischen. Und die jetzt leere Grabstelle würde auch weniger deutlich werden.

»Ich muß raus«, sagte Bernard und langte nach dem Türgriff.

»Was?«

»Mir ist schlecht.«

So schnell er konnte, fuhr Tom an den Straßenrand und hielt an. Bernard stieg aus.

»Soll ich mitkommen?« fragte Tom schnell.

Bernard ging ein paar Meter weiter nach rechts, wo sich ein dunkler Knick von wenigen Fuß Höhe erhob. Er beugte sich darüber.

Tom fühlte Mitleid aufsteigen. Ihm war so froh und wohl zumute, und Bernard war übel. Zwei oder drei, vielleicht sogar vier Minuten vergingen.

Hinter ihnen erschien ein Wagen, der in gemächlichem Tempo näher kam. Im ersten Moment wollte Tom die Lichter löschen, dann ließ er sie, wie sie waren: normales Scheinwerferlicht, aber abgeblendet. Da die Landstraße eine Biegung machte, strich das Scheinwerferlicht des ankommenden Wagens einen Augenblick über Bernard hin. Um Gottes willen, ein Streifenwagen! Blaulicht auf dem Wagendach. Er kam näher, wick Toms Wagen aus und fuhr im gleichen mittleren Tempo weiter. Tom atmete auf. Zweifellos hatten die Beamten angenommen, Bernard sei zum Pissen ausgestiegen, und in Frankreich war das am Rand einer ländlichen Straße ganz gewiß kein Verstoß gegen das Gesetz, auch nicht bei Tage vor aller Augen. Bernard erwähnte den Wagen nicht, als er jetzt wieder einstieg, und auch Tom sagte nichts.

Sie kamen nach Hause, und Tom fuhr den Wagen be-

hutsam in die Garage. Er nahm Forke und Spaten heraus und lehnte sie gegen eine Mauer, dann nahm er ein Tuch und säuberte damit den hinteren Wagenteil. Die Heckklappe legte er nur herunter, er wollte den Knall beim Zuklappen vermeiden. Bernard wartete. Tom winkte ihm, und sie verließen die Garage. Tom machte die Türflügel zu und ließ behutsam das Schloß einschnappen.

Vorn an der Haustür nahmen sie ihre Schuhe in die Hand. Das Fenster bei Chris war dunkel gewesen, als sie am Haus vorbeifuhren, das hatte Tom gesehen. Er ließ jetzt die Taschenlampe aufleuchten, und sie stiegen die Treppe hinauf. Mit einer Handbewegung bedeutete Tom, daß Bernard in sein Zimmer gehen sollte, und machte ihm ein Zeichen, daß er gleich nachkommen werde.

Tom leerte die Taschen seines Regenmantels aus und ließ den Mantel in die Badewanne fallen. Seine Stiefel spülte er unter dem Badewannenhahn ab und stellte sie dann in den Schrank. Den Mantel konnte er auch später waschen und dann in den Schrank hängen, so daß Mme. Annette ihn morgens nicht sah.

Dann ging er vorsichtig, in Pyjama und Hausschuhen, hinüber zu Bernard.

Bernard stand auf Strümpfen im Zimmer und rauchte eine Zigarette. Das schmutzige Jackett hing über einer Stuhllehne.

»Dem Anzug kann nicht mehr viel passieren«, sagte Tom. »Laß mich das mal machen.«

Bernard bewegte sich, wenn auch sehr langsam. Er zog die Hose aus und gab sie Tom, der sie zusammen mit dem Jackett hinüberbrachte in sein Schlafzimmer. Er konnte den Schlamm später abwischen und die Sachen dann in eine Schnellreinigung bringen. Es war kein sehr guter Anzug – typisch für Bernard. Jeff oder Ed hatte Tom erzählt, daß Bernard gar nicht alles Geld annahm,

das sie ihm von der Firma aus geben wollten. Tom ging wieder hinüber zu Bernard und war zum erstenmal dankbar für den soliden Parkettfußboden: keine Diele knarrte.

»Kann ich dir einen Drink geben, Bernard? Ich glaube, du könntest einen brauchen.« Jetzt machte es nichts mehr, wenn ihn jemand unten sah, dachte Tom, vielleicht Mme. Annette oder sogar Chris. Er konnte jetzt sagen, er und Bernard hätten aus einer Laune heraus eine kurze Ausfahrt gemacht und seien gerade zurückgekommen.

»Danke, nein«, sagte Bernard.

Würde er wohl einschlafen können? Tom hatte nicht den Mut, ihm irgend etwas anzuraten, ein Schlafmittel oder auch eine Tasse heißen Kakao; vermutlich würde Bernard auch dazu »Danke, nein« sagen. Flüsternd sagte Tom: »Tut mir leid, daß ich dich darum bitten mußte. Willst du nicht bitte bis mittags schlafen, wenn du kannst? Chris reist heute morgen ab.«

»Schön«, sagte Bernard, ohne Tom anzusehen. Das Gesicht war von bläßer Olivenfarbe. Die Lippen waren fest geformt, wie Lippen, die nur selten lächeln oder reden, und jetzt sah der Mund enttäuscht aus.

Verraten sieht er aus, dachte Tom. »Ich werd deine Schuhe in Ordnung bringen«, sagte er und nahm sie mit sich.

Er ging hinüber, schloß seine Zimmertür, trat ins Bad und schloß – wegen Chris – auch die Tür zwischen Bad und Schlafzimmer. Er wusch seinen eigenen Regenmantel und spülte Bernards Anzug ab, wusch Bernards Stiefel und stellte sie auf Zeitungspapier nahe an die Heizung in der Toilette. Mme. Annette brachte ihm zwar morgens Kaffee und machte auch sein Bett, aber in sein Bad ging sie nur etwa einmal wöchentlich, um aufzuräumen. Die richtige Putzfrau, eine Mme. Clusot, kam einmal in der Woche nachmittags; heute war ihr Tag.

Zuletzt nahm sich Tom seiner Hände an; sie waren nicht so schlimm, wie sie sich anfühlten. Er rieb sie mit Nivea ein. Irgendwie hatte er das seltsame Gefühl, die letzte Stunde geträumt zu haben, alles Erlebte im Traum durchgemacht zu haben. Das hatte ihm auch die Hände aufgeschürft; aber Wirklichkeit war es nicht.

Das Telefon tinkelte einmal schwach wie zur Einleitung. Tom sprang an den Apparat und fing das Klingeln ab, das ihm gräßlich laut vorkam.

Es war fast drei Uhr früh.

Biep-biep . . . brr . . . brrr . . . dipdipdip duup . . . biep?

Töne aus dem Ozean. Woher kam das Gespräch?

»*Vous êtes . . . ne quittez pas . . . Athènes vous appelle . . .*«

Heloise also.

»Hallo, *Tome! Tome . . .!*«

Mehr konnte er mehrere Sekunden lang nicht verstehen. »Kannst du nicht lauter sprechen?« sagte er auf Französisch.

Vage erriet er, daß Heloise gar nicht fröhlich war, sondern sich sehr langweilte. *Terriblement ennuyée*. Dann war da noch etwas, oder vielleicht auch jemand, der ganz ekelhaft war.

». . . diese Frau – sie heißt Norita . . .« – Lolita?

»Komm doch nach Hause, Süße! Du fehlst mir so!« schrie Tom auf Englisch. »Laß doch diese Kaffern einfach da!«

»Ich weiß nicht recht, was ich tun soll.« Das war ganz deutlich zu verstehen. »Seit zwei Stunden versuche ich, dich zu erreichen. Nicht mal das Telefon funktioniert hier.«

»Soll es ja auch gar nicht! Es soll bloß Geld kosten.« Tom freute sich, als er sie leise lachen hörte – wie eine Sirene unter dem Wasserspiegel.

»Hast du mich lieb?«

»Natürlich hab ich dich lieb!«

Gerade als die Verständigung besser geworden war, wurden sie getrennt. Heloise hatte bestimmt nicht aufgelegt.

Das Telefon klingelte nicht noch einmal. Es war jetzt wohl fünf Uhr morgens in Griechenland. Ob sie von einem Athener Hotel aus angerufen hatte? Oder von der verrückten Jacht. Er hatte große Sehnsucht nach ihr. Er war jetzt an sie gewöhnt, und sie fehlte ihm. War das Liebe? Oder Ehe? Aber erst mußte er hier alles in Ordnung bringen. Heloise war, was man vielleicht als amoralisch bezeichnen konnte, aber so viel konnte sie nun doch nicht schlucken. Und sie hatte natürlich keine Ahnung von den Bilderfälschungen.

Tom war noch völlig schlaftrunken, als Mme. Annette an die Tür klopfte und ihm seine morgendliche Tasse schwarzen Kaffee brachte.

»Guten Morgen, M. *Tome*! Ein herrlicher Tag heute!«

Tatsächlich schien hell die Sonne; das Wetter hatte sich völlig verändert. Tom trank den Kaffee in kleinen Schlucken und ließ sich langsam von dem schwarzen Zauber durchrinnen; dann stand er auf und zog sich an.

Er klopfte an Chris' Tür. Es war noch genügend Zeit für den Neun-Uhr-zweiundfünfzig-Zug.

Chris saß im Bett und hielt eine große Karte auf dem Schoß. »Ach, Tom – ich will doch lieber den um elf Uhr zweiunddreißig nehmen, wenn es Ihnen recht ist. Ich find's so herrlich, noch ein bißchen im Bett zu liegen.«

»Klar ist mir das recht«, sagte Tom. »Sie hätten Mme. Annette um Kaffee bitten sollen.«

»O nein, das wäre zu viel.« Chris sprang aus dem Bett. »Ich dachte, ich mach noch einen kurzen Spaziergang.«

»Schön. Bis später also.«

Tom ging nach unten, machte den Kaffee heiß und schenkte sich in der Küche noch eine Tasse ein. Während er ihn trank, blickte er aus dem Fenster. Jetzt trat Chris aus dem Hause und öffnete die große Pforte, dann wandte er sich nach links in die Richtung der Stadt. Vermutlich wollte er in irgendeiner Kaffeebar einen *Café-au-lait* und ein Croissant verzehren, wie es in Frankreich üblich war.

Bernard schlief offenbar noch; um so besser.

Um zehn nach neun klingelte das Telefon. Eine englische Stimme sagte betont deutlich: »Hier ist *Detective-*

Inspector Webster, London Metropolitan Police. Ist Mr. Ripley wohl da?«

War dies das Leitmotiv seines Lebens, diese Frage?
»Ja – am Apparat.«

»Ich bin in Orly, und ich würde Sie sehr gern mal sprechen heute morgen, wenn das möglich ist.«

Tom hätte gern gesagt, daß es ihm nachmittags besser paßte, aber seine übliche Sicherheit hatte ihn verlassen. Womöglich würde der Inspektor auch annehmen, er wollte den Vormittag dazu benutzen, irgend etwas zu verstecken. »Ja, das paßt mir. Kommen Sie mit der Bahn?«

»Nein, ich wollte ein Taxi nehmen«, sagte die Stimme leichthin. »So sehr weit ist es wohl nicht. Wie lange braucht ein Taxi?«

»Eine Stunde ungefähr.«

»Gut, dann bin ich in ungefähr einer Stunde bei Ihnen.«

Dann war Chris immer noch hier. Tom füllte noch eine Tasse mit Kaffee und brachte sie hinauf zu Bernard. Er hätte Bernards Anwesenheit lieber vor Inspektor Webster verborgengehalten, aber unter diesen Umständen, und vor allem, da er nicht sicher war, womit Chris noch herausplatzen würde, hielt er es doch für besser, Bernard nicht zu verstecken.

Bernard war wach. Er lag auf dem Rücken, den Kopf auf zwei Kissen gestützt und die Finger unter dem Kinn verschlungen, fast wie bei einer frühmorgendlichen Meditation.

»Morgen, Bernard. Magst du Kaffee?«

»Ja, danke schön.«

»Ein Mann von der Londoner Polizei kommt in einer Stunde her. Er wird vielleicht mit dir reden wollen. Es geht natürlich um Murchison.«

»Ja«, sagte Bernard.

Tom wartete, bis Bernard ein paar Schluck Kaffee getrunken hatte. »Ich hab keinen Zucker reingetan. Ich wußte nicht, ob du welchen wolltest.«

»Macht nichts. Der Kaffee ist ausgezeichnet.«

»Also paß mal auf, Bernard: es ist selbstverständlich am besten, du sagst, daß du Murchison überhaupt nicht kennst, ihn nie gesehen hast. Du hast dich auch nie mit ihm in der Bar vom Mandeville unterhalten. Verstehst du mich?« Ob es zu ihm durchdrang? dachte Tom. Er konnte es nur hoffen.

»Ja.«

»Nicht nur das: du hast überhaupt nie von Murchison gehört, auch nicht über Jeff und Ed. Ihr kennt euch zwar alle, aber die beiden hatten gar keinen Grund, dir von einem Amerikaner zu erzählen, der – der den Verdacht hatte, daß ›Die Uhr‹ nicht echt war.«

»Ja. Ja, natürlich«, sagte Bernard.

»Und dann noch etwas – das ist ganz leicht, weil es die Wahrheit ist –« Tom redete wie zu einer Schulklasse, die nicht sehr aufmerksam zuhörte. »Du bist also gestern nachmittag hier angekommen, gut vierundzwanzig Stunden nachdem Murchison nach London abgereist war, und du hast ihn natürlich nie gesehen oder von ihm gehört. In Ordnung?«

»In Ordnung«, sagte Bernard. Er stützte sich auf einen Ellbogen.

»Möchtest du jetzt was essen? Eier? Ich kann dir ein Croissant bringen, Mme. Annette hat welche geholt.«

»Nein, danke.«

Tom ging nach unten.

Mme. Annette kam aus der Küche. »Schauen Sie, M. Tome.« Sie wies auf das Titelblatt ihrer Zeitung. »Ist das nicht der Herr, der Donnerstag hier war, der M. Murchi-

son? Sie suchen hier einen M. Murchison!«

A la recherche de M. Murchison . . . Tom blickte auf das zweispaltige Foto, Murchison en face, lächelnd, in der unteren linken Ecke des *Parisien – Edition Seine-et-Mame*, »Ja, das ist er«, sagte Tom. Es hieß dort:

Thomas M. Murchison, 52, amerikanischer Staatsbürger, wird seit Donnerstag, 17. Oktober, vermißt. Sein Koffer wurde am Ausgangsportal des Flughafens Orly gefunden; er hat jedoch die Maschine nach London nicht benutzt. Murchison ist Geschäftsmann aus New York und hatte in der Gegend von Melun einen Bekannten besucht. Seine Ehefrau Harriet hat mit Hilfe der englischen und französischen Polizeibehörden Nachforschungen anstellen lassen.

Gott sei Dank – sein Name war nicht genannt, dachte Tom.

Chris kam zur Haustür herein; er trug mehrere Zeitschriften in der Hand, aber keine Tageszeitung. »Hallo, Tom! Guten Morgen, Madame. Ein herrlicher Tag!«

Tom begrüßte ihn und sagte dann zu Mme. Annette: »Ich dachte, sie hätten ihn längst gefunden, aber jetzt kommt heute morgen ein Herr aus England, der möchte noch einiges von mir wissen.«

»Ja –? Heute morgen?«

»Ja, in einer halben Stunde oder so.«

»Das ist ja mysteriös«, sagte sie.

»Was ist mysteriös?« fragte Chris.

»Murchison. In der Zeitung ist heute ein Bild von ihm.«

Interessiert betrachtete Chris das Bild und las dann langsam übersetzend einige Zeilen der Unterschrift. »Na, so was! Immer noch verschwunden!«

»Mme. Annette«, sagte Tom, »ich weiß nicht, ob der Engländer heute mittag zum Essen bleibt. Ginge es, daß

Sie noch ein Gedeck mehr auflegen?«

»Aber ja, M. Tome.« Sie verschwand in der Küche.

»Was für ein Engländer?« fragte Chris. »Noch einer?«

Sein Französisch wurde immer besser, dachte Tom.

»Ja, er kommt wegen Murchison. Hören Sie, Chris – wenn Sie den Elf-Uhr-dreißig-Zug erreichen wollen –«

»Ach – kann ich nicht doch noch bleiben? Kurz nach zwölf geht noch ein Zug, und dann natürlich auch nachmittags. Wissen Sie, ich wüßte so gern, was mit Murchison los ist und was man da festgestellt hat. Ich werde natürlich nicht im Zimmer bleiben, während Sie mit dem Mann reden. Wenn Sie lieber allein sein wollen.«

Tom ärgerte sich, aber er sagte nur: »Wieso? Kein Geheimnis.«

Detective-Inspector Webster kam gegen halb elf mit einem Taxi an. Tom hatte vergessen, ihm den Weg zum Haus zu beschreiben, aber er sagte, er habe im Postamt nach M. Ripleys Haus gefragt.

»Wie schön haben Sie es hier!« sagte er freundlich. Er war etwa fünfundvierzig Jahre und trug Zivilkleidung. Das Haar war schwarz und begann sich zu lichten, er war korpulent und trug schwarzgeränderte Brillengläser, durch die er höflich und interessiert überall hinblickte. Das freundliche Lächeln schien festgewachsen. »Sie wohnen hier schon lange?«

»Drei Jahre«, sagte Tom. »Wollen Sie nicht Platz nehmen?« Da Mme. Annette das Taxi nicht hatte ankommen sehen, hatte Tom ihm die Tür geöffnet und nahm ihm jetzt auch den Mantel ab.

Der Inspektor hatte einen kleinen flachen schwarzen Koffer bei sich, groß genug für einen Anzug; den nahm er jetzt mit zum Sofa, als sei es seine Gewohnheit, sich nicht von ihm zu trennen. »Also denn – fangen wir am Anfang an. Wann haben Sie Mr. Murchison zuletzt gese-

hen?«

Tom setzte sich auf einen Stuhl. »Am letzten Donnerstag, ungefähr um halb vier Uhr nachmittags. Ich habe ihn nach Orly gebracht, er wollte nach London fliegen.«

»Ja, ich weiß.« Webster öffnete den Koffer und nahm ein Notizbuch heraus, dann zog er einen Füller aus der Tasche und machte sich ein paar Notizen. »War er guter Stimmung?« fragte er lächelnd. Aus der Jackettasche zog er eine Zigarette und zündete sie schnell an.

»Ja.« Tom wollte gerade erzählen, daß er ihm kurz vorher einen sehr guten Margaux geschenkt hatte, aber er besann sich. Lieber den Keller nicht erwähnen.

»Und er hatte sein Bild bei sich. ›Die Uhr‹ hieß es, glaube ich.«

»Ja. Es war in braunes Packpapier eingewickelt.«

»Das ist also offenbar in Orly gestohlen worden. Es war doch das Bild, das Mr. Murchison für eine Fälschung hielt?«

»Ja, das nahm er an – zuerst.«

»Wie gut kennen Sie Mr. Murchison? Seit wann?«

Tom berichtete. »Ich hatte ihn nach hinten ins Büro der Galerie gehen sehen, wo sich auch Derwatt gerade aufhalten sollte. Und als ich ihn dann abends in meiner Hotelbar sah, da sprach ich ihn an. Ich wollte ihn fragen, was für ein Mann Derwatt war.«

»Aha. Und dann?«

»Wir haben ein Glas zusammen getrunken, und Murchison sprach davon, daß er glaubte, in der letzten Zeit seien einige der Derwattschen Bilder gefälscht worden. Ich sagte, ich hätte auch zwei Derwatts bei mir zu Hause in Frankreich, und fragte ihn, ob er nicht mitkommen und sie ansehen wollte. Deshalb sind wir dann Mittwoch nachmittag zusammen hergekommen, und er hat hier auch übernachtet.«

Webster machte sich Notizen. »Sie sind eigens wegen der Derwatt-Ausstellung nach London gefahren?«

»O nein, nein.« Tom lächelte. »Ich hatte zwei Gründe. Der eine war, das gebe ich zu, die Derwatt-Ausstellung, der andere war der Geburtstag meiner Frau im November. Sie liebt Sachen aus England: Pullover und Hosen. Carnaby Street. Ich habe etwas gekauft, in der Burlington Arcade –« Tom warf einen Blick auf die Treppe, oben hatte er die goldene Nadel mit dem Äffchen, aber er unterließ es dann doch. »Ich habe diesmal keinen Derwatt gekauft, aber gedacht hatte ich daran. ›Die Wanne‹. So ungefähr das einzige, das noch nicht verkauft war.«

»Als Sie – als Sie Murchison einluden, geschah das mit dem Gedanken daran, daß auch Ihre Bilder gefälscht sein könnten?«

Tom zögerte einen Augenblick. »Also ich muß sagen: ich war schon neugierig. Aber ich hatte nie Zweifel an meinen. Und als Murchison sie gesehen hatte, hielt er sie auch für echt.« Tom dachte nicht daran, sich hier über Murchisons Lavendel-Theorie auszulassen. Und der Inspektor schien nicht allzuviel Interesse für die beiden Derwatts zu haben; er wandte nur kurz den Kopf und blickte ein paar Sekunden lang auf ›Die roten Stühle‹ hinter sich und dann auf den ›Mann im Sessel‹, der vor ihm hing.

»Na schön – moderne Malerei ist nicht meine starke Seite, Mr. Ripley. Wohnen Sie hier allein – mit Ihrer Frau?«

»Ja, aber wir haben eine Haushälterin, Mme. Annette. Meine Frau ist in Griechenland.«

»Ich würde Ihre Haushälterin gern mal sprechen«, sagte Webster, immer noch lächelnd.

Tom machte einen Schritt auf die Küchentür zu, doch in diesem Augenblick kam Chris die Treppe herunter.

»Hallo, Chris. Dies ist *Detective-Inspector* Webster aus London. Mein Gast, Christopher Greenleaf.«

»Guten Tag«, sagte Chris und streckte die Hand aus, offensichtlich beeindruckt von der Gegenwart eines Londoner Polizeibeamten.

»Guten Tag«, sagte Webster freundlich und beugte sich vor, um Chris die Hand zu schütteln. »Greenleaf. Richard Greenleaf. Das war doch ein Freund von Ihnen, nicht wahr, Mr. Ripley?«

»Ja, und Chris ist sein Vetter.« Das mußte Webster erst kürzlich nachgesehen haben; er mußte in den Polizeiakten gewühlt haben, um festzustellen, ob schon mal etwas gegen Tom Ripley vorgelegen hatte. Sechs Jahre lang hätte sonst kein Mensch Dickies Namen behalten. »Entschuldigen Sie, ich werde Mme. Annette rufen.«

Mme. Annette stand am Ausguß und schälte irgend etwas. Tom bat sie herüberzukommen zu dem Herrn aus London. »Er spricht wahrscheinlich Französisch.«

Als Tom ins Wohnzimmer zurückging, kam Bernard von oben herunter. Er hatte Toms Hosen an und einen Pullover ohne Hemd. Tom machte ihn mit Webster bekannt. »Mr. Tufts ist Maler. Er kommt aus London.«

»Ach –?« sagte Webster. »Haben Sie Mr. Murchison kennengelernt, seit Sie hier sind?«

»Nein«, erwiderte Bernard und nahm auf einem der gelbgepolsterten Stühle Platz. »Ich bin erst gestern gekommen.«

Mme. Annette kam herein.

Webster erhob sich, lächelte freundlich und sagte: »*Enchantée, Madame.*« Dann fuhr er in einwandfreiem Französisch mit deutlich englischem Akzent fort: »Ich bin hier, um mich nach Mr. Thomas Murchison zu erkundigen. Er ist verschwunden.«

»Ah ja! Gerade heute morgen habe ich es in der Zei-

tung gelesen«, sagte Mme. Annette. »Und man hat ihn noch nicht gefunden?«

»Nein, Madame.« Wieder kam ein Lächeln, als rede er von etwas viel Lustigerem. »Sie und Mr. Ripley waren offenbar die letzten, die ihn gesehen haben.« Er wandte sich an Chris und fragte auf Englisch: »Oder waren Sie auch hier, Mr. Greenleaf?«

Chris war sehr verlegen, aber völlig aufrichtig. »Nein, ich habe Mr. Murchison nie gesehen.«

»Um welche Zeit hatte M. Murchison am Donnerstag das Haus verlassen, Mme. Annette? Wissen Sie das wohl noch?«

»Oh, vielleicht um – es war gleich nach dem Essen. Das Essen hatte ich etwas früher als sonst gemacht. Ich möchte sagen, um halb drei ist er gegangen.«

Tom sagte nichts. Mme. Annette hatte sich nicht geirrt.

Der Inspektor wandte sich an Tom. »Hat er irgendwelche Bekannten in Paris erwähnt? Verzeihung, Madame, ich kann genausogut französisch sprechen.«

Doch die Unterhaltung ging in beiden Sprachen weiter. Manchmal übersetzte Tom, manchmal Webster für Mme. Annette, denn Webster wollte hören, ob und was sie dazu zu sagen hatte.

Murchison hatte niemanden in Paris erwähnt, und Tom sagte, er glaube nicht, daß Murchison in Orly irgend jemanden hatte treffen wollen.

»Ja. Immerhin – sein Verschwinden und das seines Bildes – da könnte es einen Zusammenhang geben«, meinte Webster. (Tom erklärte Mme. Annette, Murchison habe ein Bild bei sich gehabt, das in Orly gestohlen worden sei, und Mme. Annette gab eifrig an, sie erinnere sich sehr gut an das Bild, das vor der Abreise des Herrn in der Diele neben seinem Koffer gestanden habe. Sie konnte nur einen ganz kurzen Blick darauf geworfen ha-

ben, dachte Tom, aber für ihn war es Glück. Webster hätte sonst vielleicht Tom verdächtigt, das Bild vernichtet zu haben.) »Dieser Derwatt-Konzern, wie man ihn wohl mit einigem Recht nennen kann, ist ein großes Unternehmen, wissen Sie. Es geht da nicht nur um den Maler Derwatt selber. Seinen beiden Freunden, Constant und Banbury, gehört die Galerie Buckmaster, das ist so eine Art Nebengeschäft für ihre eigene Arbeit – der eine ist ja wohl Journalist und der andere Fotograf. Dann ist da noch eine Firma Derwatt für Malereibedarf, und schließlich die Derwatt-Kunstschule in Perugia. Wenn da wirklich Fälschungen vorliegen und die alle daran beteiligt sind, dann wäre das allerdings eine Bombensache.« Er wandte sich an Bernard. »Sie kennen doch Mr. Constant und Mr. Banbury auch, nicht wahr, Mr. Tufts?«

Wieder wurde Tom von kaltem Schrecken gepackt. Das konnte Webster nur wissen, wenn er sich eingehend erkundigt und nachgeforscht hatte: seit Jahren hatte Ed Banbury in seinen Artikeln nicht mehr erwähnt, daß Bernard zu der kleinen frühen Gruppe von Derwatts Freunden gehört hatte.

»Ja, die kenne ich.« Bernards Stimme klang tonlos, aber ganz ruhig.

»Haben Sie Derwatt in London gesprochen?« fragte Tom den Inspektor.

»Er war ja nicht zu finden!« Webster strahlte beinahe. »Nicht, daß ich mich besonders bemüht habe, aber ein Kollege hat alles mögliche versucht, nachdem Murchison verschwunden war. Und was noch merkwürdiger ist« – hier schaltete er wieder um auf Französisch, damit Mme. Annette folgen konnte –, »nirgends ist festzustellen, daß Derwatt in der letzten Zeit nach England eingereist ist, von Mexiko oder sonstwoher. Nicht nur in den letzten Tagen, da muß er ja vermutlich angekommen sein, son-

dern auch die ganzen letzten Jahre nicht. Die letzte Eintragung in der Immigrationsbehörde besagt, daß Philip Derwatt das Land vor sechs Jahren verlassen hat, und zwar mit dem Reiseziel Griechenland. Wir haben keinerlei Angaben, daß er je zurückgekommen ist. Sie wissen vielleicht: er soll damals irgendwo in Griechenland ertrunken sein oder sich das Leben genommen haben.«

Bernard saß vornübergebückt, die Arme auf den Knien. Hielt er stand? Oder war er im Begriff, alles preiszugeben?

»Ja, das habe ich gehört«, sagte Tom. Und dann zu Mme. Annette: »Wir sprechen von einem Maler, Derwatt, der sich das Leben genommen haben soll.«

»Ja, Madame«, sagte Webster höflich, »entschuldigen Sie uns einen Moment. Wenn etwas Wichtiges kommt, werde ich es übersetzen.« Und dann zu Tom: »Es sieht also so aus, als sei Derwatt nach England hinein- und vielleicht auch wieder herausgekommen wie weiland der Scarlet Pimpernel oder wie ein Geist.« Er lachte und fragte dann Bernard: »Mr. Tufts, Sie haben Derwatt doch früher gekannt, soviel ich weiß. Haben Sie ihn in London gesehen?«

»Nein.«

»Aber Sie sind doch sicher zu seiner Ausstellung gegangen?« Websters strahlendes Lächeln war ein irrer Kontrast zu Bernards düsterer Miene.

»Nein. Ich werde vielleicht später gehen«, sagte Bernard ernst. »Im Augenblick – regt mich alles auf, das mit ihm zusammenhängt.«

»Warum das?« Webster schien Bernard jetzt mit anderen Augen anzusehen.

»Weil – ich halte viel von ihm. Und ich weiß, er mag kein Aufsehen, keine Publicity. Ich dachte – wenn das alles vorüber ist, dann werd ich ihn vielleicht aufsuchen,

bevor er nach Mexiko zurückfährt.«

Webster lachte und schlug sich auf den Schenkel. »Also, wenn Sie ihn finden, müssen Sie uns sagen, wo er ist. Wir würden uns gern mal mit ihm unterhalten wegen der Frage der Fälschungen. Mit Mr. Banbury und Mr. Constant habe ich gesprochen; die haben auch ›Die Uhr‹ gesehen und sagen, das Bild sei echt, aber das würden sie wohl auf jeden Fall behaupten« – mit einem lächelnden Seitenblick auf Tom –, »denn sie haben das Bild ja verkauft. Sie behaupten auch, Derwatt habe es vorbehaltlos als sein Bild anerkannt. Aber schließlich habe ich dafür jetzt auch nur Mr. Banbury und Mr. Constants Aussage, da ich weder Derwatt noch Murchison finden kann. Es wäre ganz interessant, wenn Derwatt das Bild nicht anerkannt oder Zweifel geäußert hätte, dann wäre – ach was, ich bin nicht dazu da, um mysteriöse Geschichten zu schreiben oder auszudenken.« Webster lachte herzlich, wobei die Mundwinkel lustig nach oben gingen, und er rollte ein Stückchen auf dem Sofa entlang. Das Lachen war offen und ansteckend, trotz der reichlich großen und etwas vertanen Zähne, was Webster hatte sagen wollen: Dann wäre es für die beiden Buckmaster-Leute das Gegebene gewesen, Derwatt irgendwo einzuschließen oder von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Und ebenso Murchison. Er sah Webster an und sagte: »Aber Mr. Murchison hat mir doch erzählt von seiner Unterhaltung mit Derwatt. Er sagte, Derwatt habe das Bild anerkannt. Was Mr. Murchison immer noch wurmte, war der Gedanke, Derwatt könne vielleicht vergessen haben, daß er es gemalt hat. Oder vielleicht müßte ich sagen: daß er es *nicht* gemalt hat. Aber Derwatt hat sich ja anscheinend daran erinnert.« Jetzt lachte Tom ebenfalls.

Webster sah Tom an, zuckte mit den Wimpern und

schwieg höflich. Es war, als habe er gesagt: ›Jetzt habe ich also auch noch Ihre Aussage. Wieviel sie wert ist, steht dahin.‹ Nach kurzer Pause sagte Webster: »Ich bin ziemlich sicher, daß irgend jemand aus irgendeinem Grunde es für ratsam hielt, Thomas Murchison verschwinden zu lassen. Was kann ich auch sonst annehmen?« Höflich übersetzte er das Gesagte für Mme. Annette. Sie sagte: »*Tiens!*«, und Tom spürte ihren *frisson* des Schreckens, obwohl er sie nicht ansah.

Webster ahnte zum Glück nichts davon, daß er Jeff und Ed kannte. Eigentlich komisch, daß er nicht direkt danach fragte. Oder ob Jeff und Ed ihm bereits gesagt hatten, daß sie Tom Ripley flüchtig kannten, denn er hatte ja zwei Bilder von ihnen gekauft? »Mme. Annette, ob Sie uns wohl eine Tasse Kaffee machen würden? Trinken Sie auch Kaffee, Inspektor, oder lieber etwas anderes?«

»Ich habe einen Dubonnet auf Ihrem Barwagen stehen sehen. Ob ich davon ein Gläschen haben könnte, mit etwas Eis und einem Stück Zitronenschale, wenn das nicht zuviel Mühe ist?«

Tom gab die Bitte an Mme. Annette weiter. Niemand wollte Kaffee. Chris stand gegen einen Stuhl bei der Glastür gelehnt; er wollte gar nichts. Er schien hingerissen von dem, was da vor sich ging.

»Wie kam eigentlich Murchison auf den Verdacht, sein Bild könne gefälscht sein?« fragte Webster.

Tom stieß einen nachdenklichen Seufzer aus. Die Frage war an ihn gerichtet. »Ach – er sagte etwas von dem Geist des Bildes. Und dann auch der Pinselstrich«, sagte er. Alles recht vage.

»Ich bin fest überzeugt«, sagte Bernard, »Derwatt würde eine Fälschung seiner Bilder niemals dulden. Ganz ausgeschlossen. Wenn er ›Die Uhr‹ für eine Fäl-

schung hielte, so hätte er das sofort gesagt und auch ohne Zögern gemeldet – ich weiß nicht wem, wahrscheinlich der Polizei.«

»Oder den Leuten von der Galerie Buckmaster«, meinte der Inspektor.

»Ja«, sagte Bernard fest. Er stand plötzlich auf und sagte: »Würden Sie mich einen Augenblick entschuldigen?« Er ging zur Treppe. Mme. Annette kam und brachte den Drink für Webster.

Bernard kam wieder herunter mit einem dicken braunen abgewetzten Notizbuch, in dem er suchend blätterte, als er jetzt durchs Zimmer kam. »Wenn Sie etwas über Derwatt erfahren möchten – ich habe mir hier einiges aus seinen Tagebüchern abgeschrieben. Sie waren in einem Koffer in London, als er nach Griechenland ging, und ich hatte sie mir eine Weile ausgeborgt. Sie handeln hauptsächlich von Malerei, von den Schwierigkeiten, die immer wieder auftauchen; aber die eine Eintragung – ja, hier ist sie schon. Sieben Jahre alt. Das ist der wahre Derwatt. Darf ich sie Ihnen vorlesen?«

»Ich bitte darum«, sagte Webster.

Bernard las: »Für den Künstler gibt es nur *eine* Depression: sie entsteht durch die Rückkehr zum Selbst. ›Selbst‹ hat er groß geschrieben. Dieses Selbst ist das eitle, ängstliche und egozentrische Vergrößerungsglas, das man gar nicht in die Hand nehmen sollte. Zuweilen fällt ein flüchtiger Blick darauf, mitten bei der Arbeit – das ist dann wirklich schlimm – oder zwischen zwei Bildern oder in den Ferien, die es gar nicht geben dürfte.« Bernard lachte kurz auf. »Eine solche Depression besteht, außer in einem Gefühl des Elends, in müßigen Fragen wie: Wozu das alles? Und in dem Ausruf: Wie sehr habe ich versagt! Und vor allem in der noch schlimmeren Erkenntnis, zu der ich längst hätte kommen sollen, daß

nicht einmal auf die Menschen, die mich angeblich lieben, Verlaß ist zu einer Zeit, da ich sie wirklich brauche. Man braucht sie nicht, wenn es mit der Arbeit gut vorangeht. Und ich darf mich in diesem Augenblick der Schwäche nicht sehen lassen. Es könnte sein, daß es mir später vorgeworfen wird wie eine Krücke, die hätte verbrannt werden sollen – heute. Nein, die Erinnerung an die dunklen Nächte darf nur in mir fortleben. Nächster Absatz«, sagte Bernard ehrfürchtig. »Ob Menschen, die wirklich ohne Furcht vor Repressalien offen miteinander reden können, die besten Ehen führen? Wo in aller Welt gibt es noch Güte und Vergebung? Beides sehe ich eher in den Gesichtern der Kinder, die für mich sitzen, mich ansehen, mir zuschauen mit unschuldig großen Augen, die kein Urteil fällen. Und Freunde –? Der potentielle Selbstmörder kommt zu ihnen in dem Augenblick, da er sich dem Feinde, dem Tod gegenübersteht. Und einer nach dem andern ist nicht zu Hause, geht nicht ans Telefon oder hat dringende Gründe, er kann heute abend nicht, etwas Unaufschiebbares hindert ihn. Und der Rufende ist zu stolz, um einfach zusammenzubrechen und zu sagen: ›Ich muß – ich muß dich heute sprechen. Dies ist mein letzter Versuch, Kontakt herzustellen.‹ Wie barmherzig, wie menschlich, wie groß – denn gibt es etwas Göttlicheres als Kommunikation? Ein Selbstmörder kennt ihre magischen Kräfte.« Bernard klappte das Heft zu. »Er war natürlich noch ziemlich jung, als er das schrieb. Keine dreißig.«

»Sehr eindrucksvoll«, sagte der Inspektor. »Was sagten Sie, wann er das geschrieben hat?«

»Vor sieben Jahren. Im November. Er hatte im Oktober in London einen Selbstmordversuch gemacht. Dies hat er geschrieben, während er sich erholte. Es war nicht – nicht allzu schlimm. Schlaftabletten.«

Tom hörte mit Unbehagen zu. Er hatte von diesem Selbstmordversuch nichts gewußt.

»Sie finden es vielleicht etwas melodramatisch«, sagte Bernard zu Webster. »Seine Tagebücher waren aber nicht für andere bestimmt. Die Galerie Buckmaster hat die andern. Außer wenn Derwatt es wollte . . .« Hilflös fing Bernard an zu stottern, wahrscheinlich weil er sich Mühe gab zu lügen.

»Dann ist er wohl ein Selbstmördertyp?« fragte Webster.

»O nein. Es geht sehr auf und ab mit ihm, das ist ganz normal – ich meine für einen Maler. Als er dies hier schrieb, war er bankrott. Ein Wandgemälde war ihm abgelehnt worden, und das Bild war ganz fertig. Die Leute wollten es nicht haben, weil ein paar nackte Gestalten darin waren. Es war irgendwo für ein Postamt bestimmt gewesen.« Bernard lachte, als sei das jetzt völlig egal.

Websters Gesicht blieb merkwürdig ernst und nachdenklich.

»Ich wollte Ihnen damit nur zeigen, daß Derwatt ein ehrlicher Mensch ist«, fuhr Bernard unbekümmert fort. »Ein unaufrichtiger Mensch hätte dies nicht schreiben können – und auch alles andere nicht, was er da über Malerei oder auch über das Leben selbst geschrieben hat.« Bernard klopfte mit den Fingern auf das kleine Buch. »Ich war einer derjenigen, die keine Zeit für ihn hatten, als er uns brauchte. Ich hatte keine Ahnung, wie schlecht es ihm ging. Keiner von uns wußte das. Er brauchte sogar Geld und war doch zu stolz, um darum zu bitten. So ein Mann stiehlt nicht und macht auch keine Fälschungen mit.«

Tom dachte, der Inspektor werde jetzt mit angebrachter Feierlichkeit erwidern: »Ja, ich verstehe«, aber er sagte nichts, sondern blieb nur mit gespreizten Knien nach-

denklich sitzen, die eine Hand innen an den Schenkel gelegt.

»Ich finde das fabelhaft, was Sie da vorgelesen haben«, sagte Chris in das lange Schweigen hinein. Als niemand etwas erwiderte, zog er den Kopf ein und hob ihn dann wieder, wie um seine Ansicht zu vertreten.

»Sind da noch spätere Eintragungen?« fragte Webster. »Wissen Sie, es interessiert mich, was Sie vorgelesen haben, aber –«

»Ja, ein paar«, sagte Bernard und blätterte. »Hier – aber die ist auch sechs Jahre alt. Zum Beispiel: ›Das ewige Nicht-Erreichen ist das einzige, das dem Schaffensakt den Schrecken nimmt.‹ Derwatt hat immer – immer viel Achtung für seine Gaben gehabt. Ich kann das sehr schlecht ausdrücken.«

»Ich denke, ich verstehe Sie«, sagte Webster.

Tom spürte sofort Bernards deutliche, fast persönliche Enttäuschung. Er warf einen Blick auf Mme. Annette, die diskret im Hintergrund – zwischen dem Türbogen und dem Sofa stand.

»Haben Sie in London überhaupt mit Derwatt gesprochen – am Telefon vielleicht?« fragte Webster Bernard.

»Nein«, sagte Bernard.

»Oder mit Banbury oder Constant, während Derwatt dort war?«

»Nein. Ich sehe sie nicht sehr oft.«

Kein Mensch würde denken, daß Bernard log, dachte Tom. Er sah aus wie die Redlichkeit in Person.

»Aber Sie stehen doch gut mit ihnen?« Webster legte den Kopf ein wenig auf die Seite, als wolle er sich für die Frage entschuldigen. »Soviel ich weiß, kannten Sie sie ja vor Jahren, als Derwatt noch in London wohnte?«

»O ja, natürlich. Nur gehe ich nicht viel aus in London.«

»Wissen Sie vielleicht, ob Derwatt Freunde hat«, fuhr Webster mit seiner sanften Stimme, zu Bernard gewandt, fort, »die vielleicht einen Hubschrauber haben oder ein Boot oder mehrere und die ihn nach England gebracht und auch wieder herausgebracht haben könnten wie eine siamesische Katze oder einen Pakistani?«

»Das weiß ich nicht. Ich kenne sie jedenfalls nicht.«

»Noch etwas. Sie haben doch sicher an Derwatt in Mexiko geschrieben, als Sie erfuhren, daß er am Leben war, nicht?«

»Nein, das habe ich nicht.« Bernard schluckte, und der große Adamsapfel sah aus wie in Bedrängnis. »Wie gesagt, ich habe wenig Kontakt mit – mit Jeff und Ed. Und sie kennen auch Derwatts Dorf nicht, das weiß ich, denn die Bilder werden immer in Vera Cruz verschifft. Ich dachte, wenn Derwatt wollte, hätte er mir ja schreiben können. Da er das nicht tat, habe ich ihm auch nicht geschrieben. Ich fand –«

»Ja? Sie fanden –?«

»Ich fand, er hatte genug durchgemacht. Seelisch vor allem. In Griechenland oder auch vorher schon. Ich dachte, das alles hätte ihn verändert und ihn vielleicht sogar innerlich getrennt von seinen früheren Freunden, und wenn er mir nicht schreiben wollte, dann mußte ich das akzeptieren. Das war seine Art, die Dinge anzusehen, zu – zu handhaben.«

Tom war zum Heulen zumute, so sehr fühlte er mit Bernard. Herrgott, Bernard tat das Menschenmögliche, und ihm war dabei so elend wie einem Laien, der auf der Bühne zu spielen versucht und nur den einen Wunsch hat, daß es bald zu Ende sein möge.

Inspektor Webster blickte erst Tom an und dann Bernard. »Merkwürdig – Sie glauben, Derwatt war in –«

»Ich glaube, Derwatt stand alles bis zum Hals«, unter-

brach ihn Bernard. »Er hatte genug von den Menschen, als er nach Mexiko ging. Wenn er Einsamkeit wünschte, so wollte ich ihn nicht stören. Ich hätte nach Mexiko fahren und ihn suchen können bis zum Ende aller Tage –ich meine, bis ich ihn gefunden hätte.«

Beinahe glaubte Tom die Worte, die er eben gehört hatte. Er mußte sie glauben, sagte er sich, also begann er sie zu glauben. Er ging hinüber an die Hausbar, um Websters Glas noch einmal zu füllen.

»Hm-m. Ja. Und jetzt – wenn Derwatt wieder zurückgeht nach Mexiko – vielleicht ist er ja schon fort –, dann wissen Sie also auch nicht, wohin Sie ihm schreiben könnten?« fragte Webster.

»Nein, selbstverständlich nicht. Ich weiß nur, daß er malt – und daß er glücklich ist. Das nehme ich an.«

»Und die Leute von der Galerie? Die wissen auch nicht, wo er ist?«

Wieder schüttelte Bernard den Kopf. »Nein, soviel ich weiß, wissen sie es auch nicht.«

»Wo schicken sie das Geld hin, das ihm zusteht?«

»Ich glaube – an eine Bank in Mexico City, die es ihm dann weiterleitet.«

Danke für diese glatte Antwort, dachte Tom, als er sich bückte, um den Dubonnet einzuschenken. Er ließ etwas Platz im Glas für das Eis und holte den Behälter vom Wagen. »Wollen Sie mit uns essen, Inspektor? Ich habe meiner Haushälterin Bescheid gesagt, daß Sie wohl bleiben würden.«

Mme. Annette war in der Küche verschwunden.

»Nein, nein, vielen Dank«, sagte Webster lächelnd. »Ich bin zum Essen verabredet mit einigen Beamten in Melun – das ist die einzige Zeit, wo wir uns in Ruhe unterhalten können, glaube ich. Sehr französisch, nicht wahr? Um Viertel vor eins soll ich in Melun sein, ich muß

jetzt also wohl ein Taxi bestellen.«

Tom rief den Autoruf in Melun an und bestellte einen Wagen.

»Ich würde gern noch einen Blick in Ihren Garten werfen«, sagte Webster. »Er sieht herrlich aus.«

Es wäre denkbar gewesen, daß seine Bitte einfach einem Stimmungswechsel entsprach – so wie jemand darum bittet, die Rosen besichtigen zu dürfen, um einer todlangweiligen Unterhaltung beim Tee zu entkommen. Aber Tom glaubte nicht, daß es das war.

Chris wäre gern mitgegangen, er war so hingerissen von dem Vertreter der britischen Polizei, aber Tom warf ihm einen abweisenden Blick zu und ging allein mit dem Inspektor nach draußen. Sie schritten die Steintreppe hinab, wo Tom beinahe hingefallen wäre gestern – gestern erst! –, als er hinter dem regendurchnässten Bernard herlief. Die Sonne schien bläulich, das Gras war fast trocken. Der Inspektor schob die Hände in die leicht ausgebeulten Hosen. Webster verdächtigte ihn vielleicht nicht gerade, dachte Tom, etwas Verbotenes getan zu haben, aber er spürte, daß hier nicht alles in Ordnung war. *Ich diene meinem Staat nicht treu, das weiß er . . .* Ein seltsamer Morgen für ein Zitat aus Shakespeare.

»Apfelbäume. Pfirsiche. Sie haben es wirklich wunderbar hier. Haben Sie eigentlich einen Beruf, Mr. Ripley?«

Die Frage war scharf und unumwunden, wie bei der Einwanderungsbehörde, aber daran war Tom gewöhnt. »Ich arbeite im Garten, ich male, lese, studiere, was ich Lust habe. Ich habe keinen Beruf im Sinne einer Anstellung in Paris, die mich zwingt, täglich oder auch nur wöchentlich in die Stadt zu fahren. Ich fahre selten nach Paris.« Tom nahm einen Stein, der die Rasenfläche verunzierte, und warf ihn gegen einen Baumstamm. *Tockkk!*

klang der Aufprall, und ein Stich fuhr ihm durch das verzerrte Fußgelenk.

»Und der Wald hier – gehört der auch Ihnen?«

»Nein. Soviel ich weiß, ist das Gemeindeforst. Oder staatlich. Ich hol mir manchmal ein bißchen Feuerholz, Reisig oder so, von umgefallenen Bäumen. Möchten Sie ein Stück da entlanggehen?« Er wies auf den Fußweg.

Webster ging ein paar Schritte in den Weg hinein, blickte weiter hinunter und kehrte dann um. »Nein, danke schön, jetzt nicht mehr. Ich sehe mich wohl besser mal nach meinem Taxi um, nicht wahr.«

Das Taxi stand vor der Tür, als sie zum Hause zurückkehrten.

Tom – und ebenso Chris – verabschiedete sich von dem Inspektor. Tom wünschte ihm *Bon appétit*.

»Also so was!« sagte Chris bewundernd. »Fabelhaft. Haben Sie ihm das Grab im Wald gezeigt? Ich habe nicht aus dem Fenster gesehen, ich dachte, es wäre unhöflich.«

Tom lächelte. »Nein.«

»Ich wollte es noch erwähnen, aber dann dachte ich, es wäre doch idiotisch, Leute auch noch auf die falsche Spur zu bringen.« Chris lachte. Sogar die Zähne glichen Dickies: scharfe Schneidezähne und die andern alle ziemlich eng gestellt. »Was für ein Bild! Stellen Sie sich vor, der hätte das ausgegraben und nach Murchison gesucht!« Wieder brach Chris in Lachen aus.

Tom stimmte mit ein. »Ja – und wo ich ihn doch nach Orly gebracht habe, wie ist er dann bloß hierher zurückgekommen?«

»Wer hat ihn umgebracht?« fragte Chris.

»Gott, ich glaube gar nicht, daß er tot ist«, sagte Tom.

»Nein? Entführt dann?«

»Weiß ich nicht. Kann sein. Mit seinem Bild. Ich habe

wirklich keine Idee. Wo ist Bernard?«

»Rauf gegangen.«

Tom ging nach oben. Bernards Tür war geschlossen. Tom klopfte an und hörte ein Gemurmel als Antwort. Bernard saß mit verschränkten Händen auf dem Bett-
rand. Er sah erschöpft aus – als sei er am Ende.

Tom sagte so heiter, wie er es fertigbrachte: »Das war sehr gut, Bernard. *Tout va bien.*«

»Ich hab versagt«, antwortete Bernard mit kummervollen Augen.

»Was soll das heißen? Du warst großartig.«

»Ich hab versagt. Deshalb hat er all die Fragen gestellt, nach Derwatt, wo er in Mexiko zu finden ist und so. Derwatt hat versagt, und ich auch.«

Das Mittagessen war eins der schlimmsten, die Tom je durchgestanden hatte – fast so schrecklich wie damals das Essen mit Heloise und ihren Eltern, als sie soeben erfahren hatten, daß Heloise und Tom schon verheiratet waren. Aber wenigstens dauerte es heute nicht so lange. Bernard sah aus wie ein hoffnungslos deprimierter Schauspieler, der gerade eine Vorstellung hinter sich gebracht hat und sie für miserabel hält. Dafür gab es keinerlei Trost. Er war erschöpft – das hatte Tom gewußt – wie jemand, der sein Äußerstes und Bestes gegeben hat.

»Gestern nacht«, sagte Chris und nahm den letzten Schluck aus einem Glas Milch, das er zusammen mit dem Wein trank, »da habe ich einen Wagen gesehen, der kam rückwärts aus dem kleinen Waldweg. Muß ungefähr ein Uhr gewesen sein. Hatte aber wohl nichts weiter auf sich. Er hatte nur ganz wenig Licht an – als ob er nicht gesehen werden wollte.«

»Na ja, vermutlich ein Liebespaar«, sagte Tom. Ob Bernard hierauf reagieren würde, und wie? Aber Bernard hatte offenbar gar nichts gehört. Er bat jetzt um Entschuldigung, erhob sich und ging hinaus.

»Zu dumm, daß es ihm so schlecht geht«, sagte Chris, als Bernard außer Hörweite war. »Ich werde jetzt lieber gleich gehen. Hoffentlich bin ich nicht schon zu lange geblieben.«

Tom wollte die Nachmittagszüge nachsehen, aber Chris hatte einen neuen Plan. Er wollte per Anhalter nach Paris fahren und war von dieser Idee nicht mehr abzubringen. Das war doch mal ein Abenteuer, fand er. Die Alternative, das wußte Tom, war ein Zug kurz vor fünf. Chris kam mit seinen Koffern herunter und trat in die Kü-

che, um sich von Mme. Annette zu verabschieden.

Sie gingen hinaus in die Garage.

»Bitte grüßen Sie Bernard noch von mir, ja?« bat Chris. »Seine Tür war zu – er wollte wohl nicht gestört werden, aber ich möchte nicht, daß er mich für unhöflich hält.«

Tom versicherte ihm, er werde das regeln. Er holte den Alfa Romeo aus der Garage, und sie fuhren los.

»Sie können mich irgendwo absetzen, egal wo«, sagte Chris.

Am besten war es wohl in Fontainebleau, meinte Tom, beim Denkmal an der Ausfallstraße nach Paris. Chris sah genauso aus, wie er in Wirklichkeit war: groß und frisch, ein junger Amerikaner auf Europa-Urlaub, weder arm noch reich. Tom war überzeugt, er werde sehr schnell einen Lift nach Paris bekommen.

»Soll ich Sie in ein paar Tagen mal anrufen?« fragte Chris. »Mich interessiert es natürlich, wie die Sache jetzt weitergeht. Ich werd mir auch die Zeitungen ansehen.«

»Ich kann Sie ja anrufen«, erwiderte Tom. »Wie war noch das Hotel – Louisiane, rue de Seine, nicht wahr?«

»Ja. Und haben Sie sehr herzlichen Dank, Tom. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr es mich gefreut hat, ein Haus in Frankreich von innen kennenzulernen!«

Doch, das konnte er schon ausdrücken. Aber es war ja auch gar nicht nötig, dachte Tom, als er sich jetzt auf den Heimweg machte und schneller fuhr als sonst. Schwere Sorgen bedrückten ihn, obwohl er nicht genau sagen konnte, worum er sich Sorgen machen sollte. Er hatte ein Gefühl der Einsamkeit; die Verbindung mit Jeff und Ed war abgerissen, und sie jetzt wiederaufzunehmen, war nicht ratsam. Am besten war es wohl, wenn er Bernard zum Bleiben bewegen konnte. Vielleicht war das schwierig. Aber wenn Bernard jetzt nach London zurückfuhr,

dann lief da immer noch die Derwatt-Ausstellung. Plakate auf den Straßen, er traf vielleicht Jeff und Ed, die sicher selbst auch voller Angst und Sorge waren. Tom stellte den Wagen in die Garage, ging hinauf zu Bernard und klopfte.

Keine Antwort.

Er öffnete die Tür. Das Bett war ebenso gemacht wie morgens, als Bernard drauf gesessen hatte, man sah noch die leicht eingedrückte Stelle. Aber seine Sachen waren alle fort, der Seesack und auch der ungebügelte Anzug, den Tom in den Schrank gehängt hatte. Er warf einen schnellen Blick in sein eigenes Schlafzimmer. Auch dort war Bernard nicht, und nirgends lag ein Brief oder ein Zettel. Mme. Clusot fuhrwerkte in seinem Zimmer mit dem Staubsauger herum, und Tom sagte »*Bonjour, Madame*« und ging dann nach unten.

»Mme. Annette!«

Sie war nicht in der Küche, sondern in ihrem Schlafzimmer. Tom klopfte an, und als sie etwas rief, trat er ein. Sie lag unter einer lila gestrickten Überdecke auf ihrem Bett und las *Marie-Claire*.

»Lassen Sie sich bitte nicht stören, Madame«, sagte er. »Ich wollte bloß fragen, wo M. Bernard ist.«

»Ist er nicht in seinem Zimmer? Vielleicht macht er einen Spaziergang.«

Tom hatte keine Lust, ihr mitzuteilen, daß Bernard offenbar seine Sachen mitgenommen und das Haus verlassen hatte. »Er hat nichts gesagt, nein?«

»Nein, M'sieur.«

»Na gut.« Ein etwas mühsames Lächeln erschien auf Toms Gesicht. »Wir brauchen uns wohl keine Sorgen zu machen. Hat jemand angerufen?«

»Nein, M'sieur. Und wie viele haben wir heute abend zum Essen?«

»Ich denke zwei, Mme. Annette. Danke schön.« Bernard war bis dahin wohl zurück, dachte Tom. Er ging hinaus und schloß die Tür.

Herrgott noch mal. Was er jetzt brauchte, waren ein paar beruhigende Goethe-Verse. *Der Abschied* oder so was: ein bißchen deutsche Gründlichkeit, Goethescher Sinn für Überlegenheit – und vielleicht ein Schuß Genie. Das war jetzt das Richtige. Er zog einen Band mit Goethes Gedichten aus dem Bücherbord und öffnete es – Schicksal oder unbewußte Fügung? – auf der Seite, auf der *Der Abschied* stand. Er kannte das Gedicht fast auswendig, nur hätte er nie den Mut gehabt, es jemandem aufzusagen, weil er seine Aussprache nicht für einwandfrei hielt. Schon die ersten Zeilen bewegten ihn jetzt:

Laß mein Aug´ den Abschied sagen
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist es zu tragen!
Und ich bin –

Er fuhr leicht zusammen, als draußen eine Wagentür zuschlug. Jemand war angekommen. Sicher Bernard – er hatte wohl ein Taxi genommen.

Aber es war Heloise. Da stand sie, ohne Hut, mit langwehendem blondem Haar, und wühlte in ihrem Geldtäschchen.

Tom stürzte zur Tür und riß sie auf. »Heloise!«

»Oh, *Tome!*«

Sie küßten sich. Oh, *Tome!* Oh, *Tome!* Die zärtliche und immer noch etwas fremde Aussprache entzückte Tom wie immer.

»Du bist ganz verbrannt!« sagte Tom auf Englisch; er meinte sonnengebräunt. »Laß, ich bezahl schon. Wieviel ist es?«

»Hundertvierzig Francs.«

»Hundesohn. Von Orly bis –« Er verschluckte auch im Englischen die Worte, die ihm auf der Zunge lagen, bezahlte den Fahrer und trug das Gepäck ins Haus, wobei ihm der Fahrer nicht half.

»Himmlisch, wieder zu Hause zu sein!« sagte Heloise und reckte sich. Ein großer leinenartiger Beutel – ein Mitbringsel aus Griechenland – flog auf das gelbe Sofa. Sie trug braunlederne Sandalen, ausgestellte rosa Hosen und eine verwaschene grünblaue amerikanische Jacke. Wo hatte sie bloß die Jacke her?

»Alles im Lot. Mme. Annette ruht sich gerade aus in ihrem Zimmer.« Tom war ins Französische übergegangen.

»Oh, was hatte ich für scheußliche Ferien!« Heloise ließ sich auf das Sofa fallen und zündete eine Zigarette an. Sie brauchte jetzt bestimmt mehrere Minuten, bevor sie sich beruhigt hatte; und Tom fing daher an, ihre Sachen nach oben zu tragen. Bei einem Koffer schrie sie auf, weil er etwas enthielt, das unten bleiben sollte; er ließ ihn also stehen und nahm einen anderen.

»Mußt du unbedingt gleich so amerikanisch und so tüchtig sein?«

Was sollte er sonst tun – stehen bleiben und warten, bis sie zur Ruhe kam? »Ja, muß ich.« Er brachte den Rest in ihr Zimmer.

Als er herunterkam, war Mme. Annette im Wohnzimmer und unterhielt sich mit Heloise über Griechenland, die Jacht, das Haus dort (anscheinend in einem kleinen Fischerdorf), aber offenbar noch nicht über Murchison. Mme. Annette hatte Heloise sehr gern, weil sie es liebte, jemanden zu bedienen, und Heloise ließ sich gern bedienen. Sie wollte jetzt gar nichts haben, aber auf Mme. Annettes Drängen gab sie nach und erbat eine Tasse Tee.

Dann fing Heloise an, ihrem Mann von dem Urlaub auf der ›Princesse de Grèce‹ zu erzählen, einer Jacht, die

diesem Dummkopf Zeppo gehörte, bei dessen Namen Tom immer an zwei amerikanische Komiker denken mußte. Tom hatte Bilder von ihm gesehen: ein richtiger behaarter Waldaffe, eingebildet wie alle griechischen Tankerkönige, und dabei war er bloß der Sohn eines mittleren Grundstücksmaklers, also ein sehr kleiner Fisch. Der Vater war ein Blutsauger ersten Ranges und wurde – nach den Berichten von Zeppo und Heloise – seinerseits ausgenommen von den faschistischen Offizieren in Griechenland; immerhin aber verdiente er noch so viel Geld, daß sein Sohn auf einer Jacht durch die Ägäis kreuzen, die Fische mit Kaviar füttern und den Swimming-pool an Bord mit Sekt füllen lassen konnte, der dann angewärmt wurde, damit man darin schwimmen konnte. »Zeppo mußte den Sekt verstecken, deshalb ließ er ihn in den Swimming-pool laufen«, erklärte Heloise.

»Und wer ist mit Zeppo ins Bett gestiegen? Hoffentlich doch nicht die Frau des amerikanischen Präsidenten, was?«

»Ach – alle«, sagte Heloise auf Englisch, voller Verachtung, und stieß den Rauch aus.

Heloise sicher nicht, dachte Tom. Heloise war zwar einem Flirt nicht immer abgeneigt, aber Tom war ganz sicher, daß sie seit ihrer Heirat mit keinem anderen ins Bett gegangen war. Gott sei Dank nicht mit Zeppo, diesem Gorilla. So etwas lag ihr absolut nicht. Andererseits . . . es hörte sich zwar widerlich an, wie Zeppo die Frauen behandelte; aber insgeheim dachte Tom – was er niemals einer Frau zu sagen gewagt hätte –, daß Frauen, die sich so etwas von Anfang an gefallen ließen, um ein Brillantarmband oder eine Villa im Süden Frankreichs zu ergattern, keinen Grund hatten, sich später über die Behandlung zu beschweren. Heloise schien sich da unten hauptsächlich über die Eifersucht einer Dame Norita ge-

ärgert zu haben, weil ein gewisser männlicher Gast auf der Jacht Heloise einige Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Tom ließ den ganzen Klatsch an sich vorüberrauschen, ohne viel zuzuhören. Er überlegte, wie er Heloise einiges von dem, was er auf dem Herzen hatte, erzählen sollte, ohne sie zu beunruhigen.

Außerdem erwartete er jeden Augenblick, daß Bernards lange magere Gestalt an der Tür auftauchte. Er ging langsam im Zimmer auf und ab und warf bei jeder Wendung einen Blick auf die Haustür. »Du, ich bin nach London gefahren.«

»Ja –? Wie war's denn?«

»Ich hab dir was mitgebracht.« Er lief – sein Fuß war schon viel besser – schnell nach oben und kam mit der Carnaby-Hose zurück, die Heloise gleich im Eßzimmer anprobierte. Sie paßte gut.

»Himmlisch!« sagte sie und fiel ihm mit einem Kuß um den Hals.

»Ich hatte jemand mit hergebracht – einen Mann. Er hieß Thomas Murchison.« Jetzt hatte Tom den Anfang gefunden. Er berichtete, was geschehen war.

Heloise hatte von dem Verschwinden des Amerikaners noch nichts gehört. Tom erklärte ihr, daß Murchison ›Die Uhr‹ für eine Fälschung gehalten habe, und sagte, er selbst sei überzeugt, daß da keinerlei Betrugsmanöver mit den Derwattschen Bildern vorlag; er habe also, genau wie die Polizei, auch keine Erklärung für Murchisons Verschwinden. Heloise hatte ebensowenig Ahnung von den Fälschungen wie von den Einkünften, die Tom aus der Firma Derwatt Ltd. bezog: etwa 12 000 Dollar jährlich, das war der gleiche Betrag wie das Einkommen aus den Aktien, die er von Dickie Greenleaf erhalten hatte. Heloise interessierte sich zwar für Geld, aber nicht besonders für seine Herkunft. Der Haushalt wurde etwa je zur Hälfte

von Toms Einkünften und von dem Geld bestritten, das sie von ihrer Familie erhielt, aber das hatte sie niemals Tom vorgehalten; er wußte auch, es war ihr völlig egal, und das schätzte er an ihr. Er hatte ihr mal erzählt, er habe vor Jahren Derwatt Ltd. bei der Organisation und Einrichtung des Geschäftes geholfen, lange bevor er und Heloise sich kennenlernten, und deshalb habe die Firma darauf bestanden, ihn mit einem kleinen Prozentsatz am laufenden Gewinn zu beteiligen. Das Geld wurde ihm entweder überwiesen oder von der New Yorker Firma verwaltet, die den Vertrieb der Derwatt-Zeichenartikel übernommen hatte. Ein Teil des Geldes wurde in New York angelegt, den Rest ließ sich Tom in französischem Geld in Frankreich auszahlen.

Der Leiter der Zeichenartikel-Filiale – zufällig auch ein Grieche – wußte, daß Derwatt nicht existierte und daß die Bilder nachgeahmt wurden.

»Noch etwas«, fuhr Tom dann fort. »Ich hatte noch einen Gast, Bernard Tufts, ich glaube, du hast ihn nie kennengelernt. Er war ein paar Tage hier, und heute nachmittag ist er offenbar weggegangen – mit seinen Sachen. Ich habe keine Ahnung, ob er noch mal wiederkommt oder nicht.«

»Bernard Tufts? Ein Engländer?«

»Ja. Ich kenne ihn auch nicht sehr gut. Er ist mit Bekannten von mir befreundet. Er ist Maler, weißt du, und im Augenblick ist er ein bißchen down, irgendwas war mit seiner Freundin los. Wahrscheinlich ist er nach Paris gefahren. Aber ich wollt's dir doch erzählen, falls er zurückkommt.« Tom lachte. Eigentlich war er jetzt schon überzeugt, daß Bernard nicht wiederkam. Ob er vielleicht ein Taxi nach Orly genommen und dort einfach das nächste Flugzeug nach London bestiegen hatte? »Und dann – noch etwas: morgen abend sind wir zum Essen bei

Berthelins eingeladen. Sie werden sich riesig freuen, daß du wieder da bist! Ach ja, das habe ich fast vergessen, es war ja noch ein Gast hier: Christopher Greenleaf, ein Vetter von Dickie. Der hat hier zwei Nächte geschlafen. Das hatte ich dir auch geschrieben – hast du meinen Brief nicht bekommen?« Nein, und das war auch nicht möglich, er hatte ihn ja erst Dienstag abgeschickt.

»*Mon dieu*, was du alles erlebt hast«, sagte Heloise auf Englisch, und in ihrer Stimme war eine Spur von Eifersucht zu hören. »Habe ich dir gefehlt, *Tome*?«

Er schlang die Arme um sie. »Ja, du hast mir gefehlt. Sehr.«

Das Mitbringsel für das untere Zimmer, das Heloise jetzt auspackte, war eine Vase, breit und gedungen, mit zwei Griffen und zwei schwarzen Bullen, die die Köpfe gegeneinander senkten. Sie war recht hübsch, und Tom fragte nicht, ob sie wertvoll oder alt oder sonstwas sei; das war ihm in diesem Augenblick alles egal. Er legte eine Schallplatte auf: Vivaldis *Vier Jahreszeiten*. Heloise war oben mit Auspacken beschäftigt und wollte dann ein Bad nehmen.

Um halb sieben war Bernard immer noch nicht wieder da. Tom hatte irgendwie das Gefühl, er sei in Paris, nicht in London, aber es war nur ein Gefühl und nichts, auf das er sich verlassen konnte. Er und Heloise aßen zu Hause, und während des Essens schwatzte Mme. Annette mit Heloise und erzählte von dem Engländer, der morgens dagewesen war und sich nach M. Murchison erkundigt hatte. Das alles interessierte Heloise nicht allzu sehr und beunruhigte sie erst recht nicht, das merkte Tom. Sie zeigte mehr Interesse für Bernard.

»Glaubst du, er kommt noch mal wieder? Vielleicht heute abend?«

»Ach – eigentlich glaube ich das jetzt nicht mehr«,

sagte Tom.

Donnerstag Morgen kam und ging ruhig und ohne Telefonanrufe, nur Heloise rief ein paar Leute in Paris an, darunter ihren Vater in seinem Pariser Büro. Sie trug jetzt verblichene Leinenhosen und ging barfuß im Hause umher. In Mme. Annettes *Parisien* stand nichts über Murchison. Als Mme. Annette nachmittags ausgegangen war – sie wollte Besorgungen machen, aber der Hauptzweck war sicher ein Besuch bei Mme. Yvonne, der sie von Heloises Rückkehr und von dem Besuch des Londoner Polizeibeamten erzählen wollte –, lag Tom müde und glücklich mit Heloise auf dem gelben Sofa, den Kopf an ihrer Brust. Geliebt hatten sie sich schon morgens. Erstaunlich eigentlich: es war doch angeblich so etwas Dramatisches, doch für Tom war es weniger wichtig als die Tatsache, daß er am Abend zuvor mit Heloise in den Armen eingeschlafen war. Sie sagte oft: »Mit dir ist es schön zu schlafen – du bist nicht wie ein Erdbeben, wenn du dich nachts umdrehst. Ich merke oft gar nicht, wenn du dich umdrehst!« Das freute Tom. Er hatte sie niemals gefragt, wer die Erdbeben gewesen waren. Heloise existierte einfach. Für Tom war das seltsam: er wußte gar nicht, was sie eigentlich für ihren Lebenszweck hielt. Sie war wie ein Bild an der Wand. Vielleicht, sagte sie manchmal, würde sie eines Tages Kinder haben wollen. Inzwischen existierte sie. Tom konnte zwar auch nicht von sich behaupten, daß er irgendwelche Lebenszwecke habe, jetzt, da er sein heutiges Leben erreicht hatte; aber es trieb ihn doch dazu, sich die Freuden zu sichern, die ihm erreichbar waren, und eben dieser Trieb fehlte offenbar bei Heloise – vielleicht weil sie von Kindheit an immer alles bekommen hatte, was sie sich wünschte. Manchmal überkam ihn ein seltsames Gefühl, wenn er mit ihr schlief, weil er sich so getrennt, so uneins mit ihr fühlte –

ihm war, als freue er sich an etwas Leblosem, Unwirklichem, an einem Körper ohne eigenes Ich. Oder war das vielleicht seine eigene Tendenz zum Puritanismus? Vielleicht hatte er insgeheim Angst, sich selbst ganz hinzugeben und zu sagen: »Wenn ich Heloise nicht hätte – wenn ich sie verlöre, könnte ich nicht mehr leben.« Er wußte, er war zu dieser Haltung durchaus fähig, selbst in bezug auf Heloise, aber er gestand es sich nicht gern ein, er wollte es nicht wahrhaben, und zu Heloise hatte er natürlich nie ein Wort davon gesagt, denn wie die Dinge im Augenblick lagen, wäre es nicht die Wahrheit. Eine so völlige Abhängigkeit von ihr war für ihn gegenwärtig nur eine theoretische Möglichkeit. Mit Sex hatte sie nichts zu tun; davon war er nicht eigentlich abhängig. Es war eher – Heloise machte sich zum Beispiel über die gleichen Dinge lustig wie er. Sie war in gewisser Weise ein Partner, wenn auch ein passiver Partner. Mit einem Jungen oder Mann zusammen hätte Tom vielleicht häufiger herzlich gelacht; es mochte sein, daß darin der Hauptunterschied lag. Er entsann sich an ein Gespräch mit Heloises Eltern, bei dem er geäußert hatte: »Bestimmt ist jedes Mitglied der Mafia kirchlich getauft – und was haben sie davon?« Heloise hatte gelacht, aber die Eltern nicht. Auf vorsichtiges Fragen hatten sie dann herausbekommen, daß Tom in Amerika nicht getauft worden war – seine Angaben waren hier etwas vage, aber jedenfalls hatte seine Tante Dottie eine Taufe niemals erwähnt. Seine Eltern waren ertrunken, als er noch ganz klein war; von ihnen hatte er daher niemals etwas über die Sache erfahren. Aber er konnte unmöglich den Plissons, die katholisch waren, erklären, daß in Amerika Taufe und Messe und Beichte und durchbohrte Ohrläppchen und Hölle und die Mafia alles irgendwie katholisch und nicht protestantisch anmutete. Er war zwar vermutlich keins von beiden,

aber jedenfalls stand es fest, daß er nicht katholisch war.

Heloise hatte für ihn am meisten Leben, wenn sie einen Wutanfall bekam. Es gab da verschiedene Arten. Die Anfälle wegen einer verspäteten Lieferung von irgendwas aus Paris zählte Tom gar nicht. Bei solchen Gelegenheiten schwor Heloise, den-und-den Laden werde sie nie, nie wieder betreten; aber diese Schwüre wurden selten gehalten. Dramatischer waren die Zornesausbrüche aus Langeweile oder verletzter Eitelkeit; sie kamen auch vor, wenn ein Gast ihr bei Tisch widersprochen oder sie widerlegt hatte. Sie nahm sich zwar zusammen, bis der Gast oder die Gäste das Haus verlassen hatten, und das war bei ihr schon allерhand; doch sobald die Tür zugefallen war, lief sie wie eine Tigerin im Zimmer auf und ab, tobte, warf die Kissen an die Wand und schrie: »*Fous-moi la paix! Salauds!*« mit Tom als einzigem Zuhörer. Er sagte dann irgend etwas Beschwichtigendes, das nicht zur Sache gehörte, und damit war Heloises Zorn plötzlich verraucht. Eine Träne rollte aus jedem Auge, und im nächsten Moment konnte sie schon wieder lachen. Das war wohl ihr lateinisches Erbe – englisch war es jedenfalls nicht.

Tom ging hinaus in den Garten und arbeitete dort etwa eine Stunde lang; dann las er eine Weile in *Les Armes Secrètes* von Julio Cortazar. Darauf ging er nach oben und machte das Porträt von Mme. Annette fertig. Heute war Donnerstag, da hatte sie Ausgang. Um sechs bat er Heloise, hereinzukommen und sich das Bild anzusehen.

»Du, das finde ich nicht schlecht. Du hast es im einzelnen nicht sehr ausgeführt, das habe ich gern. Es gefällt mir.«

Das freute Tom. »Sag ihr nichts davon«, bat er und stellte das Bild zum Trocknen mit dem Gesicht an die Wand.

Sie machten sich fertig zum Essen bei Berthelins. Kleidervorschriften gab es nicht, sie gingen in Leinenhosen. Vincent, wie viele Ehemänner, arbeitete in Paris und kam nur zum Wochenende aufs Land hinaus.

»Was hat Papa gesagt?« wollte Tom wissen.

»Er freut sich, daß ich wieder da bin.«

Papa – das wußte Tom – hielt nicht allzuviel von seinem Schwiegersohn; andererseits hatte er aber das vage Gefühl, daß Heloise ihren Mann vernachlässigte. Hier lag offenbar die Bürgertugend im Streit mit der Spürnase für gewisse Charaktereigenschaften. »Und Noëlle?« fragte er weiter. Noëlle war eine Freundin von Heloise, die in Paris wohnte.

»Och, die auch. Sie sagt, sie langweilt sich so. Sie hat den Herbst nie gemocht.«

Berthelins waren ganz wohlhabende Leute, sie hatten aber das kleine Landhaus absichtlich primitiv gehalten: die Toilette war draußen, und in der Küche gab es kein heißes Wasser. Wasser wurde in einem Kessel erhitzt, der auf dem Holzfeuerherd stand. Die andern Gäste – das englische Ehepaar Clegg – waren etwa fünfzig, im gleichen Alter wie die Gastgeber. Der Sohn der Berthelins, den Tom noch nicht kannte, war dunkelhaarig und zweiundzwanzig (das verriet Vincent Tom in der Küche, während sie beide Ricards tranken und Vincent kochte); er lebte mit seiner Freundin zusammen in Paris und war im Begriff, das Architekturstudium auf der Hochschule für bildende Künste abzubrechen, was Vincent in bösen Zorn versetzte. »Das Mädchen ist das nicht wert!« empörte er sich. »Typisch für den Einfluß Englands hier!« Vincent war Gaullist.

Das Essen war ausgezeichnet: Huhn mit Reis, Salat, Käse und Apfeltorte, die Jacqueline gebacken hatte. Toms Gedanken wanderten. Aber er war guter Laune

und sah lächelnd zu Heloise hinüber, die fröhlich von ihren griechischen Abenteuern erzählte. Nach dem Essen probierten alle den Ouzo, den sie mitgebracht hatte.

»Ein widerliches Zeug, dieser Ouzo! Schlimmer als Pernod!« sagte Heloise zu Hause, als sie vor dem Waschtisch stand und sich die Zähne bürstete. Sie war schon im Nachthemd, einem kurzen zartblauen Gebilde. Tom zog in seinem Schlafzimmer den neuen Pyjama aus London an.

»Ich geh runter und hole eine Flasche Sekt!« rief ihm Heloise zu.

»Laß doch, ich hol ihn.« Tom schlüpfte eilig in die Slippers.

»Ich muß diesen Geschmack loswerden, und außerdem hab ich Lust auf ein Glas Sekt. Die Berthelins tun wirklich wie arme Leute – was sie uns da zu trinken vorsetzten! *Vin ordinaire*.« Sie war schon auf der Treppe. Tom holte sie ein.

»Laß nur, ich hole ihn«, wehrte Heloise ab. »Du kannst das Eis holen.«

Tom mochte nicht, daß sie in den Keller ging. Er trat in die Küche und hatte gerade das Fach mit dem Eis aus dem Kühlschrank gezogen, als er einen Schrei hörte – gedämpft durch die Entfernung, aber gräßlich –, ein Schrei von Heloise. Er stürzte durch die Diele.

Ein zweiter Schrei folgte; dann stieß Tom in der unteren Toilette mit Heloise zusammen.

»Mein Gott – da unten hat sich einer erhängt!«

»Himmel!« Tom stützte sie und führte sie nach oben.

»Geh nicht runter, *Tome*! Es ist ganz furchtbar!«

Bernard, natürlich. Tom zitterte, als er mit ihr die Stufen hinaufstieg und sie auf Französisch auf ihn einredete, während er auf Englisch antwortete.

»Versprich mir, daß du nicht da runtergehst! Du mußt

die Polizei rufen, *Tome!*«

»Gut, ich werd die Polizei rufen.«

»Wer ist das bloß?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie gingen in Heloises Schlafzimmer. »Bleib mal hier«, sagte Tom.

»Nein – laß mich nicht allein hier!«

»Du mußt hierbleiben«, gab er auf Französisch zurück und lief wieder nach unten. Am besten war jetzt ein Whisky pur, dachte er. Heloise trank selten starke Getränke, das würde also sofort wirken. Und dann ein Beruhigungsmittel. Tom nahm die Flasche und ein Glas vom Barwagen und lief nach oben. Er schenkte das Glas halbvoll, und als Heloise zögerte, trank er selbst einen Schluck und setzte ihr dann das Glas an die Lippen. Ihre Zähne schlugen dagegen.

»Du rufst doch die Polizei an?«

»Ja.« Jedenfalls war dies Selbstmord, das ließ sich ja wohl beweisen. Mord war es nicht. Tom atmete tief und schauerte zusammen; er war fast so außer sich wie Heloise. Sie saß auf dem Bettrand. »Wie ist's jetzt mit Sekt?« fragte er. »Und zwar ein ordentliches Glas voll.«

»Ja. *Non!* Du sollst nicht runtergehen! Ruf die Polizei an.«

»Ja.« Tom ging die Treppe hinunter. Er trat in die kleine Toilette und blieb einen Moment in der offenen Tür stehen – das Licht im Keller brannte noch –; dann ging er die Treppe hinunter. Ein Schock durchfuhr ihn, als er die dunkle Gestalt dort hängen sah. Der Kopf lag schräg zur Seite. Der Strick war kurz. Tom blinzelte. Hatte das Ding keine Füße –? Er trat näher.

Es war eine Puppe.

Ein Lächeln trat auf sein Gesicht; dann lachte er. Er schlug auf die schlaffen Beine: nichts als leere Hosen-

beine – Bernard Tufts' Hose. »Heloise!« schrie er und rannte die Treppe hinauf, ohne Rücksicht auf Mme. Annette. »Heloise, es ist nichts – es ist bloß eine Puppe! *C'est un mannequin!* Du brauchst keine Angst zu haben, es ist nichts.«

Er brauchte ein paar Sekunden, um sie zu überzeugen. Ein Scherz also – vielleicht hatte ihn Bernard angestellt, vielleicht sogar Christopher, meinte Tom. Jedenfalls hatte er die Beine angefaßt, es gab keinen Zweifel.

Heloise wurde langsam böse – ein Zeichen, daß es ihr besser ging. »Was für blödsinnige Witze diese Engländer sich erlauben. Zu albern. Schwachsinnig!«

Tom lachte erleichtert. »So, und jetzt geh ich runter und hole den Sekt. Und das Eis.«

Er stieg wieder nach unten. Die Puppe war an einem Gürtel aufgehängt, den Tom als sein Eigentum erkannte. In der dunkelgrauen Jacke steckte ein Kleiderbügel, die Hose war an einem Knopf der Jacke angeknöpft, und der Kopf bestand aus einem grauen Tuch, das im Nacken zugebunden war. Tom holte eilig einen Stuhl aus der Küche – zum Glück war Mme. Annette nicht aufgewacht –, trug ihn in den Keller und nahm das Ding ab. Der Gürtel hing an einem Nagel im Deckenbalken. Tom ließ die leeren Kleidungsstücke auf den Boden fallen. Dann suchte er schnell eine Flasche aus, zog den Kleiderbügel aus der Jacke und nahm ihn mit. In der Küche klemmte er sich auch das Gefäß mit Eiswürfeln unter den Arm, dann drehte er das Licht aus und ging nach oben.

Kurz vor sieben erwachte Tom. Heloise schlief noch fest. Er stand leise auf und schlüpfte in seinen Hausmantel, der in Heloises Schlafzimmer hing.

Vielleicht war Mme. Annette schon auf? Er ging behutsam die Treppe hinunter bis in den Keller. Bernards Anzug mußte dort weg, bevor die Haushälterin ihn fand. Der Fleck aus Wein und Murchisons Blut war jetzt nicht mehr so auffallend. Wenn ein Experte ihn auf Blut untersuchte, würde er zweifellos Spuren finden; aber Tom war optimistisch und hoffte, dazu werde es nicht kommen.

Das Jackett war an der Hose befestigt; er knöpfte es los. Ein weißer Zettel flatterte zu Boden – eine Nachricht von Bernard in seiner großen spitzen Schrift:

Ich erhänge mich, allegorisch, in Deinem Hause, und zwar erhänge ich Bernard Tufts, nicht Derwatt. Für Derwatt will ich Buße tun auf die einzig mögliche Art: indem ich das Ich umbringe, das ich seit fünf Jahren gewesen bin. Hinfort will ich versuchen, den Rest meines Lebens in ehrlicher Arbeit zuzubringen.

B. T.

Im ersten Moment wollte Tom den Zettel zerknüllen und fortwerfen, doch dann faltete er ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Vielleicht brauchte er ihn eines Tages. Wer konnte wissen, wo Bernard jetzt war und was er machte. Er schüttelte den zerdrückten Anzug aus und warf das Tuch in eine Ecke. Der Anzug mußte gereinigt werden; jedenfalls konnte das nicht schaden. Tom wollte ihn mit in sein Schlafzimmer nehmen, ließ ihn aber dann auf dem Tisch in der Diele liegen, wo immer die Sachen

deponiert wurden, die Mme. Annette zur Reinigung mitnahm.

»*Bonjour, M. Tome*«, sagte Mme. Annette aus der Küche. »Sie sind ja schon wieder so früh aufgestanden. Ist Mme. Heloise auch schon auf? Soll ich ihr den Tee bringen?«

Tom trat an die Küchentür. »Nein, ich glaube, sie will heute lange schlafen. Lassen Sie sie nur schlafen, solange sie kann. Aber ich hätte jetzt gern eine Tasse Kaffee, bitte.«

Ja, gern, den werde sie ihm bringen, sagte Mme. Annette. Tom ging nach oben und zog sich an. Er wollte sich die Grabstelle im Wald noch mal ansehen. Wer weiß, vielleicht hatte Bernard irgendwas Komisches angestellt, sie womöglich halb aufgemacht oder so was, vielleicht sogar sich selbst darin begraben.

Als er seinen Kaffee getrunken hatte, ging er nach draußen. Die Sonne schien noch nicht recht klar, es war diesig und das Gras noch naß vom Tau. Tom schlenderte zu den Büschen hinüber; er wollte nicht geradenwegs zu der Grabstelle gehen, falls Heloise oder Mme. Annette aus dem Fenster sahen. Er blickte sich nicht um, er war überzeugt, daß ein Auge das andere anzog.

Die Grabstelle lag noch genauso da, wie er und Bernard sie verlassen hatten.

Heloise erwachte erst nach zehn. Tom war in seiner Werkstatt, als Mme. Annette ihm sagte, daß Heloise ihn gern sprechen würde. Er stieg in ihr Schlafzimmer hinauf, wo sie im Bett saß und ihren morgendlichen Tee trank, zu dem auch eine Grapefruit gehörte. Kauend sagte sie:

»Weißt du, diese Scherze von deinen Freunden, die mag ich nicht.«

»Damit ist jetzt Schluß. Ich habe die Kleidungsstücke aus dem Keller weggenommen. Denk nicht mehr daran.

Hast du Lust, irgendwo hübsch zu essen? An der Seine vielleicht, zu Mittag?»

Ja, der Plan gefiel ihr.

Sie fuhren los und fanden ein Restaurant in einer kleinen Stadt, aber nicht an der Seine.

»Wollen wir nicht irgendwohin reisen? Nach Ibiza vielleicht?« fragte Heloise.

Tom zögerte. Liebend gern hätte er eine Schiffsreise gemacht und alles mögliche mitgenommen, Bücher, einen Plattenspieler, Farben und Zeichenblocks. Aber gegenüber Bernard und Jeff und Ed – und auch der Polizei würde das wie eine Flucht aussehen, selbst wenn alle wußten, wohin er fuhr. »Ich werd's mir überlegen. Ja, vielleicht.«

»Griechenland hat bei mir einen schlechten Geschmack hinterlassen, genau wie der Ouzo«, sagte Heloise.

Tom war nach einem gemütlichen Nachmittagsschläfchen zumute und Heloise ebenfalls. In *ihrem* Bett, sagte sie, und einfach bis sie wieder aufwachten, oder bis es Zeit zum Abendessen war. Das Telefon in Toms Schlafzimmer würden sie aus der Steckdose ziehen, so daß es nur unten läutete und Mme. Annette den Hörer aufnahm. In solchen Augenblicken, dachte Tom, während er gemächlich durch die Wälder nach Villeperce zurückfuhr, genoß er es besonders, daß er nirgends angestellt war, genügend Geld hatte und verheiratet war.

Auf den Anblick, der sich ihm bot, als er die Haustür aufschloß, war er am allerwenigsten gefaßt. Auf einem der gelben Stühle saß Bernard, das Gesicht zur Tür gewandt.

Heloise sah ihn nicht gleich. Sie sagte: »*Tome, chéri*, kannst du mir wohl etwas Perrier und Eis bringen? Oh, wie bin ich bloß müüüde!« Sie ließ sich in Toms Arme

fallen und merkte erstaunt, wie steif er stehen blieb.

»Bernard ist da. Der Engländer, von dem ich dir erzählt habe.« Tom trat ins Wohnzimmer. »Hallo, Bernard! Wie geht's dir?« Die Hand streckte er noch nicht aus, aber er versuchte ein Lächeln.

Mme. Annette kam aus der Küche. »Ach, M. Tome! Mme. Heloise! Ich habe gar nicht den Wagen gehört – ich glaube, ich werde taub. M. Bernard ist wieder da.« Sie schien etwas verwirrt.

So ruhig er konnte, sagte Tom: »Ja, schön. Das hatte ich erwartet«, obwohl ihm jetzt einfiel, daß er ihr gesagt hatte, er wisse nicht, ob Bernard wiederkommen werde.

Bernard stand auf. Er war unrasiert. »Entschuldige, daß ich so unangemeldet zurückgekommen bin.«

»Heloise, dies ist Bernard Tufts, ein Maler aus London. Meine Frau.«

»Guten Tag«, sagte Bernard.

Heloise war stehengeblieben. »Guten Tag«, sagte sie auf Englisch.

»Meine Frau ist etwas müde«, sagte Tom und trat zu ihr. »Möchtest du hinaufgehen oder bei uns bleiben?«

Mit einer Kopfbewegung bedeutete Heloise ihm mitzukommen. Er sagte: »Ich bin sofort zurück, Bernard« und folgte ihr nach oben.

»Ist das der mit der Puppe im Keller?« fragte Heloise, als sie in ihrem Schlafzimmer standen.

»Ja, das ist er. Bißchen exzentrisch ist er wohl.«

»Was will der hier? Ich mag ihn nicht. Wer ist das überhaupt? Du hast noch nie von ihm gesprochen. Und wieso trägt er deine Sachen?«

Tom zog die Schultern hoch. »Ach weißt du, er ist ein Freund von Bekannten in London. Ich kann ihn sicher dazu bringen, daß er heute nachmittag abreist. Wahrscheinlich braucht er Geld oder auch Kleidung. Ich werd

ihn fragen.« Tom küßte sie. »Komm, leg dich ins Bett, Liebes. Ich komme bald nach.«

Er ging nach unten in die Küche und bat Mme. Annette, Heloise den Perrier hinaufzubringen.

»Bleibt M. Bernard zum Essen?« fragte sie.

»Das glaube ich nicht. Aber wir beide sind zu Hause. Machen Sie uns was Einfaches, ja? Wir haben heute mittag reichlich gegessen.«

Dann ging er zu Bernard zurück. »Bist du in Paris gewesen?«

»Ja. In Paris.« Bernard stand immer noch.

Tom wußte nicht recht, wie er das Gespräch anfangen sollte. »Ich habe die Puppe unten gefunden, Bernard. Meine Frau hat einen ziemlichen Schock bekommen. So etwas darfst du nicht machen, wo Frauen im Hause sind.« Er lächelte. »Unsere Haushälterin hat übrigens deinen Anzug zur Reinigung gebracht. Ich werde zusehen, daß er dir nach London geschickt wird – oder wo du sonst bist. Bitte setz dich doch hin.« Tom setzte sich auf das Sofa. »Was hast du jetzt vor?« Es war, als habe man einen Schwachsinnigen vor sich. Tom wußte nicht recht, was er anfangen sollte; und als er merkte, daß sein Herz sehr schnell schlug, wurde ihm noch unsicherer zumute.

Bernard setzte sich. »Oh –« Eine lange Pause folgte.

»Willst du nicht nach London zurück?« Verzweifelt ergriff Tom eine Zigarre aus dem Kästchen auf dem kleinen Rauchtisch. Er würde zwar daran ersticken, aber das war ja egal.

»Ich wollte mit dir reden.«

»Sehr schön. Worüber?«

Erneutes Schweigen. Tom hatte nicht den Mut, es zu brechen. Bernard machte den Eindruck, als schwebe er seit Tagen in den Wolken, großen nebeldichten Gedankenwolken, und sei jetzt bemüht, ein kleines Watteschäf-

chen aus einer riesigen Herde herauszulösen. »Ich habe jede Menge Zeit für dich, Bernard, du bist hier unter Freunden, vergiß das nicht.«

»Es ist ganz einfach. Ich muß mein Leben neu anfangen. Sauber.«

»Ja, ich weiß. Na gut, das kannst du ja.«

»Weiß deine Frau etwas von meinen – von meinen Fälschungen?«

Endlich eine logische Frage. »Nein, selbstverständlich nicht. Keiner weiß etwas hier in Frankreich.«

»Und über Murchison?«

»Ich habe ihr gesagt, Murchison sei verschwunden. Ich hätte ihn nach Orly gebracht.« Tom sprach leise, falls Heloise oben auf dem Treppenflur stand und lauschte. Aber bei der weitgeschwungenen Treppe konnte man oben die Stimmen von unten nur undeutlich hören.

Leicht gereizt sagte Bernard: »Ich kann einfach nicht reden, wenn noch andere Leute im Hause sind – deine Frau oder die Haushälterin.«

»Gut, wir können ja irgendwohin gehen.«

»Nein.«

»Na, ich kann nicht gut unsere Haushälterin wegschicken. Sie macht den ganzen Haushalt. Wollen wir einen Spaziergang machen? Hier in der Nähe ist auch ein ruhiges kleines Café –«

»Danke, nein.«

Tom lehnte sich auf dem Sofa zurück. Die Zigarre roch wie ein in Brand gestecktes Haus. Er mochte den Geruch sonst gern. »Ich habe übrigens von dem englischen Inspektor nichts wieder gehört, seit du fort warst. Und von dem französischen Beamten auch nicht.«

Darauf reagierte Bernard nicht. Er sagte: »Gut, laß uns ein Stück gehen.« Er erhob sich und blickte aus der Glastür nach draußen. »Vielleicht hier hinten hinaus.«

Sie gingen hinaus und über den Rasen, beide ohne Mantel. Es war kühl. Tom ließ Bernard gehen, wohin er wollte, und Bernard ging auf den Wald zu und auf den kleinen Fußweg, langsam und leicht schwankend. Ob er vielleicht schwach auf den Füßen war, weil er nichts gegessen hatte? Jetzt kamen sie an der Stelle vorbei, wo Murchisons Leiche gelegen hatte. Tom fühlte, wie Angst in ihm aufstieg, eine Angst, die ihm das Haar im Nacken und hinter den Ohren sträubte. Er wußte, es war keine Angst vor der Stelle im Wald, sondern vor Bernard. Er ließ die Hände hängen und hielt sich etwas seitwärts.

Jetzt verlangsamte Bernard seinen Schritt noch mehr und wandte sich um, und sie schritten zum Hause zurück.

»Was liegt dir so auf der Seele, Bernard?« fragte Tom.

»Ach, ich – ich weiß einfach nicht, wo das alles enden wird. Die ganze Sache. Ein Mensch ist schon dadurch zu Tode gekommen.«

»Ja – bedauerlich, das gebe ich zu. Aber mit dir hat es doch überhaupt nichts zu tun. Du malst keine weiteren Derwatts mehr, und der neue Bernard Tufts kann also einen neuen klaren Anfang machen, oder?«

Keine Antwort.

»Als du jetzt in Paris warst, hast du da Jeff oder Ed angerufen?«

»Nein.«

Tom hatte sich keine englischen Zeitungen besorgt und Bernard vielleicht auch nicht. Seine Ängste kamen aus ihm selbst, von tief innen. »Wenn du Lust hast, kannst du gern Cynthia von uns aus anrufen. Du kannst oben in meinem Zimmer sprechen.«

»Ich habe sie von Paris aus angerufen. Sie will mich nicht sehen.«

»Oh.« Das war es also. Das war sicher der letzte

Tropfen für ihn, dachte Tom. »Na, du kannst ihr ja schreiben. Ist vielleicht sogar besser. Oder zu ihr hingehen, wenn du wieder in London bist. Ihr einfach die Tür einrennen!« Er lachte.

»Sie hat nein gesagt.«

Schweigen.

Cynthia wollte sich vermutlich da heraushalten, dachte Tom. Nicht weil sie Bernards Absicht, die Fälschungsarbeit einzustellen, mißtraute – kein Mensch konnte an Bernard zweifeln, wenn er so etwas zusagte –: aber sie hatte wohl einfach genug. Für den Augenblick fiel Tom kein Trost für Bernards Kummer ein. Sie standen auf der Steinterrasse vor der Glastür. »Ich muß rein, Bernard, mich friert. Komm doch mit«, sagte Tom und öffnete die Tür. Bernard trat mit ihm ins Haus.

Tom lief nach oben, um nach Heloise zu sehen. Er war fast steif vor Kälte oder vor Furcht. Heloise saß in ihrem Schlafzimmer auf dem Bett und sortierte Fotos und Postkarten.

»Wann reist er ab?«

»Liebes – es geht um seine Freundin in London. Er hat sie von Paris aus angerufen, und sie will ihn nicht sprechen. Er ist unglücklich, und ich kann ihn nicht einfach rausschmeißen. Ich weiß nicht, was er jetzt vorhat. Willst du nicht auf ein paar Tage zu deinen Eltern fahren, Liebling?«

»Non!«

»Er möchte mit mir reden. Ich kann bloß hoffen, daß er bald damit anfängt.«

»Und warum kannst du ihn nicht an die Luft setzen? Er ist nicht mal dein Freund. Und außerdem ist er verrückt!« Bernard blieb.

Sie waren noch beim Essen, als es an der Haustür klingelte. Mme. Annette ging hin und kam dann zurück zu

Tom.

»Zwei Polizeibeamte sind da, M. *Tome*. Sie möchten mit Ihnen sprechen.«

Heloise stieß einen Seufzer der Ungeduld aus und warf ihre Serviette hin. Sie hatte sich schon zornig an den Tisch gesetzt; jetzt stand sie auf. »Wieder eine Störung«, sagte sie auf Französisch.

Auch Tom hatte sich erhoben. Nur Bernard blieb ruhig sitzen.

Tom ging hinüber ins Wohnzimmer. Dort warteten die beiden Beamten, die schon Montag dagewesen waren.

»Entschuldigen Sie die Störung, M'sieur«, sagte der ältere, »aber Ihr Telefon ist nicht in Ordnung. Wir haben es gemeldet.«

»Tatsächlich?« Störungen an der Telefonleitung traten durchschnittlich alle sechs Wochen auf, meist ganz unerklärlich, doch diesmal hatte vielleicht Bernard irgend etwas Blödsinniges angestellt, etwa die Leitung durchgeschnitten oder so was –? »Das hatte ich noch gar nicht gemerkt. Vielen Dank jedenfalls.«

»Wir sind in Verbindung mit dem englischen Ermittlungsbeamten. Besser gesagt: er steht in Verbindung mit uns.«

Heloise kam ins Zimmer, wahrscheinlich getrieben von Zorn und Neugier. Tom machte sie mit den Polizeibeamten bekannt, die noch einmal ihre Namen nannten: *Commissaire* Delaunay und einen Namen, den Tom nicht verstand.

Delaunay leitete das Gespräch ein. »Jetzt ist nicht nur M. Murchison verschwunden, sondern auch der Maler Derwatt, M. Ripley. Inspektor Webster hat heute nachmittag versucht, Sie zu erreichen. Er möchte gern wissen, ob Sie von einem der beiden irgend etwas gehört haben.«

Ein Lächeln erschien auf Toms Gesicht – ein fast bestauntes Lächeln. »Ich habe Derwatt nie kennengelernt, und er kennt mich erst recht nicht.« In diesem Augenblick trat Bernard ins Zimmer. »Und ich habe leider auch von M. Murchison nichts gehört. Darf ich Ihnen Bernard Tufts vorstellen, einen Freund aus England. Bernard, die Herren sind von der Polizei.«

Bernard murmelte ein paar höfliche Worte. Sein Name war den beiden Beamten offenbar ganz unbekannt, das merkte Tom.

»Sogar die Eigentümer der Galerie, wo augenblicklich die Derwatt-Ausstellung läuft, wissen nicht, wo er ist«, berichtete Delaunay. »Wirklich sehr merkwürdig, so was.«

Ja, es war tatsächlich seltsam, aber Tom konnte ihnen da auch nicht helfen.

»Kennen Sie zufällig diesen Amerikaner Murchison?« Delaunays Frage war an Bernard gerichtet.

»Nein.«

»Und Sie, Madame?«

»Nein«, erwiderte Heloise.

Tom erklärte, seine Frau sei gerade erst aus Griechenland zurückgekommen; er habe ihr von Murchison und seinem Verschwinden berichtet.

Die beiden Beamten wußten offensichtlich nicht, was sie jetzt unternehmen sollten. Dann sagte Delaunay: »M. Ripley, Webster hat uns gebeten, bei Ihnen eine Haus-suchung vorzunehmen, weil wir gar nicht weiterkommen. Eine reine Formalität selbstverständlich, aber notwendig, das werden Sie verstehen. Vielleicht finden wir irgendeine Spur. Ich spreche natürlich von Murchison, nicht wahr. Wir müssen den englischen Kollegen helfen, so weit wir irgend können.«

»Aber selbstverständlich. Wollen Sie gleich anfan-

gen?«

Im Garten war es jetzt schon ziemlich dunkel; doch die Beamten meinten, sie wollten jetzt anfangen und morgen früh weitermachen. Sie standen draußen auf der Terrasse und betrachteten – wie Tom meinte – sehnsüchtig den dunklen Garten und den Wald dahinter.

Tom führte sie, und sie gingen durch das ganze Haus. Zunächst interessierte sie Murchisons Schlafzimmer, das nachher von Chris bewohnt worden war. Den Papierkorb hatte Mme. Annette schon ausgeleert. Die Beamten blickten in die Schubladen, die alle leer waren bis auf die beiden untersten einer Kommode, in der Bett- und Wolldecken lagen. Nichts war mehr von Murchison oder Chris zu sehen. Sie gingen in Heloises Schlafzimmer (Heloise war unten geblieben und zügelte nur mühsam ihre Wut, das wußte Tom). Sie blickten auch in Toms Atelier und besahen sich sogar eine der Holzsägen. Im Bodenraum war die Birne durchgebrannt; Tom mußte von unten eine neue holen und ebenso eine Taschenlampe. Der Raum war staubig, Stühle unter Schutzdecken standen da herum, ferner ein altes Sofa, das Tom und Heloise von den früheren Hausbesitzern übernommen hatten. Mit Hilfe der eigenen Taschenlampen spähten die Beamten auch hinter die Möbel. Sie suchten offenbar nicht nur Spuren, sondern irgend etwas Größeres, obgleich es natürlich blödsinnig war, sich vorzustellen, daß er hinter dem Sofa eine Leiche versteckt hielt.

Dann kam der Keller dran. Auch hier zeigte Tom bereitwillig jeden Winkel; er stand mitten auf dem dunklen Fleck und ließ den Strahl seiner Taschenlampe in alle Ecken leuchten, obgleich das Licht hier gut war. Er hatte etwas Angst, ob vielleicht noch hinter dem Weinfäß etwas Blut aus der Leiche auf den Zementboden geflossen war – er hatte sich die Ecke gar nicht genau daraufhin

angesehen. Aber wenn dort ein Blutfleck war, so sahen ihn die Beamten nicht; sie warfen nur einen kurzen Blick auf den Fußboden. Was allerdings keine Garantie dafür war, daß sie nicht morgen eine gründlichere Suche anstellen würden.

Die Polizisten verabschiedeten sich. Sie wollten gern morgen früh um acht wiederkommen, wenn das nicht zu früh war. Tom versicherte, acht Uhr sei ganz in Ordnung.

»Entschuldigt«, sagte er zu Heloise und Bernard, als er die Haustür geschlossen hatte. Die beiden hatten sich offenbar schweigend die ganze Zeit mit ihrem Kaffee gegenübergesessen.

»Warum, haben sie das Haus durchsucht?« wollte Heloise wissen.

»Weil dieser – dieser Amerikaner verschwunden ist«, gab Tom zur Antwort. »Murchison, du weißt ja.«

Heloise erhob sich. »Kann ich dich oben mal sprechen, Tom?«

Tom entschuldigte sich bei Bernard und ging mit ihr nach oben, wo Heloise in ihr Schlafzimmer trat und sagte: »Wenn du diesen Verrückten nicht wegschickst, verlasse ich heute abend das Haus.«

Jetzt saß Tom in der Klemme. Er wollte Heloise dabeihalten; aber er wußte: wenn sie blieb, kam er mit Bernard nicht weiter. Und auch er konnte, wie Bernard, nicht klar denken, wenn er Heloises empörte Augen auf sich gerichtet fühlte. »Ich werd noch mal versuchen, ihn loszuwerden«, sagte er und küßte Heloise auf den Nacken. Wenigstens das ließ sie sich gefallen.

Tom ging nach unten. »Bernard, ich muß dir was sagen. Heloise regt sich sehr auf. Könntest du wohl noch heute abend nach Paris zurückfahren? Ich könnte dich nach – ja, am besten nach Fontainebleau bringen, da gibt's auch mehrere gute Hotels. Wenn du mit mir reden

möchtest, könnte ich morgen nach Fontainebleau kommen –«

»Nein.«

Tom seufzte tief. »Dann will sie heute abend noch fort. Ich werde aufgehen und es ihr sagen.« Er stieg wieder die Treppe hinauf und erstattete Heloise Bericht.

»Was soll das eigentlich heißen – wieder so ein Fall Dickie Greenleaf? Du kannst ihm nicht sagen, er soll das Haus verlassen?«

»Ich habe doch – Dickie war ja gar nicht in meinem Haus.« Tom konnte nicht weitersprechen. Heloise sah so zornig aus, daß er ihr zutraute, Bernard selbst hinauswerfen zu wollen, nur würde es ihr nicht gelingen. Bernards steinerner Widerstand war jenseits von Konvention und Sitte.

Sie zog einen kleinen Lederkoffer oben von einem Wandschrank und begann zu packen. Es hatte sicher keinen Zweck, ihr zu sagen, er fühle sich für Bernard verantwortlich. Sie würde fragen wieso.

»Heloise, mein Liebes, es tut mir so leid. Nimmst du den Wagen, oder soll ich dich zum Bahnhof fahren?«

»Ich nehme den Alfa mit nach Chantilly. Das Telefon ist übrigens ganz in Ordnung, ich habe es eben in deinem Zimmer ausprobiert.«

»Vielleicht haben die es schnell gemacht, als die *flics* es meldeten.«

»Vielleicht haben sie auch gelogen und es war gar nichts los, sie wollten uns bloß überraschen.« Sie hielt mitten im Packen inne, eine Bluse in der Hand. »Tom, was hast du angestellt? Hast du diesem Murchison was getan?«

»Nein!« Der Schreck fuhr Tom in die Glieder.

»Mehr läßt sich nämlich mein Vater ganz bestimmt nicht gefallen. Noch ein Skandal: das macht er nicht

mehr mit.«

Sie meinte den Fall Greenleaf. Tom hatte sich zwar aus der Affäre gezogen, aber Argwohn und Vermutungen waren geblieben. Die Romanen waren groß in scherzhaften Anspielungen, die auf seltsame Weise dann zur Wahrheit wurden. Vielleicht hatte Tom Dickie umgebracht –? Jeder wußte ja, daß Tom – obwohl er das zu verbergen trachtete – Vorteile aus Dickies Tod gewonnen hatte. Heloise wußte, daß er ein Einkommen aus Dickies Nachlaß bezog, und ebenso wußte es ihr Vater, dessen eigene Geschäftspraktiken zwar auch nicht immer makellos waren, aber wer weiß, Tom hatte vielleicht Blut an den Händen. *Non olet pecunia, sed sanguis* . . .

»Es gibt keinen weiteren Skandal«, sagte er fest. »Wenn du nur wüßtest, was ich alles tue, um einen Skandal zu vermeiden! Darum geht's mir ja gerade.«

Sie klappte den Kofferdeckel zu. »Ich weiß doch nie, was du machst.«

Tom nahm den Koffer, setzte ihn wieder hin, und sie umarmten sich. »Ach du – ich möchte heute nacht bei dir sein.«

Auch Heloise hätte das gewünscht; sie brauchte es gar nicht in Worten auszudrücken. Das war die Kehrseite ihres *Fous-moi-le-camp*! Jetzt ging sie. So war es mit den französischen Frauen: sie mußten das Haus oder den Raum verlassen oder jemand anders ersuchen, sein Zimmer zu verlassen oder fortzugehen, und je lästiger es für den anderen war, desto besser gefiel es ihnen, aber immerhin, es war besser als ihr Geschrei. Tom nannte es ›Das Gesetz des Ortswechsels in Frankreich‹.

»Hast du deine Eltern angerufen?« fragte er.

»Wenn sie nicht da sind, dann sind die Mädchen da.«

Die Fahrt würde nahezu zwei Stunden dauern. »Rufst du mich an, wenn du da bist?«

»Auf Wiedersehen, Bernard!« rief Heloise von der Haustür aus. Dann wandte sie sich zu Tom, der neben ihr herging, und sagte laut: »Non!«

Von Bitterkeit erfüllt sah Tom ihr nach. Die roten Schlußlichter des Alfa Romeo wandten sich in der Einfahrt nach links und verschwanden.

Bernard saß im Zimmer und rauchte eine Zigarette. Aus der Küche hörte man das halblaute Klappern des Mülleimerdeckels. Tom nahm die Taschenlampe vom Tisch in der Diele, ging durch die kleine Toilette nach unten in den Keller und warf einen prüfenden Blick auf den Fußboden hinter dem Weinfäß, wo Murchison gelegen hatte. Zum Glück war kein Blutfleck zu sehen. Er ging wieder nach oben.

»Bernard, du kannst gern heute nacht hierbleiben, aber morgen früh kommen die Polizeibeamten und wollen sich das Haus etwas genauer ansehen.« Und vielleicht auch den Wald, fiel ihm plötzlich ein. »Sie werden dir womöglich Fragen stellen, das kann unangenehm werden. Willst du vorher gehen? Sie kommen um acht.«

»Ja, vielleicht. Kann sein.«

Es war jetzt fast zehn Uhr. Mme. Annette erschien und fragte, ob die Herren noch Kaffee wünschten. Beide lehnten ab.

»Ist Mme. Heloise noch ausgefahren?« fragte sie.

»Ja – sie ist zu ihren Eltern«, gab Tom zur Antwort.

»Aber nein – so spät noch!« Sie stellte das Kaffeegegeschirr zusammen.

Tom spürte, daß sie Bernard nicht mochte oder ihm nicht recht traute. Heloise ging es ebenso. Sehr schade, daß Bernards Charakter so im Dunkel blieb; daß er auf die meisten Leute einen so abweisenden Eindruck machte. Es lag auf der Hand, daß weder Heloise noch Mme. Annette ihn mochten – sie kannten ihn überhaupt nicht

und wußten nichts von seiner Verehrung für Derwatt, die sie vermutlich als ›für ihn recht nützlich‹ bezeichnet hätten. Sie kamen beide aus ganz verschiedenen Milieus, und beiden war es ganz unmöglich, Bernard Tufts' ausschließlich durch sein Talent erreichten Aufstieg aus dem einfachen Arbeitermilieu (laut Jeff und Ed) bis zur wirklichen Größe zu verstehen. Daß er seine Bilder mit fremdem Namen zeichnete, tat der Größe keinen Abbruch. Er machte sich auch gar nichts aus der geldlichen Seite seiner Arbeit, was wiederum Heloise und Mme. Annette völlig unbegreiflich wäre. Mme. Annette verließ eilig das Zimmer – wortlos, aber mit abweisendem Gesicht.

»Ich möchte dir was sagen«, begann Bernard. »In der Nacht nach Derwatts Tod – wir hatten es erst vierundzwanzig Stunden später erfahren –, da hatte ich eine Vision. Ich sah Derwatt in meinem Schlafzimmer stehen. Der Mond schien durchs Fenster. Ich weiß noch, ich hatte eine Verabredung mit Cynthia abgesagt, weil ich allein sein wollte. Ich sah Derwatt dort stehen und fühlte seine Anwesenheit; ich sah sogar, wie er lächelte. Er sagte: ›Bernard, mach dir keine Sorgen, mir geht es nicht schlecht. Ich habe keine Schmerzen.‹ Kannst du dir vorstellen, daß Derwatt so etwas sagt? Und doch habe ich es gehört.«

Seine eigene innere Stimme hatte Bernard gehört. Aber Tom folgte ihm aufmerksam.

»Ich hab mich im Bett aufgesetzt und ihm vielleicht eine Minute lang zugehört. Weißt du, er schwebte so durch mein Zimmer – ich meine, das Zimmer, wo ich manchmal male und wo ich schlafe.«

Bernard meinte das Zimmer von Tufts, nicht Derwatts.

»Er sagte: ›Mach nur weiter, Bernard. Es tut mir nicht leid.‹ Ich nahm an, damit meinte er seinen Selbstmord, der ihm nicht leid tat. Er wollte sagen, ich sollte nur wei-

terleben. Das heißt« – zum erstenmal, seit er zu sprechen angefangen hatte, sah Bernard Tom jetzt ins Gesicht –, »er meinte wohl, so lange es eben dauerte. Man hat ja keinen Einfluß auf die Dauer, nicht wahr? Das bleibt dem Schicksal überlassen.«

Tom zögerte. »Ach – ich glaube, Derwatt hatte auch Sinn für Humor. Jeff sagt, es sei durchaus möglich, daß ihm deine Nachahmungen gefallen hätten. Weil sie so gut waren.« Na, Gott sei Dank, das schien er zu akzeptieren.

»Bis zu einem gewissen Grade vielleicht. Ja, die Fälschung als Arbeit, als Werkstück hätte ihm vielleicht Spaß gemacht. Aber nicht die geschäftliche Seite. Geld hätte ihn genauso leicht zum Selbstmord treiben können wie Bankrott.«

Bernards Gedankengänge verwirrten sich schon wieder, das merkte Tom, sie gerieten durcheinander und wandten sich gegen ihn. Feindselig. Ob er lieber aufstehen und zu Bett gehen sollte? Würde Bernard das übelnehmen? »Du, die verdammten *flics* kommen morgen schon so früh – ich glaube, ich gehe jetzt schlafen.«

Bernard beugte sich vor. »Du hast mich neulich gar nicht verstanden, als ich sagte, ich hätte versagt. Als der Detektiv aus London hier war und ich versuchte, ihm Derwatt klarzumachen.«

»Ja, aber du hast ja gar nicht versagt. Sieh mal, Chris hat dich doch verstanden. Und Webster sagte, er fände es sehr bewegend, das weiß ich noch.«

»Webster dachte immer noch an die Möglichkeit der Fälschung und daran, daß Derwatt dabei mitmachte. Ich konnte nicht mal Derwatts Wesen und Charakter klar herausbringen. Ich hab's versucht und nicht gekonnt.«

Tom bemühte sich, Bernard wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen. »Webster sucht doch nach

Murchison«, sagte er. »Das ist seine Aufgabe – mit Derwatt hat er gar nichts zu tun. Ich gehe jetzt rauf.«

Er ging in sein Zimmer und zog den Pyjama an. Dann öffnete er oben das Fenster einen Spalt und stieg ins Bett, das Mme. Annette heute abend nicht aufgeschlagen hatte. Ihm war bänglich zumute; ob er die Tür lieber abschließen sollte? War das töricht oder vernünftig? Es sah so nach Feigheit aus. Er schloß nicht ab. Er nahm den Band der *English Social History* von Trevelyan, in dem er bis zur Mitte gekommen war, legte ihn aber gleich beiseite und nahm statt dessen ›Harraps Wörterbuch‹ zur Hand. *To forge* – altfranzösisch *forge*, Schmiede. Faber, der Schmied oder Fälscher. Im Französischen bedeutete *forge* nur eine Metallwerkstatt. Das französische Wort für Fälschung hieß *falsification* oder *contrefaire*. Das wußte er schon. Er schlug das Buch zu.

Eine Stunde lag er wach, er konnte nicht einschlafen. Alle paar Minuten begann ihm das Blut laut in den Ohren zu singen, so laut, daß er erschrak; und immer wieder fuhr er zusammen, weil er das Gefühl hatte, aus großer Höhe herunterzufallen.

Die Radiumzeiger seiner Armbanduhr zeigten auf halb eins. Ob er Heloise noch anrufen konnte? Er hätte es gern getan, aber er wollte sich nicht noch weiteren Zorn ihres Vaters zuziehen, wenn er so spät anrief. Ach verdammt – immer diese Rücksicht auf andere Leute.

Plötzlich hatte ihn jemand an den Schultern gepackt. Hände griffen nach seiner Kehle. Er stieß mit den Füßen die Decke weg und riß vergeblich an Bernards Armen, um seinen Hals aus der Umklammerung zu befreien; endlich gelang es ihm, die Füße gegen Bernards Körper zu stemmen und ihn wegzustoßen. Die Hände ließen los, und Bernard ließ sich dumpf zu Boden fallen. Er keuchte. Tom knipste die Nachttischlampe an, die fast herunterfiel.

Ein Wasserglas fiel um und ergoß seinen Inhalt auf den blauen Orientteppich.

Bernard atmete mühsam, und auch Tom brauchte Zeit, um sich zu fassen.

»Mein Gott – Bernard«, sagte er.

Bernard brachte kein Wort heraus. Er saß da, auf einen Arm gestützt, in der Stellung des ›Sterbenden Galliers‹. Ob er den Angriff wiederholen wollte, sobald er zu Kräften gekommen war? Tom stand auf und zündete sich eine Gauloise an.

»Was für eine Idiotie, Junge!« Tom brach in Lachen aus und mußte husten. »Du hättest doch nicht die mindeste Chance gehabt. Flucht wäre – Mme. Annette weiß, daß du hier bist, und die Polizei ebenfalls.« Tom beobachtete Bernard, der sich langsam erhob. Sicher geschah es nicht allzuoft, daß ein fast Umgebrachter eine Zigarette rauchte, barfuß im Zimmer umherging und den anlächelte, der ihn eben hatte killen wollen. »Das darfst du nicht noch mal tun.« Er wußte, was er da redete, war Blödsinn. Es war Bernard völlig egal, was mit ihm geschah. »Kannst du nicht irgendwas sagen?«

»Ja. Ich hasse dich. Ich hasse dich. Dies alles ist deine Schuld. Ich hätte nie darauf eingehen dürfen, das stimmt. Aber der Ursprung bist du.«

Ja, das wußte Tom. Ein mystischer Ursprung war er, eine Quelle des Bösen. »Aber wir sind ja alle dabei, die Sache abzuwickeln und nicht weiterzumachen.«

»Und ich bin am Ende. Cynthia –«

Tom zog an seiner Zigarette. »Du hast gesagt, manchmal sei dir beim Malen zumute gewesen, als seiest du Derwatt. Bedenke doch nur, was du für seinen Namen getan hast! Er war ja noch keineswegs berühmt, als er starb.«

»Korrumpiert habe ich ihn«, sagte Bernard mit Gra-

besstimme. Es klang, als käme sie vom Richterstuhl des Jüngsten Gerichts oder geradewegs aus der Hölle. Er ging zur Tür und verließ das Zimmer. Aus seinem Blick sprach mehr Zielbewußtsein als sonst.

Wohin mochte er gehen? Er war immer noch angezogen, und jetzt war es kurz nach drei Uhr morgens. Ob er einfach in der Nacht umhergehen wollte? Oder ob er nach unten ging und das Haus in Brand setzte?

Tom verschloß seine Zimmertür von innen. Wenn Bernard zurückkam, mußte er laut klopfen. Natürlich würde Tom ihn einlassen, aber eine kurze Warnung vorher war doch wohl am Platze.

Morgen früh kam die Polizei. Wenn Bernard im Hause blieb, so war das nicht gerade angenehm.

Um Viertel nach neun Uhr morgens am Samstag, dem 26. Oktober, stand Tom an seiner Glastür, die in den Garten und die Wälder hinausging, und sah den Polizisten zu, die angefangen hatten, Murchisons Grabstelle aufzugraben. Hinter ihm ging Bernard sacht und ruhelos im Zimmer auf und ab. In der Hand hielt Tom einen offiziellen Brief von Jeffrey Constant, der im Namen der Galerie Buckmaster anfragte, ob Tom wisse, wo sich Thomas Murchison aufhalte. Die Galerie wisse es nämlich nicht.

Drei Polizisten waren morgens erschienen. Zwei kannte Tom nicht, der dritte war *Commissaire* Delaunay, der wohl beim Graben nicht mitmachen würde. »Wissen Sie, was das für eine frisch umgegrabene Stelle ist, da drüben im Wald?« hatten sie gefragt. Nein, er wisse nichts davon, hatte Tom geantwortet. Der Wald gehöre ihm nicht. Der Gendarm war über den Rasen gegangen und hatte sich mit seinen *Confrères* unterhalten. Sie hatten das Haus von neuem durchsucht.

Auch von Chris Greenleaf war ein Brief gekommen, der noch ungeöffnet auf dem Tisch lag.

Es war jetzt etwa zehn Minuten her, daß die Polizisten mit dem Umgraben angefangen hatten.

Tom nahm sich Jeffs Brief noch einmal eingehend vor. Jeff hatte ihn entweder in dem Glauben geschrieben, daß Toms Briefe zensiert wurden, oder er war zum Scherzen aufgelegt gewesen, aber Tom nahm das erstere an.

GALERIE BUCKMASTER
Bond Street
London W. 1.

24. Okt. 19-

Mr. Thomas P. Ripley
Belle Ombre
77 Villeperce

Sehr geehrter Mr. Ripley,

wie wir hören, hat kürzlich *Detective-Inspector* Webster Sie aufgesucht, und zwar wegen Mr. Thomas Murchison, der letzten Mittwoch mit Ihnen nach Frankreich fuhr. Wir haben seit Donnerstag 15. Oktober, als Mr. Murchison unsere Galerie besuchte, nichts wieder von ihm gehört.

Es ist uns bekannt, daß Mr. Murchison vor seiner Rückkehr nach Amerika auch Mr. Derwatt aufsuchen wollte. Wir wissen nicht, wo sich Derwatt zur Zeit in England aufhält, aber wir werden sicher von ihm hören, bevor er nach Mexiko zurückkehrt. Es ist auch möglich, daß er mit Mr. Murchison ein Treffen vereinbart hat, von dem wir nichts wissen. (Vielleicht in der Geisterwelt, dachte Tom.)

Sowohl wir wie die Polizei sind etwas in Sorge wegen des Verbleibs des Derwattschen Bildes, betitelt ›Die Uhr‹. Wir wären Ihnen daher dankbar, wenn Sie uns, sobald Sie etwas erfahren, per R-Gespräch anrufen.

Mit freundlichen Grüßen
Jeffrey Constant

Selbstbewußt wandte Tom sich um, für den Augenblick in gehobener Stimmung. Bernards Schweigen fiel ihm auf die Nerven. Er hätte ihn am liebsten gefragt: »Was willst du hier eigentlich noch, du blödes Stück?« Aber er wußte zu gut, was Bernard wollte: er wartete nur darauf, noch einmal auf ihn loszugehen. Tom hielt also nur einen Augenblick den Atem an, lächelte zu Bernard hinüber, der

ihn gar nicht ansah, und horchte auf die Blaumeisen, die um den Meisenring zirpten, den Mme. Annette im Baum aufgehängt hatte. Aus der Küche kamen die schwachen Klänge von ihrem Transistor, und vom Wald drüben hörte man das Klinken der Spaten, die die Polizisten in die Erde stießen.

Mit der Gelassenheit, die Jeffs Brief ausströmte, bemerkte Tom: »Na, da draußen werden sie jedenfalls keine Spur von Murchison finden.«

»Aber vielleicht im Fluß, wenn sie da suchen.«

»Hast du vor, ihnen das zu sagen?«

»Nein.«

»Was für ein Fluß überhaupt? Ich weiß schon gar nicht mehr, welcher es war.« Bernard sicher erst recht nicht.

Tom wartete darauf, daß die Polizisten zurückkamen und sagten, sie hätten nichts gefunden. Vielleicht sagten sie das auch gar nicht, vielleicht sagten sie überhaupt nichts. Oder sie gingen vielleicht noch weiter in den Wald und suchten dort. Darüber mochte der ganze Tag vergehen. An einem schönen Tag war das für einen Polizisten kein übler Zeitvertreib. Zu Mittag aß man dann hier im Dorf oder in einem anderen nahen Flecken, oder noch wahrscheinlicher zu Hause, sie wohnten wohl hier in der Gegend. Und danach wurde die Arbeit wiederaufgenommen.

Tom öffnete Chris' Brief.

24. Oktober 19-

Lieber Tom,

ich möchte Ihnen noch einmal herzlich danken für die hübschen Tage in Ihrem schönen Haus – ein ziemlicher Kontrast zu meiner kärglichen Unterkunft hier, aber es gefällt mir trotzdem. Gestern abend habe ich was erlebt. In einem Café in St Germain-des-Prés lernte ich ein

Mädchen kennen, Valérie hieß sie, und ich fragte sie, ob sie auf ein Glas Wein zu mir in mein Hotel kommen wolle (oho!), was sie auch tat. Gerald war zwar bei mir, aber manchmal ist er ja taktvoll; er verschwand also. Ich ging zuerst nach oben, und Valerie kam bald hinterher; sie hatte das so gewollt, obgleich der Empfang unten wahrscheinlich gar nichts dagegen gehabt hätte. Sie wollte sich gern waschen, und ich sagte, ein Bad hätte ich nicht, nur ein Waschbecken, und erbot mich, solange das Zimmer zu verlassen. Als ich dann wieder klopfte, fragte sie, ob es nicht ein Badezimmer mit einer Wanne gäbe. Ich sagte, doch, natürlich, bloß müßte ich erst den Schlüssel besorgen, was ich auch tat. Dann verschwand sie mindestens fünfzehn Minuten im Badezimmer, und als sie zurückkam, mußte ich noch mal aus dem Zimmer gehen, weil sie sich wieder waschen wollte; ich konnte mir nicht vorstellen, was sie jetzt eigentlich immer noch zu waschen hatte. Ich ging nach unten und wartete draußen auf dem Gehweg. Als ich wieder raufkam, war sie weg und das Zimmer war leer. Ich habe sie überall gesucht, oben und unten in der Halle, aber sie war verschwunden. Glatt aus meinem Leben herausgewaschen, dachte ich. Vielleicht habe ich mich nicht richtig verhalten. Na, ein andermal werde ich's besser machen!

Als nächstes werde ich vielleicht mit Gerald nach Rom fahren . . .

Tom blickte aus dem Fenster. »Wann die wohl fertig werden da draußen? Ach, da kommen sie ja. Sieh mal, wie sie mit den Schaufeln schwingen.«

Tom nahm gemächlich Platz auf dem gelben Sofa. Die Franzosen klopfen ans Fenster, und Tom winkte ihnen hereinzukommen, dann sprang er auf und öffnete die Glastür.

»Nichts war in der Grube, bis auf dieses hier«, sagte

Commissaire Delaunay und hielt eine kleine Münze in die Höhe: ein goldfarbenedes Zwanzig-Centimes-Stück. »Neunzehnhundertfünfundsechzig datiert«, fügte er lächelnd hinzu.

Auch Tom verzog den Mund zu einem Lächeln. »Drolig, daß Sie das gefunden haben.«

»Unser Tagesschatz für heute«, meinte Delaunay und steckte die Münze ein. »Ja, das Loch da ist also ganz kürzlich gegraben worden. Sehr merkwürdig – genau groß genug für eine Leiche, aber keine Leiche drin. Sie haben niemanden dort umgraben sehen in der letzten Zeit, nein?«

»Nein, bestimmt nicht. Aber von hier aus kann man die Stelle nicht sehen. Die Bäume sind dazwischen.«

Er ging in die Küche, um Mme. Annette etwas zu sagen, aber sie war nicht da. Wahrscheinlich machte sie Besorgungen, und das dauerte zweifellos heute länger als sonst, denn sie würde sicher mehreren Bekannten von den Polizisten berichten, die das Haus nach Mr. Murchison – »Sie wissen doch, sein Bild war in der Zeitung!« – durchsuchten. Tom stellte Bier und eine Flasche Wein auf ein Tablett und brachte es ins Wohnzimmer. Die französischen Beamten unterhielten sich mit Bernard über Malerei.

»Kommt es vor, daß irgend jemand sich da im Wald zu schaffen macht?« fragte Delaunay, als Tom eintrat.

»Doch, ja, ab und zu kommt mal ein Bauer und holt sich Holz«, erwiderte Tom. »Aber ich sehe selten jemand auf dem kleinen Weg dort.«

»Und in der letzten Zeit, haben Sie da jemanden gesehen?«

Tom dachte nach. »Nein, ich wüßte nicht.«

Die Beamten verabschiedeten sich. Einiges hatten sie immerhin festgestellt: das Telefon war in Ordnung; die

femme de ménage war aus, um Besorgungen zu machen (Tom sagte, sie fänden sie vielleicht im Dorf, wenn sie sie sprechen wollten); Heloise war zu ihren Eltern nach Chantilly gefahren. Aber Delaunay hatte nicht mal nach der Adresse gefragt.

»Ich möchte die Fenster aufmachen«, sagte Tom, als sie fort waren. Er öffnete die vordere Haustür und die Glastür zum Garten. Bernard machte die Zugluft nichts aus.

»Ich will mir mal ansehen, was sie da draußen gemacht haben«, sagte Tom und ging über den Rasen auf den Wald zu. Was für eine Erlösung, daß die Hüter des Gesetzes aus dem Hause waren!

Sie hatten das Loch wieder zugeschaufelt. Man sah noch die kleine Erhöhung aus rotbrauner Erde, aber es war alles ordentlich geglättet. Er ging ins Haus zurück und dachte: Wie viele solcher Gespräche, Wiederholungen, Fragen kann ich noch aushalten? Für eins sollte er vielleicht dankbar sein: Bernard erging sich nicht in Selbstmitleid – er klagte ihn an. Das wenigstens war ein aktiver und positiver Entschluß.

»Also«, sagte er und trat ins Wohnzimmer, »saubere Arbeit haben sie geleistet, das muß man ihnen lassen. Und dafür zwanzig Centimes verdient. Am besten wär's wohl, wir machten uns jetzt auf, bevor –«

In diesem Augenblick – Tom hörte es, ohne hinzusehen – öffnete Mme. Annette die Tür zur Küche. Er ging hinüber und sagte: »Die Männer sind fort, Madame, und gefunden haben sie nichts.« Von der Grabstelle brauchte sie nichts zu erfahren.

»Merkwürdig, nicht wahr?« Es war die häufig in Frankreich anstelle von etwas Wichtigerem gebrauchte Antwort. »Ein richtiges Geheimnis ist das hier, nicht wahr?«

»Ein Geheimnis ist es höchstens in Paris oder in Orly,

hier nicht«, gab Tom zurück.

»Sind Sie und M. Bernard heute mittag zum Essen hier?«

»Nein, heute nicht, wir werden mal ausgehen. Und wegen heute abend brauchen Sie sich auch keine Mühe zu machen. Wenn Mme. Heloise anruft, sagen Sie ihr doch bitte, ich rief sie heute abend an, ja?« Er zögerte. »Nein – ich werde sie noch vor fünf heute nachmittag anrufen. Jedenfalls könnten Sie den Rest des Tages heute freinehmen.«

»Ich habe für alle Fälle Koteletts mitgebracht. Ja, ich hatte mich mit Mme. Yvonne verabredet, wir –«

»Ausgezeichnet«, unterbrach Tom. Er wandte sich an Bernard. »Wollen wir irgendwohin fahren?«

Aber sie kamen nicht sofort weg. Bernard hatte noch etwas in seinem Zimmer zu erledigen, sagte er. Mme. Annette, so nahm Tom an, verließ das Haus, vermutlich um in Villeperce mit einer Freundin zusammen zu essen. Schließlich klopfte Tom an Bernards geschlossene Tür.

Bernard saß am Tisch und schrieb.

»Wenn du lieber allein sein willst –«

»Nein, will ich nicht«, sagte Bernard und stand bereitwillig auf.

Tom wußte nicht, was er davon halten sollte. Er hätte ihn gern gefragt: »Worüber willst du eigentlich reden? Wozu bist du hier?« Aber er konnte sich nicht überwinden. »Komm, laß uns runtergehen«, sagte er nur. Bernard folgte ihm.

Es war halb eins. Tom hätte gern Heloise angerufen; er hätte sie gerade noch vor dem Essen erreicht. Bei ihr zu Hause aß man immer um ein Uhr, ganz pünktlich. Als er jetzt mit Bernard ins Wohnzimmer kam, läutete das Telefon. »Vielleicht Heloise«, sagte er und nahm den Hörer auf.

»Vous êtes . . . brrlllll – ne quittez pas. Londres vous appelle . . .«

Dann war Jeff am Apparat. »Tom, hallo. Ich spreche vom Postamt aus. Könntest du – könntest du noch mal rüberkommen, hierher?«

Tom wußte, er meinte als Derwatt, nicht als Tom Ripley. »Jeff – Bernard ist hier.«

»Das haben wir uns gedacht. Wie geht's ihm?«

»Er – er ruht sich etwas aus.« Bernard stand an der Glastür, wahrscheinlich hörte er überhaupt nicht zu, aber ganz sicher war das nicht. »Jetzt kann ich unmöglich kommen«, sagte er. War denen denn gar nicht klar, daß er schließlich Murchison umgebracht hatte?

»Könntest du nicht doch vielleicht kommen – bitte?«

»Aber ich habe hier ja auch einiges zu tun, schließlich. Was ist denn los?«

»Der Inspektor war hier. Er wollte wissen, wo Derwatt ist. Und unsere Bücher wollte er auch sehen.« Jeff mußte schlucken. Vielleicht sprach er unabsichtlich leiser, damit ihn niemand hörte, gleichzeitig aber klang die Stimme verzweifelt – als sei es ihm egal, ob ihn jemand hörte oder verstand. »Ich – Ed und ich, wir haben ein paar Listen aufgestellt. Ziemlich neue. Wir haben gesagt, unsere Abmachungen seien immer ganz formlos gewesen, und nie sei ein Bild verlorengegangen. Das hat er auch anscheinend geglaubt. Aber sie wollen eben Derwatt selber haben, und wenn du das noch einmal auf die Beine stellen könntest –«

»Das wäre sicher nicht ratsam«, unterbrach ihn Tom.

»Na, wenn du dann wenigstens unsere Bücher bestätigen könntest.«

Ach, zur Hölle mit ihren Büchern und mit ihren ganzen Einkünften, dachte Tom. Was sollte er dann sagen: der Mord an Murchison, war er dafür etwa allein verantwort-

lich? Und dann noch Bernard und sein Geschick! In diesem Augenblick wurde es Tom ohne Nachdenken auf einmal klar, daß Bernard sich umbringen würde. Irgendwo würde er sich das Leben nehmen. Und dann jammernten Jeff und Ed über ihre Einkünfte, ihren Ruf und die Möglichkeit, ins Gefängnis zu kommen! »Ich kann hier nicht ohne weiteres los. Im Augenblick ist es mir unmöglich, nach London zu kommen.« Und in Jeffs enttäuschtes Schweigen hinein fragte er: »Hast du eine Ahnung, ob Mrs. Murchison die Absicht hat rüberzukommen?«

»Darüber haben wir nichts gehört.«

»Laß doch Derwatt bleiben, wo er ist, das ist doch egal. Wer weiß, vielleicht hat er irgendwo einen Freund mit einem Privatflugzeug?« Tom lachte.

»Du, hör mal«, sagte Jeff ein wenig munterer, »was ist eigentlich aus der ›Uhr‹ geworden, weißt du das? Gestohlen oder was?«

»Ja, offenbar gestohlen. Merkwürdig, nicht? Wer sich daran wohl jetzt ergötzt?«

Aber die Enttäuschung war immer noch spürbar, als Jeff dann auflegte. Tom kam also nicht nach London.

»Laß uns einen Gang machen«, sagte Bernard.

So wurde es also nichts mit dem Anruf bei Heloise. Tom nahm einen Anlauf, um Bernard um zehn Minuten Geduld zu bitten, damit er Heloise von seinem Zimmer aus anrufen konnte; doch dann ließ er es. Vermutlich war es besser, jetzt auf Bernard einzugehen. »Schön. Ich hole meine Jacke.«

Sie gingen durchs Dorf. Bernard stand der Sinn weder nach Kaffee noch nach einem Glas Wein noch nach Mittagessen. Sie gingen fast einen Kilometer auf den beiden Straßen, die aus Villeperce hinausführten, dann kehrten sie um. Manchmal mußten sie ausweichen, wenn große bäuerliche Lastwagen oder Pferdewagen kamen. Ber-

nard sprach über van Gogh und Arles, wo er zweimal gewesen war.

»- er hatte eben eine bestimmte Lebensspanne, die ihm zugemessen war, mehr nicht. Mozart mit achtzig kann man sich ja auch nicht vorstellen. Ach, Salzburg würde ich gern noch mal sehen. Da gibt's ein Café, das Tomaselli, wo sie phantastischen Kaffee haben . . . Kannst du dir zum Beispiel vorstellen, daß Bach mit sechsundzwanzig gestorben wäre? Und das beweist, daß ein Mensch das ist, was sein Werk ist, weder mehr noch weniger. Der Mensch ist nie gemeint, wenn man davon spricht, sondern immer nur sein Werk . . .«

Es sah nach Regen aus. Tom hatte schon vor einer Weile den Kragen hochgeschlagen.

». . . und Derwatt hatte eine ganz anständige Spanne. Unsinnig, daß ich sie verlängerte. Aber das habe ich ja auch nicht. Das läßt sich alles wieder in Ordnung bringen.« Bernard sprach wie ein Richter bei der Verkündung des Urteils – eines nach seiner Meinung durchaus weisen Urteils.

Tom nahm die Hände aus den Taschen und blies hinein, dann schob er sie in die Taschen zurück.

Zu Hause machte Tom Tee und holte Whisky und Kognak hervor. Der Drink würde Bernard entweder beruhigen oder seinen Zorn erregen, wodurch eine Krise entstehen mußte; jedenfalls würde etwas passieren.

»Ich muß meine Frau mal anrufen«, sagte Tom. »Bitte bediene dich – trink, was du möchtest.« Er lief nach oben. Heloises Stimme – selbst wenn sie noch böse war – wäre zumindest eine Stimme der Vernunft.

Er gab der Telefonistin die Nummer in Chantilly. Von draußen hörte man, wie es anfang zu regnen; die Tropfen schlugen sanft gegen die Scheiben. Im Augenblick war es windstill. Tom seufzte.

Jetzt meldete sie sich. »Hallo, Heloise!« rief er. »Ja, mir geht's gut. Ich wollte dich schon gestern abend anrufen, aber dann wurde es zu spät . . . Nein, ich war nur draußen, spazieren.« (Sie hatte versucht, ihn anzurufen.) »Ja, mit Bernard . . . Ja, er ist noch hier, aber heute wird er wohl abfahren, heute nachmittag oder heute abend. Wann kommst du wieder?«

»Wenn du diesen *fou* endgültig los bist!«

»Heloise, *je t'aime*. Vielleicht komme ich nach Paris, kann sein, mit Bernard. Dann werde ich ihn vielleicht eher los.«

»Warum bist du so nervös? Was ist los?«

»Gar nichts.«

»Sagst du mir Bescheid, wenn du in Paris bist?«

Tom kehrte nach unten zurück und legte eine Platte auf – eine Jazzplatte, weder gut noch schlecht, und es ging ihm damit so, wie er es schon mehrfach in kritischen Augenblicken erfahren hatte: der Jazz half ihm nicht. Nur klassische Musik half ihm: sie beruhigte – oder sie langweilte auch, sie gab Zuversicht oder nahm sie weg, weil sie Maß und Ordnung hatte, die man entweder akzeptierte oder abwies. Tom tat eine Menge Zucker in seinen erkalteten Tee und trank ihn aus. Bernard hatte sich offenbar zwei Tage lang nicht rasiert. Ob er sich einen Derwatt-Bart stehen lassen wollte?

Ein paar Minuten später schlenderten sie über den Rasen hinter dem Haus. An Bernards Schuh hing ein Schnürsenkel herab. Er trug niedrige Wildlederstiefel, etwas abgetragen, die Sohlen bogen sich wie die Schnäbel bei neugeborenen Vögeln; es sah merkwürdig altertümlich aus. Wollte er nun seinen Senkel zuschnüren oder nicht?

»Neulich«, sagte Tom, »habe ich mal versucht, einen Limerick zu komponieren.

Ein Computer geldgieriger Klasse
vermittelte Ehen en masse.
Er traute auch fix
Frau Null mit Herrn Nix
und bat vorher und nachher zur Kasse.

Die letzte Zeile paßt nicht, ich weiß. Vielleicht fällt dir was Besseres ein.« Tom hatte noch eine andere Version des Mittelteils und der letzten Zeile, aber Bernard hörte offenbar gar nicht zu.

Jetzt bogen sie in den kleinen Fußweg ein, der in den Wald führte. Der Regen hatte aufgehört, es tropfte nur noch von den Bäumen.

»Sieh mal den kleinen Frosch!« Tom bückte sich, um ihn aufzuheben, er wäre fast darauf getreten; ein winziges Ding, kaum größer als ein Daumnagel.

Der Schlag, der ihn traf, krachte auf den Hinterkopf. War das Bernards Faust gewesen? Tom hörte, wie Bernard etwas sagte, er fühlte nasses Gras und einen Stein an seinem Gesicht, dann verlor er für einen Augenblick das Bewußtsein, obwohl er wahrnahm, daß ihn ein zweiter Schlag seitlich am Kopf traf. Das geht zu weit, dachte Tom. Die leeren Hände fühlten sich an, als griffen sie taub und gefühllos am Boden entlang, aber er wußte, daß er sich gar nicht regte.

Dann wurde er über den Erdboden gerollt, weiter und weiter. Alles war still, nur in seinen Ohren sauste es. Er versuchte sich zu bewegen, aber es ging nicht. Lag er mit dem Gesicht nach oben oder nach unten? Die Gedanken arbeiteten, nur sehen konnte er nichts. Er blinzelte, und die Augen fühlten sich sandig an. Nun wurde ihm klar, daß etwas Schweres sich auf seinen Rücken und die Beine legte. Das Sausen in den Ohren dauerte an, doch daneben hörte er jetzt das gedämpfte Geräusch einer Schaufel, die in den Boden getrieben wurde. Ber-

nard war dabei, ihn zu begraben. Tom wußte jetzt, seine Augen waren offen. Wie tief war die Grube? Es war Murchisons Grab, ganz sicher. Wieviel Zeit war vergangen?

Herrgott, er konnte doch nicht zulassen, daß Bernard ihn ein paar Fuß tief eingrub – da kam er ja nie wieder heraus. Es gab schließlich eine Grenze im Nachgeben, dachte er mit einem schwachen Anflug von Humor; die Grenze war sein eigenes Leben. Hör doch auf jetzt – schon gut! Er glaubte, die Worte laut geschrien zu haben, doch alles blieb still.

». . . nicht der erste«, sagte Bernards Stimme, dumpf und erstickt von dem Sand, der Tom umgab.

Was bedeutete das? Hatte er die Worte überhaupt gehört? Ein wenig konnte er den Kopf bewegen. Er lag also mit dem Gesicht nach unten. Ganz leicht konnte er den Kopf drehen.

Und jetzt fiel nichts mehr auf ihn herab. Tom konzentrierte sich darauf, vorsichtig Luft zu holen, durch Mund und Nase. Der Mund war trocken, er spuckte Sand aus. Vielleicht ging Bernard weg, wenn Tom sich nicht rührte? Er konnte jetzt wieder einigermaßen klar denken: Bernard mußte die Schaufel aus dem Geräteschuppen geholt haben, als Tom bewußtlos war. Er fühlte, wie ihm etwas Warmes den Rücken hinunterrann. Wahrscheinlich Blut.

Zwei oder auch fünf Minuten vergingen. Tom wollte sich aufrichten oder jedenfalls einen Versuch dazu machen, nur wußte er nicht, ob Bernard da stand und ihm zusah.

Hören konnte er gar nichts, auch keine Schritte. Vielleicht war Bernard schon vor Minuten fortgegangen. Außerdem: er würde ihn wohl kaum von neuem angreifen, wenn er sah, wie Tom sich aus der Grube herauuskämpfte. Komisch war das. Später – wenn es ein Später gab,

dachte Tom – würde er sicher darüber lachen.

Er wagte es und bewegte die Knie. Er versuchte, die Hände in den Boden zu stemmen und sich aufwärts zu schieben, aber ihm fehlte die Kraft. Er fing also an, sich wie ein Maulwurf mit den Fingern einen Weg nach oben zu graben. Er kratzte eine Stelle frei für sein Gesicht und schob sich etwas nach oben, der Luft entgegen, aber er erreichte sie nicht. Die Erde war naß und locker und sehr klebrig. Das Gewicht auf seinem Rücken war beträchtlich. Er begann mit den Füßen zu scharren und mit Armen und Händen aufwärts zu rudern, wie ein Mann, der in ungehärtetem Zement zu schwimmen versucht. Mehr als drei Fuß Erde konnten doch nicht auf ihm liegen, dachte er optimistisch. Vielleicht nicht einmal so viel. Eine Tiefe von drei Fuß Erde herauszuschaukeln, selbst wenn sie so weich war wie diese hier, das brauchte seine Zeit, und so sehr lange hatte Bernard bestimmt nicht gegraben. Tom war sicher, daß er jetzt an der Oberfläche seines Gefängnisses angelangt war, und wenn Bernard dort stand und gar nichts tat, ihn nicht weiter mit Erde bewarf oder auf ihn wartete, um ihm noch einmal einen Schlag über den Kopf zu versetzen, dann konnte er es wohl riskieren, einen kräftigen Schub nach oben zu tun und sich dann ein paar Sekunden auszuruhen. Er riskierte es und gewann dadurch etwas mehr Luft zum Atmen. Zwanzig Atemzüge voll feuchter Grabesluft, dann grub er sich weiter hinauf.

Zwei Minuten später stand er, schwankend wie ein Betrunkener neben Murchisons – und seinem eigenen – Grab, von oben bis unten mit lehmigen Erdklumpen bedeckt.

Die Dämmerung sank. Im Hause brannte kein Licht, das sah er, als er in den kleinen Fußweg stolperte. Automatisch überlegte er, wie die Grube aussah, daß man

sie zuschütten mußte und wo die Schaufel sein mochte, die Bernard benutzt hatte. Ach, zum Teufel, ihm war jetzt alles egal. Immer noch wischte er sich den Schmutz aus Augen und Ohren.

Vielleicht fand er Bernard im Halbdunkel des Wohnzimmers sitzen. Dann wollte er einfach »Buh!« zu ihm sagen. Ein reichlich übler Streich war es gewesen, den Bernard ihm da gespielt hatte. Auf der Terrasse zog Tom die Schuhe aus und ließ sie dort stehen. Die Glastür war angelehnt. »Bernard!« rief er laut. Bloß jetzt nicht noch ein Überfall, das wäre wirklich zu viel.

Niemand antwortete.

Tom trat ins Wohnzimmer, wandte sich dann um und ging benommen wieder hinaus auf die Terrasse, wo er sein schmutziges Jackett und auch die Hose auf den Boden fallen ließ. In Shorts ging er nach oben ins Badezimmer. Das Bad erfrischte ihn. Er band sich ein Handtuch um den Hals. Die Wunde am Kopf blutete noch, er hatte sie nur leicht mit dem Waschlappen ausgedrückt, um den Schmutz herauszuwaschen, und versuchte jetzt, nicht mehr daran zu denken, weil er gar nichts damit tun konnte, solange er allein war. Er zog den Morgenrock an und ging nach unten in die Küche, wo er sich ein Schinkenbrot zurechtmachte und ein großes Glas Milch ein-goß; beides verzehrte er am Küchentisch. Dann holte er Jackett und Hose herein und hängte sie in sein Badezimmer. Ausbürsten und zur Reinigung schicken, würde Mme. Annette streng anordnen. Wie gut, daß sie nicht hier war, doch bis zehn kam sie sicher zurück, vielleicht auch erst um halb zwölf, falls sie in Fontainebleau oder Melun ins Kino gegangen war, aber damit durfte er nicht rechnen. Jetzt war es zehn Minuten vor acht.

Was Bernard jetzt wohl unternahm? Vielleicht ließ er sich ziellos nach Paris treiben –? Daß er nach London

zurückfuhr, konnte sich Tom nicht vorstellen, damit wollte er im Augenblick nicht rechnen. Aber Bernard war zur Zeit so verstört, ihm war alles zuzutrauen, er war ganz unberechenbar. Ob er zum Beispiel Jeff und Ed mitteilen würde, er habe Tom Ripley umgebracht? Er konnte allen Leuten Gott-weiß-was erzählen, das war durchaus denkbar. Daß Bernard sich umbringen würde, das spürte Tom ebenso, wie er einen Mord gespürt hätte. Selbstmord war ja auch eine Art Mord. Und damit Bernard das ausführen konnte, was er vorhatte, dazu mußte Tom weiterhin tot sein, das wußte er genau.

O Gott, wie gräßlich. Mme. Annette fiel ihm ein, Heloise, die Nachbarn, die Polizei. Wie sollte er sie davon überzeugen, daß er tot war?

Tom zog die Leinenhose an, holte die Taschenlampe aus der unteren Toilette und ging auf den Waldweg zurück. Tatsächlich, da lag die Schaufel auf dem Boden, zwischen dem vielbenutzten Grab und dem Fußweg. Er nahm sie und füllte die Grube von neuem. Hier müßte mal ein schöner Baum wachsen, dachte er dabei; die Erde ist so gut gelockert. Er schleppte auch noch ein paar der Äste und Zweige herbei, mit denen er Murchison zunächst zugedeckt hatte.

Nun ruhe in Frieden, Tom Ripley, dachte er.

Ein neuer Paß wäre wahrscheinlich nützlich, und dafür war Reeves Minot genau der richtige Mann. Hohe Zeit, daß er Reeves mal um einen kleinen Gefallen bat.

Auf der Schreibmaschine schrieb er einen kurzen Brief an Reeves und legte sicherheitshalber zwei seiner augenblicklichen Paßbilder bei. Er müßte Reeves heute abend von Paris aus anrufen. Tom hatte beschlossen, nach Paris zu fahren; dort wollte er sich für ein paar Stunden irgendwo zurückziehen und seine Lage überdenken. Er nahm daher jetzt seine schmutzverkrusteten

Schuhe und Kleidungsstücke und brachte sie hinauf in den Bodenraum, wohin Mme. Annette wahrscheinlich nicht kommen würde. Dann zog er sich noch einmal um und fuhr mit dem Kombiwagen zum Bahnhof nach Melun.

Um Viertel vor elf war er in Paris. Den Brief an Reeves steckte er auf der Gare de Lyon in einen Briefkasten. Dann ging er ins Hotel Ritz und nahm ein Zimmer unter dem Namen Daniel Stevens. Seinen Paß, gab er an, habe er nicht bei sich, er schrieb eine fiktive amerikanische Paßnummer ins Hotelregister. Adresse: 14 rue du Docteur Cavet, Rouen – eine Straße, die, soviel er wußte, nicht existierte.

Von seinem Zimmer aus rief Tom Heloise an. Sie war nicht zu Hause; das Mädchen sagte, sie sei mit ihren Eltern auswärts essen gegangen. Darauf meldete Tom ein Gespräch mit Reeves in Hamburg an, das in zwanzig Minuten durchkam. Reeves war am Apparat.

»Tag, Reeves – hier ist Tom. Ich bin in Paris. Wie geht's? Hör zu: kannst du mir wohl einen Paß verschaffen, *tout de suite*? Zwei Fotos habe ich dir heute schon geschickt.«

Reeves schien leicht verstört. War denn dies jetzt eine ernstgemeinte Bitte? Ein Paß –? Ja ja, ganz richtig, ein Paß, so ein kleines Buch, du weißt doch, wie sie einem andauernd gestohlen werden. Tom war so höflich, sich nach dem Preis zu erkundigen.

Den konnte Reeves ihm noch nicht nennen.

»Setz es auf die Rechnung«, sagte Tom zuversichtlich. »Wichtig ist nur, daß ich ihn sofort kriege. Wenn du Montag morgen die Bilder bekommst, kann er dann bis Montag abend fertig sein? . . . ja, es ist dringend. Kennst du jemand, der Montag abend oder nacht nach Paris fliegt?« Wenn nicht, dann muß einer gesucht werden, dachte er.

Ja, meinte Reeves, ein Bekannter von ihm könne nach Paris kommen. Gut, aber bloß nicht noch ein weiterer Zwischenträger, beharrte Tom. Er war außerstande, jetzt noch irgend jemandes Taschen oder Koffer zu durchsuchen.

»Möglichst irgendein amerikanischer Name«, sagte er. »Am besten ein amerikanischer Paß, aber ein englischer ginge auch. Bis dahin wohne ich hier im Ritz, Place Vendôme . . . Daniel Stevens.« Sicherheitshalber gab er

Reeves noch die Telefonnummer des Hotels und sagte, er werde den Überbringer selber abholen, wenn er erführe, wann der Mann in Orly ankam.

Jetzt war auch Heloise wieder im Haus in Chantilly, und Tom sprach mit ihr. »Ja, ich bin in Paris. Willst du heute abend herkommen?«

Das wollte sie, und Tom war begeistert. Er sah sich im Geist ihr gegenüber sitzen, schon in einer Stunde, und Sekt trinken, wenn Heloise Lust auf Sekt hatte, was meistens der Fall war.

Tom stand auf dem grauen Straßenpflaster und blickte sich auf der Place Vendôme um. Er mochte keine kreisrunden Plätze. In welcher Richtung sollte er nun gehen – links zur Opéra hinüber, oder rechts zur Rue de Rivoli? Rechtecke oder Quadrate waren ihm lieber. Wo mochte Bernard sein? Wozu brauchst du eigentlich einen Paß? fragte er sich. Als Trumpfkarte? Als zusätzliches Mittel zu potentieller Freiheit? »Ich kann nicht wie Derwatt zeichnen«, hatte Bernard am Nachmittag gesagt. »Ich zeichne überhaupt nicht mehr – sogar für mich selber nur noch selten.« Ob Bernard in diesem Augenblick irgendwo in einem Pariser Hotel stand und sich über dem Waschtisch die Pulsadern aufschnitt? Oder ob er am Geländer einer Seinebrücke lehnte, im Begriff hinunterzuspringen, verstoßen, wenn niemand ihn sah?

Tom schritt geradenwegs auf die Rue de Rivoli zu. Der Abend war kühl und dunkel, die Schaufenster versperrt mit Ketten und Stahlriegeln, um den für Touristen ausgelegten Plunder vor Diebstahl zu schützen: Seidentücher mit dem Aufdruck ›Paris‹, überteuerte Krawatten und Hemden. Einen Augenblick dachte er daran, ein Taxi zum sechsten *Arrondissement* zu nehmen, dort in der freundlicheren Atmosphäre herumzuschlendern und bei Lippe ein Bier zu trinken. Aber dort würde er womöglich

Chris treffen; das wollte er vermeiden. Er ging ins Hotel zurück und meldete ein Gespräch mit Jeffs Fotoatelier an. Die Telefonistin sagte, es werde dreiviertel Stunden dauern, weil die Leitungen alle besetzt seien, doch dann kam es nach einer halben Stunde durch.

»Hallo? Paris –?« Jeffs Stimme klang wie die eines ertrinkenden Delphins.

»Ja, ich bin´s – Tom. Ich bin in Paris. Kannst du mich hören?«

»Schlecht!«

Es war nicht so schlecht, daß Tom Lust zu einer zweiten Anmeldung verspürte. Er sprach weiter. »Ich weiß nicht, wo Bernard ist, Jeff. Habt ihr von ihm gehört?«

»Wieso bist du in Paris?«

Was hatte es für einen Zweck, bei so schlechter Verständigung noch Erklärungen abzugeben. Tom erfuhr mit einiger Mühe, daß Jeff und Ed nichts von Bernard gehört hatten. Dann sagte Jeff:

»Sie versuchen immer noch, Derwatt auf zutreiben . . .« (gedämpfte englische Flüche) »Herrgott, wenn ich dich nicht mal verstehe, dann kann doch ein anderer erst recht . . .«

»*D'accord!*« unterbrach ihn Tom. »Was hast du für Sorgen, erzähl mal.«

»Es kann sein, daß Murchisons Frau . . .«

»Was? Was?!« Herrgott, dieses elende Telefon. Man sollte zu Feder und Tinte und zu Dampfschiffen zurückkehren. »Ich kann kein Wort verstehen!«

»Wir haben ›Die Wanne‹ verkauft . . . die fragen hier nach Derwatt! Tom, könntest du nicht noch einmal . . .«

Plötzlich waren sie getrennt.

Zornig knallte Tom den Hörer auf die Gabel und nahm ihn dann noch einmal auf, um der Telefonistin unten seine Meinung zu sagen. Aber er legte den Hörer wieder

hin. Ihre Schuld war es ja nicht. Niemand hatte Schuld; jedenfalls niemand, den man verantwortlich machen konnte.

Mrs. Murchison war also auf dem Wege nach Europa, wie er es vorausgesehen hatte. Vielleicht wußte sie Bescheid über die Farbentheorie ihres Mannes. Und ›Die Wanne‹ war verkauft – an wen? Und wo war Bernard? In Athen vielleicht? Ob er die Absicht hatte, Derwatts Aktion zu wiederholen und sich auf einer griechischen Insel das Leben zu nehmen? Tom sah sich im Geist nach Athen reisen. Welches war Derwatts Insel? Icaria? Wo lag die? Das mußte er morgen im Reisebüro feststellen.

Er setzte sich an den Schreibtisch und warf eilig ein paar Zeilen an Jeff aufs Papier.

Lieber Jeff,

falls Du Bernard siehst: ich bin tot. Er glaubt, er habe mich umgebracht. Ich erkläre es Dir später. Bitte sage dies niemandem sonst – es gilt nur für Bernard und für den Fall, daß er Dir erzählt, er habe mich umgebracht. Dann tu bitte so, als glaubtest Du ihm, und unternimm nichts. Geh zum Schein auf ihn ein.

Herzlichen Gruß
Tom

Tom ging nach unten, ließ sich an der Rezeption eine 70-Centimes-Marke geben und steckte den Brief ein. Vor Dienstag würde Jeff ihn kaum bekommen. Aber telegraphieren ließ sich so etwas nicht gut. Oder vielleicht doch –? *Muß vorläufig für Bernard unsichtbar bleiben.* Nein, das war nicht deutlich genug. Er dachte noch darüber nach, als Heloise in die Eingangstür trat. Sie hatte ihr kleines Wochenendköfferchen bei sich, das freute ihn.

»Guten Abend, Mme. Stevens«, sagte er auf Franzö-

sisch. »Du bist heute abend Mme. Stevens, weißt du.« Er wollte sie erst zur Rezeption führen, ließ es dann aber und ging mit ihr zum Lift.

Drei Paar Augen folgten ihnen. War das tatsächlich seine Frau?

»Du siehst blaß aus, *Tome*.«

»Ach, ich hatte viel zu tun heute.«

»Was ist denn das da –?«

»Sch-sch.« Sie meinte die Stelle an seinem Hinterkopf. Heloise entging nichts. Einiges konnte er ihr erzählen, aber nicht alles. Das Grab – nein, das wäre zu großlich. Außerdem stand dann Bernard als Killer da, und das war er nicht. Tom gab dem Mann im Lift, der sich des Köfferchens bemächtigt hatte, ein Trinkgeld.

»Was hast du mit deinem Kopf angestellt?«

Tom nahm den dunkelblaugrünen Schal ab, den er sich hoch um den Hals gebunden hatte, um das Blut aufzufangen. »Bernard hat mich geschlagen. Nun mach dir bloß keine Sorgen, Liebes. Komm, zieh die Schuhe aus und dein Kleid auch. Mach es dir bequem. Hättest du Lust auf eine Flasche Sekt?«

»Ja – warum nicht?«

Tom ging ans Telefon und bestellte. Er fühlte sich beschwingt, wie im Fieber, doch er wußte: das war nur die Müdigkeit und der Blutverlust. Hatte er sich im Hause umgesehen, ob da noch Blutstropfen zurückgeblieben waren? Ja, er entsann sich, daß er in der letzten Minute eigens deshalb nach oben gegangen war.

»Wo ist Bernard?« Heloise hatte die Schuhe abgestreift und war jetzt barfuß.

»Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht hier in Paris.«

»Ihr hattet Streit? Er wollte wohl nicht gehen, was?«

»Ach – na ja, wir hatten einen kleinen Streit. Er ist eben sehr nervös augenblicklich. Hat gar nichts zu be-

deuten.«

»Aber warum bist du denn nach Paris gekommen? Ist er vielleicht noch bei uns zu Hause?«

Das war immerhin eine Möglichkeit, obgleich seine Sachen nicht mehr da waren; das hatte Tom festgestellt. Und ins Haus zurück konnte Bernard nicht, dann hätte er eine der Glastüren aufbrechen müssen. »Nein, zu Hause ist er nicht mehr.«

»Ich möchte mir deinen Kopf mal ansehen. Komm ins Badezimmer, da ist besseres Licht.«

Es klopfte an der Tür. Man hatte sich beeilt mit dem Sekt. Der stattliche grauhaarige Kellner verzog das Gesicht zu einem Lächeln, als er den Korken zog, einschenkte und die Flasche in das angenehm knirschende Eis des Kühlers stellte.

»*Merci, M'sieur*«, sagte er und nahm den Geldschein, den ihm Tom reichte.

Tom und Heloise hoben die Gläser – Heloise etwas unsicher – und tranken. Sie wollte nach seinem Kopf sehen, und Tom gab schließlich nach. Er zog das Hemd aus, schloß die Augen und beugte sich über den Waschtisch, während Heloise ihm die Stelle am Hinterkopf mit einem Waschläppchen auswusch. Er versuchte, ihre Ausrufe, die er erwartet hatte, nicht zu hören.

»So groß kann die Wunde nicht sein, sonst hätte sie weitergeblutet«, sagte er. Durch das Waschen hatte sie natürlich von neuem angefangen zu bluten. »Nimm doch noch ein Handtuch – irgendwas«, sagte er und ging ins Schlafzimmer zurück, wo er sich sacht auf den Boden sinken ließ. Er war nicht ohnmächtig und kroch wieder ins Bad, wo der Fußboden mit Fliesen belegt war.

Heloise sagte etwas von Heftpflaster.

Eine Minute lang war Tom ohne Bewußtsein, aber er erwähnte nichts davon. Er schlich in die Toilette und

würgte und erbrach ein wenig. Dann legte er sich ein paar der nassen Handtücher auf Gesicht und Stirn und stand wenige Minuten später wieder am Waschtisch, das Sektglas in der Hand, während ihm Heloise die Wunde mit einem kleinen weißen Taschentuch verband. »Wieso hast du Heftpflaster bei dir?« fragte er.

»Das nehme ich für meine Nägel.«

Wie macht sie das? dachte er. Er hielt die Heftpflasterrolle, während sie den Streifen abschnitt. »Rosa Heftpflaster«, sagte Tom, »das ist ein Indiz für Rassendiskriminierung. Die Black-Power-Leute in Amerika müßten das rauskriegen und Schluß damit machen.«

Da er Englisch gesprochen hatte, verstand ihn Heloise nicht.

»Ich werd's dir morgen erklären – vielleicht.«

Und dann lagen sie im Bett, einem wunderbar breiten Bett mit vier dicken Kissen, und Heloise hatte ihren Pyjama ausgezogen und Tom unter den Kopf gelegt, falls die Wunde noch weiterblutete, aber er meinte, sie hatte fast aufgehört. Heloise war nackt und fühlte sich unbeschreiblich glatt an, wie polierter Marmor, nur war sie natürlich weich und warm. Dies war kein Abend zum Lieben, doch Tom war sehr glücklich, und das Morgen kümmerte ihn nicht im geringsten, was vielleicht unklug war, doch heute nacht – oder vielmehr heute früh – wollte er nicht nachdenken. Er hörte im Dunkeln das leise Zischen der Sektperlen, als Heloise trank, und das »Klink« des Glases auf dem Nachttisch. Dann legte er die Wange an ihre Brust. Heloise – du bist die einzige Frau auf der Welt, die mich jemals an das *Jetzt* denken ließ, wollte er sagen, doch er war zu müde, und es war auch sicher nicht wichtig.

Später am Morgen mußte er ihr dann einige Erklärungen abgeben, und das mußte vorsichtig geschehen. Ber-

nard Tufts, sagte er, sei so rastlos wegen seiner Freundin in England; es war sogar denkbar, daß er sich das Leben nahm, und Tom wollte ihn finden, mußte ihn finden. Vielleicht war er in Athen. Und da die Polizei Tom wegen Murchisons Verschwinden im Auge behalten wollte, war es am besten, daß sie annahm, er sei in Paris, vielleicht bei Freunden. Er erklärte ihr, er warte auf einen Paß, der bestenfalls Montag abend da sein konnte. Tom und Heloise frühstückten im Bett während dieses Gesprächs.

»Ich begreife nicht, warum du dich so um diesen *fou* sorgst, der dich noch dazu geschlagen hat.«

»Aus Freundschaft«, gab er zurück. »Nun hör mal zu, Liebes – du könntest doch jetzt nach Hause zurückfahren und Mme. Annette Gesellschaft leisten, was meinst du? Oder wir könnten sie anrufen, und du könntest noch bis morgen hier bei mir bleiben. Nur sollten wir doch wohl lieber heute in ein anderes Hotel ziehen – sicherheitshalber.«

»Ach, *Tome* –« Die Stimme klang enttäuscht, aber Heloise meinte es nicht so, das wußte er. Sie unternahm gern verstohlene Dinge und liebte Heimlichkeiten, die im Grunde unnötig waren. Was sie Tom an Schulabenteuern mit Freunden und Mitschülerinnen erzählt hatte, von denen ihre Eltern nichts wissen durften, hätte von Coc-teau erfunden sein können.

»Paß auf, wir legen uns einen neuen Namen zu. Welchen möchtest du? Es muß aber was Amerikanisches oder Englisches sein – wegen mir. Du bist einfach meine Frau und Französin, nicht wahr?« Er sprach englisch.

»Ja. Mme. – Gladstone?«

Tom lachte.

»Warum ist das so komisch?«

Englisch war doch eine ekelhafte Sprache, fand Heloi-

se – immer wieder gab es Wendungen, die sie für Zweideutigkeiten hielt und niemals begriff.

»Gar nicht – er hat bloß eine Reisetasche erfunden.«

»Eine Reisetasche erfunden? Das glaube ich dir nicht. Wie kann man eine Reisetasche erfinden – viel zu simpel. Blödsinn.«

Sie zogen um ins Hotel Ambassadeur am Boulevard Haussmann, im neunten *Arrondissement*, streng konservativ und achtbar. Tom trug sich unter dem Namen William Tenyck ein, mit Ehefrau Mireille. Dann rief er noch einmal bei Reeves an und hinterließ seinen neuen Namen, die Adresse und die Telefonnummer des Hotels, PRO 7221, bei dem Mann mit dem deutschen Akzent, der häufig bei Reeves das Telefon bediente.

Nachmittags ging er mit Heloise in einen Film, und um sechs waren sie wieder im Hotel. Keine Nachricht von Reeves. Auf Toms Anregung rief Heloise dann Mme. Annette an, und auch Tom sprach ein paar Worte mit ihr.

»Ja, wir sind in Paris«, sagte er. »Entschuldigen Sie, ich vergaß, Ihnen eine Nachricht zu hinterlassen . . . ja, Mme. Heloise kommt vielleicht morgen abend nach Hause, aber genau weiß ich es noch nicht.« Er gab den Hörer an Heloise weiter.

In Belle Ombre war Bernard also bestimmt nicht aufgetaucht, sonst hätte Mme. Annette das erwähnt.

Sie gingen früh zu Bett. Umsonst hatte Tom Heloise zu überreden versucht, die dummen Heftpflasterstreifen an seinem Hinterkopf wegzuschneiden; sie hatte sogar noch eine lavendelfarbene antiseptische Flüssigkeit gekauft, mit der sie den Verband tränkte. Seinen Schal hatte sie im Ritz noch ausgewaschen, und morgens war er schon trocken gewesen. Kurz vor Mitternacht klingelte das Telefon. Reeves teilte Tom mit, morgen werde jemand kommen und ihm das Nötige bringen. Morgen,

Montag abend, Lufthansa Flug Nr. 311, Ankunft in Orly um 0.15 Uhr.

»Wie heißt er?« fragte Tom.

»Es ist eine Frau, sie heißt Gerda Schneider. Sie weiß, wie du aussiehst.«

»Prima«, sagte Tom erfreut. Das war wirklich prompte Arbeit; Reeves hatte ja noch nicht mal seine Fotos erhalten. »Willst du morgen abend mit mir nach Orly kommen?« fragte er Heloise, als er den Hörer aufgelegt hatte.

»Ich fahre dich hin, ich will sicher sein, daß alles in Ordnung ist.«

Tom sagte ihr, der Kombiwagen stehe am Bahnhof Melun. Vielleicht konnte sie mit André, einem Gärtner, der manchmal bei ihnen arbeitete, hinfahren und ihn holen.

Sie beschlossen, noch eine Nacht im Ambassadeur zu bleiben für den Fall, daß mit dem Paß am Montag abend etwas nicht klappte. Tom dachte daran, Dienstag in den frühen Morgenstunden ein Flugzeug nach Griechenland zu nehmen, aber das konnte erst entschieden werden, wenn er den Paß in der Hand hatte. Auch mit der Unterschrift auf dem Paß mußte er sich noch vertraut machen. Und das alles, um Bernard das Leben zu retten. Gern hätte er seine Gedanken und Gefühle Heloise mitgeteilt, aber er konnte ihr das alles wohl kaum begreiflich machen. Ob sie es verstände, wenn er ihr von den Fälschungen berichtete? Ja – intellektuell vielleicht, wenn man es so ausdrücken konnte. Aber sie würde sicher sagen: »Warum mußt du das alles übernehmen? Warum können nicht Jeff und Ed sich um ihren Freund kümmern – er ist schließlich ihr Versorger?« Nein, er fing gar nicht erst an mit dem Erzählen. Es war besser, er blieb allein, nackt und bloß sozusagen, bereit zum Handeln, bar jeder

Teilnahme und liebevoller Gedanken von daheim.

Es ging dann auch alles gut. Sie kamen Montag um Mitternacht in Orly an, die Maschine war pünktlich, und Gerda Schneider – oder eine Frau, die unter diesem Namen reiste – sprach Tom am oberen Ausgang an, wo er wartete.

»Tom Ripley?« fragte sie lächelnd.

»Ja. Frau Schneider?«

Sie war blond, etwa dreißig und sah nett und intelligent aus, ganz ohne Make-up, als habe sie sich eben mit kaltem Wasser gewaschen und schnell angezogen. »Ja. Es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen«, sagte sie auf Englisch. »Ich habe so viel von Ihnen gehört.«

Tom mußte lachen über ihren höflich-belustigten Ton.

Er war erstaunt, daß Reeves über so interessante Leute für seine Arbeit verfügte. »Meine Frau ist mit hier, sie wartet unten. Bleiben Sie über Nacht in Paris?«

Das bejahte sie. Sogar ein Hotelzimmer hatte sie gebucht, im Pont-Royal in der Rue Montalembert. Tom machte sie mit Heloise bekannt und holte dann den Wagen, während die beiden in der Nähe der Stelle auf ihn warteten, wo er damals Murchisons Koffer hingestellt hatte. Sie fuhren in die Stadt und waren am Pont-Royal angelangt, als Frau Schneider sagte:

»So, jetzt werde ich Ihnen das Päckchen geben.«

Sie saßen noch im Wagen. Gerda Schneider öffnete ihre große Handtasche und entnahm ihr einen dicken weißen Umschlag.

Tom hatte den Wagen angehalten. Es war ziemlich dunkel. Er nahm den grünen amerikanischen Paß aus dem Umschlag und steckte ihn in die Jackentasche. Der Paß war anscheinend in neutrales Papier eingewickelt gewesen. »Danke schön«, sagte Tom. »Ich werde mich bei Reeves melden. Wie geht's ihm eigentlich?«

Wenig später fuhr er mit Heloise zum Hotel Ambassadeur.

»Für eine Deutsche sieht sie ganz nett aus«, meinte Heloise.

Oben im Hotelzimmer sah sich Tom den Paß näher an. Er war deutlich abgenutzt, und das Foto hatte Reeves etwas verwischt, damit es dazu paßte. Der Name war Robert Fiedler Mackay, 31 Jahre alt, geboren in Salt Lake City in Utah, Beruf Ingenieur, keine Angehörigen. Die Unterschrift war schmal und hoch, die Buchstaben alle verbunden. Es war eine Schrift, die Tom an mehrere langweilige Leute erinnerte – Amerikaner, die er kannte.

»Heloise, mein Schatz, jetzt heiße ich Robert«, sagte er auf Französisch. »Sei nicht böse, aber ich muß jetzt erstmal meine Unterschrift eine Weile üben.«

Heloise lehnte an der Kommode und sah ihm zu.

»Meine Süße, mach dir keine Gedanken!« Tom legte die Arme um sie. »Komm, laß uns Sekt trinken. Jetzt ist alles in Ordnung.«

Am Dienstag um zwei Uhr mittags war Tom in Athen. Die Stadt war sauberer und chromblitzender als das Athen, das er vor fünf oder sechs Jahren erlebt hatte. Im Hotel Grande Bretagne nahm er ein Zimmer, das auf den Platz der Verfassung hinausging, machte sich etwas frisch und ging dann hinaus, um sich umzusehen und in einigen anderen Hotels nach Bernard Tufts zu fragen. Daß er im Grande Bretagne wohnte, war nicht anzunehmen; es war das teuerste Hotel am Platz, Tom war sogar zu sechzig Prozent sicher, daß Bernard gar nicht in Athen war, sondern zu Derwatts Insel oder sonst einer Insel gefahren war; aber es wäre unsinnig gewesen, die Hotels ganz unberücksichtigt zu lassen.

Die Story, mit der er auftrat, ging dahin, daß er von einem Freund getrennt worden war, den er hier treffen

wollte: Bernard Tufts. Sein eigener Name tat nichts zur Sache, doch wenn man ihn fragte, nannte er ihn: Robert Mackay.

»Wie ist die Verbindung mit den Inseln jetzt?« fragte er in einem einigermaßen ordentlichen Hotel, wo er annahm, man habe eine Ahnung von Tourismus. Er sprach dort Französisch, obgleich die Leute in anderen Hotels auch etwas Englisch gesprochen hatten. »Vor allem mit Icaria.«

»Icaria?« Erstaunen klang aus der Gegenfrage.

Die Insel lag weit im Osten und gehörte zum nördlichen Teil des Dodekanes. Flugverbindung gab es nicht. Es gab Boote, aber der Mann wußte nicht, wie oft sie fuhren.

Mittwoch war Tom da. Er hatte in Mykonos ein Motorboot mit Schiffer mieten müssen. Doch nach seiner optimistischen Vorstellung wurde er von Icaria gründlich enttäuscht. Das Städtchen Armemisti (oder so ähnlich) machte einen verschlafenen Eindruck, man sah gar keine Westeuropäer, nur Schiffer, die ihre Netze flickten, und Einheimische, die in den kleinen Cafés herumsaßen. Nachdem er sich nach einem Engländer namens Bernard Tufts – dunkel, schlank usw. – erkundigt hatte, meldete er ein Gespräch mit einer anderen Stadt auf der Insel an; sie hieß Agios Kirykos. Dort wollte ein Hotelbesitzer sich für ihn erkundigen; er sagte, er werde noch in einem anderen Hotel nachfragen und dann zurückrufen. Der Anruf kam nicht, und Tom gab es auf. Eine Stecknadel im Heuhaufen, dachte er. Vielleicht hatte sich Bernard eine ganz andere Insel ausgesucht.

Diese Insel jedoch, der Schauplatz von Derwatts Selbstmord, war für Tom von blassen Geheimnissen umwittert. Irgendwo auf diesem gelbweißen Sandstrand war Philip Derwatt ins Meer geschritten und nicht zurück-

gekehrt. Tom glaubte nicht, daß er bei den Einheimischen von Icaria auf den Namen Derwatt noch irgendeine Resonanz spüren würde, doch versuchte er es – ohne Erfolg – bei dem Kaffeehausbesitzer. Derwatt war schließlich nur knapp einen Monat hier gewesen, und das war sechs Jahre her. Tom erfrischte sich in einem kleinen Restaurant bei Lammfleisch mit Reis und gedünsteten Tomaten und holte dann den Schiffer aus einem anderen Lokal heraus, wo er, wie vereinbart, bis vier Uhr bleiben wollte, falls man ihn brauchte.

Sie fuhren nach Mykonos zurück, wo der Schiffer zu Hause war. Tom hatte sein Kofferchen bei sich. Er war unruhig und deprimiert und fühlte sich erschöpft. Heute abend noch wollte er nach Athen zurückkehren. Er saß in einem Café und trank ergeben eine Tasse mit gesüßtem Kaffee. Dann ging er wieder zum Hafen und suchte den Schiffer in seinem Hause auf, wo er gerade beim Abendessen war.

»Wenn Sie mich heute abend noch nach Piräus fahren: was kostet das?« fragte er. Ein paar amerikanische Reiseschecks hatte er noch.

Nach viel aufgeregtem Hin und Her und einer Aufzählung sämtlicher Schwierigkeiten glättete das Geld schließlich alle Wogen. Tom verschlief einen Teil der Fahrt, festgezurt an einer Holzbank in der kleinen Schiffskajüte. Es war fünf Uhr früh, als sie in Piräus anlegten. Antinou, der Schiffer, war ganz benommen vor Freude oder Geld oder Müdigkeit; vielleicht war es auch der Ouzo, Tom wußte es nicht. Antinou erzählte ihm, er habe Freunde in Piräus, die sich sehr freuen würden, ihn zu sehen.

Der Morgen war beißend kalt. Mit Hilfe beträchtlicher Geldzusagen überredete Tom einen Taxifahrer, ihn bis zur Tür des Hotels Grande Bretagne auf dem Platz der

Verfassung in Athen zu fahren. Er bekam ein Zimmer, wenn auch nicht das gleiche wie vorher. Das hatten sie noch nicht fertig saubergemacht, erzählte ihm der Nachtportier ganz aufrichtig. Tom schrieb die Telefonnummer von Jeffs Fotoatelier auf einen Zettel und gab ihn dem Portier mit der Bitte, dieses Gespräch nach London anzumelden.

Dann ging er nach oben in sein Zimmer, badete und wartete dabei auf das Klingeln des Telefons, das erst gegen acht Uhr früh durchkam.

»Hier ist Tom, in Athen«, sagte er. Er war im Bett fast eingeschlafen.

»In Athen –?«

»Ja. Habt ihr was von Bernard gehört?«

»Nein, gar nichts. Was machst du –«

»Ich komme nach London. Heute abend, meine ich. Halt den Make-up-Kram bereit, ja?«

Am Donnerstag nachmittag in Athen hatte Tom plötzlich den Einfall, einen grünen Regenmantel zu kaufen. Es war ein Mantel, den er für sich selber niemals gekauft hätte – das heißt, Tom Ripley hätte nicht daran gedacht, so etwas zu tragen. Der Mantel hatte überall Klappen und Riegel, die manchmal durch doppelte Ringe gezogen oder mit Schnallen versehen waren, als ob der Mantel dazu dienen sollte, eine beträchtliche Menge an Taschen, Feldflaschen, Patronen, ein Eßgerät, ein Bajonett und vielleicht auch noch einen Gummiknüppel aufzunehmen. Es war ein geschmackloses Kleidungsstück, und Tom hoffte, es werde ihm bei der Einreise in London als Tarnung dienlich sein – falls einer der Immigrationsbeamten sich vielleicht erinnerte, wie Tom Ripley ausgesehen hatte. Er verlegte auch seinen Scheitel von der linken auf die rechte Seite, obwohl man den Scheitel auf dem Paßbild gar nicht sah. Zum Glück trug sein Koffer keine Initialen. Ein Problem war jetzt das Geld, denn er hatte nur Reiseschecks auf den Namen Ripley, die er in London nicht so sorglos ausgeben konnte, wie er es bei dem griechischen Bootseigentümer getan hatte; aber er hatte noch genügend Drachmen (gekauft mit französischen Francs von Heloise) für ein Flugticket nach London, und dort konnten Jeff und Ed ihm weiterhelfen. Alle Papiere, die ihn identifizieren konnten, nahm er aus seiner Brieftasche und steckte sie in die hintere Hosentasche, die er zuknöpfte. Im Grunde rechnete er gar nicht mit einer Durchsuchung.

Die Immigrationskontrolle im Flughafen Heathrow war schnell überstanden. »Wie lange wollen Sie bleiben?« – »Wahrscheinlich nicht länger als vier Tage.« – »Sie sind

geschäftlich hier?« – »Ja.« – »Wo wohnen Sie?« – »Im Hotel Londoner, Welbeck Street.«

Mit dem Bus fuhr er in die Stadt, ging in eine Telefonzelle und rief Jeff an. Es war jetzt 22.15 Uhr. Eine Frauenstimme meldete sich.

»Ist Mr. Constant wohl da?« fragte Tom. »Oder Mr. Banbury?«

»Nein, leider nicht, sie sind beide aus. Wer ist da, bitte?«

»Robert – Robert Mackay.« Keinerlei Reaktion, denn Tom hatte Jeff den neuen Namen noch nicht genannt. Aber er wußte, die beiden mußten jemand im Atelier zurückgelassen haben, der mit im Komplott war und auf Tom Ripley wartete. »Ist das Cynthia?«

»Ja-a«, sagte die hohe Stimme.

Nun, dann wollte er es wagen. »Hier ist Tom, Cynthia«, sagte er. »Wann kommt Jeff zurück?«

»O Tom! Ich war nicht ganz sicher, daß du es warst. Sie werden in einer halben Stunde wieder hier sein. Kannst du herkommen?«

Tom nahm ein Taxi nach St. John's Wood. Cynthia öffnete die Tür. »Hallo, Tom.«

Tom hatte fast vergessen, wie sie aussah: mittelgroß, mit glattem braunem Haar, das bis auf die Schultern hing, und großen grauen Augen. Sie sah schmäler aus, als er sie in der Erinnerung hatte. Und sie war immerhin beinahe dreißig. Etwas nervös schien sie zu sein.

»Hast du Bernard gesprochen?« fragte sie.

»Ja, aber ich habe keine Ahnung, wo er hingefahren ist.« Tom lächelte. Jeff (und Ed) hatten sich vermutlich an seine Weisung gehalten und niemandem von Bernards Überfall auf ihn erzählt. »Wahrscheinlich ist er in Paris.«

»Setz dich doch, Tom. Möchtest du etwas trinken?«

Lächelnd reichte er ihr das Paket, das er im Athener

Flughafen erstanden hatte: White Horse Scotch. Cynthia war durchaus freundlich, dachte er – nach außen hin jedenfalls, und er war froh darüber.

»Wenn eine Ausstellung läuft, ist Bernard immer ziemlich down«, sagte Cynthia, während sie die Drinks zu-rechtmachte. »Soviel ich weiß, jedenfalls. Ich habe ihn in der letzten Zeit nicht viel gesehen. Wie du vielleicht gehört hast.«

Tom hatte nicht die Absicht, ihr zu sagen, was Bernard ihm erzählt hatte: daß Cynthia ihn zurückgewiesen hatte und ihn nicht mehr sehen wollte. Vielleicht war das gar nicht so ernst gemeint. »Na, jedenfalls will er keine Der-watts mehr malen«, sagte Tom heiter. »Und das ist auch nur gut für ihn. Er sagt, er hätte es immer ganz gräßlich gefunden.«

Sie reichte ihm ein Glas. »Eine scheußliche Sache ist das Ganze. Wirklich scheußlich.«

Ja, damit hatte sie recht, dachte Tom. Scheußlich. Synthias deutlicher Schauer machte es ihm noch klarer. Ein Mord, Lügen, Betrug: furchtbar. »Ja – leider ist es so weit gekommen«, sagte er, »aber weiter wird's ja nun nicht mehr gehen. Dies ist Derwatts letzter Auftritt, so könnte man sagen. Außer wenn Jeff und Ed beschlossen haben, daß ich es gar nicht mehr machen soll. Auch jetzt nicht.«

Cynthia schien ihm nicht zuzuhören. Komisch. Tom hatte sich hingesetzt, aber Cynthia ging langsam im Zimmer auf und ab und schien auf die Schritte von Jeff und Ed draußen auf der Treppe zu lauschen. »Was ist eigentlich aus diesem Murchison geworden? Ich glaube, seine Frau kommt morgen hier an. Vielmehr Jeff und Ed glauben das.«

»Das weiß ich nicht. Ich kann euch da nicht helfen«, sagte Tom ruhig. Er durfte sich jetzt von Synthias Fragen

nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen; er hatte anderes zu tun. Allmächtiger, die Frau kam also morgen.

»Murchison weiß, daß die Bilder gefälscht sind. Wie begründet er das eigentlich?«

»Es ist seine Ansicht«, sagte Tom achselzuckend. »Er redete so allerhand – vom Geist und von der Persönlichkeit eines Bildes, aber ich bezweifle, daß das einen Londoner Experten überzeugt hätte. Sag mal selbst: wer könnte noch sagen, wo heute die Grenze liegt zwischen Bernard und Derwatt? Diese selbsternannten Kunstkritiker sind eine Plage, genauso amüsant wie die Kritiken in der Presse, wenn sie von Raumbegriffen und plastischen Werten und solchem Zeug reden.« Tom lachte und ließ die Manschetten auf die Handgelenke schnellen, und diesmal gehorchten sie. »Murchison hat sich meine Bilder angesehen, bei mir zu Hause – eins ist echt und eins von Bernard. Ich habe natürlich versucht, ihn von seiner Idee abzubringen, und das ist mir wohl auch gelungen. Ich glaube nicht, daß er noch vorhatte, die Verabredung mit dem Mann von der Tate Galerie einzuhalten.«

»Aber wo steckt er denn bloß?«

Tom zögerte einen Augenblick. »Ja, das ist wirklich mysteriös. Und wo steckt Bernard? Das weiß ich auch nicht. Murchison kann ja noch private Pläne gehabt haben – irgendwelche Gründe zum Verschwinden. Sonst ist er eben auf geheimnisvolle Weise in Orly entführt worden.« Tom wurde unruhig. Das Thema war ihm verhaßt.

»Das macht die Sache hier nicht leichter. Es sieht doch so aus, als sei Murchison irgendwie aus dem Wege geräumt worden, weil er über die Fälschungen Bescheid wußte.«

»Das versuche ich ja dauernd zu berichtigen, weil es alles ist, was ich weiß. Die Fälschungen sind unbewiesen. Ja, Cynthia, du hast recht, es ist eine scheußliche

Sache, aber da wir nun einmal A gesagt haben, müssen wir auch B sagen und sie zu Ende bringen, gewissermaßen.«

»Bernard hat gesagt, er wolle alles gestehen. Vor der Polizei. Vielleicht ist er gerade dabei.«

Das war eine fürchterliche Möglichkeit, und bei dem Gedanken daran schauderte Tom ebenso wie Cynthia vorher. Er goß seinen Drink hinunter. Ja: wenn morgen die britische Polizei mit überlegenem Lächeln hereinkam, während er seine zweite Derwatt-Vorstellung gab – das wäre bei Gott katastrophal. »Ich glaube nicht, daß er das tut«, sagte Tom, aber ganz sicher war er nicht.

Cynthia blickte ihn gerade an. »Hast du Bernard auch zu überreden versucht, Tom?«

Auf einmal spürte er ihre Abneigung, eine jahrelange Abneigung, das war ihm klar, denn er war schuld, er hatte sich die ganze Geschichte ausgedacht. »Ja, das habe ich, und zwar aus zwei Gründen«, erwiderte er. »Erstens wäre es der Ruin seiner eigenen Karriere, und zweitens –«

»Seine Karriere ist sowieso zu Ende, wenn du Bernard Tufts als Maler meinst.«

»Und zweitens«, fuhr Tom ganz sanft fort, »ist er hier nicht der einzige Betroffene, leider. Es wäre auch das Ende für Jeff und Ed, und für den – für die Leute, die die Malersachen herstellen, außer wenn sie leugnen, von dem Betrug gewußt zu haben, was man ihnen wohl kaum abnehmen würde. Dann die Kunstschule in Italien –«

Cynthia seufzte unruhig. Sie schien nichts erwidern zu können, vielleicht wollte sie auch nichts mehr sagen. Wieder schritt sie in dem quadratischen Atelier auf und ab und betrachtete das Foto von einem Känguruh, das Jeff an die Wand gelehnt hatte. »Seit zwei Jahren bin ich hier nicht mehr gewesen. Jeff wird immer eleganter.«

Tom schwieg. Erleichtert hörte er jetzt entfernte Schritte und gedämpfte Männerstimmen auf der Treppe.

Es klopfte. »Cynthia – wir sind´s!« rief Ed.

Sie öffnete die Tür.

»Mensch, Tom!« schrie Ed, stürzte auf ihn zu und ergriff seine Hand.

»Tom – grüß dich!« rief Jeff ebenso fröhlich.

Jeff trug einen kleinen schwarzen Koffer, der, wie Tom wußte, das Make-up enthielt. »Ich mußte das Zeug von unserem Freund in Soho holen«, erklärte er. »Wie geht´s dir, Tom? Wie war´s in Athen?«

»Trübsinnig«, gab Tom zurück. »Hier – trinkt erstmal was, ihr beide. Na ja, die Offizierscliquen, das wißt ihr ja. Bouzoukis habe ich nicht zu hören gekriegt. Du, hör mal – heute abend ist doch keine Ausstellung –?« Jeff öffnete gerade den Koffer.

»Nein, ich will bloß sehen, ob alles da ist. Hast du irgendwas von Bernard gehört?«

»Gott, was für eine Frage«, sagte Tom. »Nein.« Etwas unsicher blickte er zu Cynthia hinüber, die mit verschränkten Armen an ein Schränkchen gelehnt stand. Ob sie davon wußte, daß er eigens nach Griechenland gefahren war, um Bernard zu suchen? Sollte er es ihr sagen – war es wichtig? Nein.

»Und von Murchison?« fragte Ed über die Schulter, während er sich einen Drink zurechtmachte.

»Nein, auch nicht. Und morgen soll also Mrs. Murchison kommen?«

»Ja – vielleicht«, antwortete Jeff. »Webster hat uns heute angerufen und das erzählt. Der Inspektor Webster, du weißt doch.«

Es war Tom unmöglich zu reden, solange Cynthia im Zimmer war. Er schwieg. Er wollte irgend etwas Nebensächliches sagen, etwa: »Wer hat denn ›Die Wanne«

gekauft?«, aber nicht mal das brachte er heraus. Cynthia war feindselig. Sie würde vielleicht nichts verraten, aber sie war anti.

Ed brachte jetzt Jeff ein Glas – Cynthia hatte ihres noch nicht ausgetrunken – und sagte: »Tom, du kannst übrigens heute nacht hierbleiben. Wir hoffen, du tust es.«

»Mit Vergnügen«, sagte Tom.

»Und morgen – morgen früh wollten wir Webster so gegen halb elf anrufen, und wenn er nicht da ist, hinterlassen wir eine Nachricht, daß du heute morgen – also morgen mit dem Zug in London angekommen bist und uns angerufen hast. Du warst bei Freunden in Bury St. Edmunds, irgend so was, weißt du, und du –«

»Du hast die Suche einfach nicht ernst genug genommen, um die Polizei von deinem Aufenthalt zu informieren.« Jeff sagte die Worte auf wie einen Kinderreim. »Sie haben ja auch nicht jeden Ort durchgekämmt nach dir. Sie haben uns einfach ein paarmal gefragt, wo Derwatt sei, und wir haben gesagt, du seist wahrscheinlich bei Freunden auf dem Lande.«

»D'accord«, sagte Tom.

»Ich denke, ich gehe jetzt«, sagte Cynthia.

»Oh, Cynthia – willst du nicht dein Glas austrinken?« fragte Jeff.

»Nein.« Sie zog ihren Mantel an, wobei Ed ihr half. »Ich wollte ja bloß wissen, ob ihr was von Bernard gehört habt.«

»Vielen Dank, daß du die Stellung hier für uns gehalten hast«, sagte Jeff.

Keine sehr glückliche Metapher, dachte Tom. Er stand auf und sagte: »Ich gebe dir bestimmt Bescheid, wenn ich irgendwas höre, Cynthia. Ich fahre sehr bald nach Paris zurück, vielleicht schon morgen.«

Jeff und Ed murmelten einige Abschiedsworte an der

Tür und kamen dann zurück.

»Liebt sie ihn immer noch?« fragte Tom. »Das dachte ich gar nicht. Bernard sagte doch –«

Ein leicht schmerzlicher Ausdruck lag auf den Gesichtern der beiden andern. Jeff fragte:

»Was sagte Bernard?«

»Er sagte, er habe sie letzte Woche aus Paris angerufen, und sie habe gesagt, sie wolle ihn nicht sehen. Vielleicht hat er auch übertrieben, ich weiß es nicht.«

»Wir auch nicht«, sagte Ed und schob das glatte helle Haar zurück. Er ging hinüber und machte sich noch einen Drink zurecht.

»Ich dachte, Cynthia hätte einen Freund«, meinte Tom.

»Och ja, immer noch derselbe«, sagte Ed gelangweilt aus der Küche.

»Stephen Soundso heißt er«, warf Jeff ein. »Er hat sie nicht gerade wild entflammt, weißt du.«

»Er ist auch nicht der Typ eines Flammenwerfers.« Ed lachte.

»Sie hat immer noch die gleiche Stellung«, fuhr Jeff fort. »Rechte Hand bei irgendeinem hohen Tier. Gut bezahlt.«

»Sie ist versorgt«, sagte Ed in abschließendem Ton. »Jetzt sag bloß mal, Tom. Wo *ist* Bernard, und was sollte das heißen, daß er glauben soll, du seist tot?«

Tom erklärte es ihnen in kurzen Worten. Das Begräbnis beschrieb er so komisch, daß Jeff und Ed begeistert waren; eine morbide Spannung hielt sie gepackt und brachte sie gleichzeitig zum Lachen. »Nur ein kleiner Schlag auf den Kopf«, berichtete Tom. Er hatte Heloises Schere gestohlen und in der Toilette des Flugzeugs nach Athen den Heftpflasterstreifen abgeschnitten.

»Komm her, ich muß dich anfassen!« sagte Ed und

packte ihn an der Schulter. »Dieser Mann ist dem Grabe entstiegen, Jeff!«

»Mehr, als wir fertigbringen. Mehr als ich jedenfalls«, sagte Jeff.

Tom zog jetzt sein Jackett aus und setzte sich bequem auf Jeffs rostfarbene Couch. »Ihr habt es sicher schon erraten, daß Murchison tot ist, nicht wahr?« fragte er.

»Daran gedacht haben wir schon«, erwiderte Jeff ernst. »Was ist passiert?«

»Ich habe ihn umgebracht. Bei mir im Keller – mit einer Weinflasche.« Ausgerechnet in diesem Moment fiel es Tom ein, daß er Cynthia Blumen schicken könnte – nein: müßte. Sie konnte sie in den Papierkorb oder in den Kamin werfen, wenn sie Lust hatte. Er machte sich Vorwürfe, daß er unhöflich zu ihr gewesen war.

Jeff und Ed saßen fassungslos da und konnten kaum Worte finden. »Und wo ist die Leiche?« fragte Jeff dann.

»Unten auf dem Grund von irgendeinem Fluß bei mir in der Nähe. Ich glaube, die Loing.« Ob er ihnen noch erzählen sollte, daß Bernard ihm geholfen hatte? Nein – wozu . . . Er rieb sich die Stirn. Er war müde und stützte sich auf einen Ellbogen.

»Herrgott noch mal«, sagte Ed. »Und dann hast du seine Sachen nach Orly gebracht?«

»Ja, hab ich.«

»Aber du hast doch eine Haushälterin –?« fragte Jeff.

»Ja. Ich mußte das alles heimlich machen, damit sie nichts merkte. Früh am Morgen und so.«

»Aber du hast uns doch von der Grube im Wald erzählt, die Bernard dann benutzte«, wandte Ed ein.

»Ja, ich – erst habe ich Murchison da im Wald vergraben, und dann kam die Polizei zur Untersuchung, und deshalb dachte ich, bevor sie sich den Wald vornehmen, müßte ich – müßte ich ihn da – rausholen, und da –«

Tom machte eine vage fallende Bewegung. Nein, er sagte besser nichts von Bernards Mithilfe. Wenn Bernard vorhatte – aber was hatte er vor: Buße zu tun? Was immer es war: je weniger er belastet war, um so besser.

»Mein Gott«, sagte Ed. »Mein Gott, Tom – kannst du denn seiner Frau überhaupt gegenübertreten?«

»Sch-sch«, machte Jeff schnell und lächelte nervös.

»Klar«, sagte Tom. »Tun mußte ich es, denn Murchison war mir auf die Sprünge gekommen, da unten im Keller. Er merkte auf einmal, daß ich in London Derwatts Rolle gespielt hatte. Die ganze Sache wäre in diesem Moment aufgefliegen, wenn ich ihn nicht erledigt hätte. Verstanden?« Tom ging im Zimmer umher und versuchte die Müdigkeit abzuschütteln.

Sie hatten ihn verstanden und waren beeindruckt. Und gleichzeitig spürte Tom, wie ihre Gedanken anfangen zu arbeiten: Tom Ripley hatte doch schon mal jemand umgebracht – diesen Dickie Greenleaf, nicht wahr? Und vielleicht auch den anderen Mann, Freddie Soundso. Das war zwar nur ein Verdacht, aber stimmte es nicht? Wie schwer wog das Umbringen bei Tom? Und wieviel Dankbarkeit erwartete er jetzt von seiten der Firma Derwatt Ltd.? Dankbarkeit, Loyalität – oder Geld? Lief es vielleicht darauf hinaus? Tom war immer noch so idealistisch, daß er das nicht glauben wollte. So waren sie hoffentlich nicht, Jeff Constant und Ed Banbury: sie sollten aus besserem Stoff gemacht sein. Sie waren immerhin Freunde des großen Derwatt gewesen, seine besten Freunde sogar. Und wie groß war Derwatt? Dieser Frage wich Tom aus. – Wie groß war Bernard? Nun, immerhin ein großer. Maler, wenn man alles berücksichtigte. Tom nahm eine aufrechte Haltung an – um Bernards willen (der, als Freund gesehen, jahrelang Jeff und Ed aus dem Wege gegangen war) – und sagte: »Also Freunde, wollt

ihr mir jetzt vielleicht das Nötige wegen morgen mitteilen? Wer kommt sonst noch? Ich muß sagen, ich bin ziemlich müde und würde gern bald ins Bett gehen.«

Ed stand vor ihm. »Gibt es irgendwelche Indizien gegen dich im Falle Murchison?«

»Nicht daß ich wüßte.« Tom lächelte. »Nichts als die Fakten.«

»Und ›Die Uhr‹ – ist die tatsächlich gestohlen worden?«

»Das Bild war für sich eingepackt und stand neben Murchisons Koffer in Orly. Klar, das hat einer geklaut. Wer das wohl jetzt bei sich aufgehängt hat? Und ob er weiß, was er da hat? Dann hat er es vielleicht gar nicht aufgehängt. So, nun laßt uns mal zur Sache kommen wegen morgen. Können wir ein bißchen Musik dabei hören?«

Bei den Klängen von Radio Luxemburg unterzog sich Tom einer kleinen Kostümprobe. Der Bart auf dem Gaze-stoff war noch in einem Stück, sie probierten ihn an, klebten ihn aber nicht fest. Bernard hatte Derwatts alten dunkelblauen Anzug nicht wieder mitgenommen, und Tom zog probeweise das Jackett an.

»Wißt ihr irgend etwas über Mrs. Murchison?« fragte er.

Viel war es nicht, und das wenige, was sie ihm mitteilten, schilderte sie, soweit Tom sehen konnte, als weder aggressiv noch schüchtern, weder intelligent noch dumm. Eins hob immer das andere auf. Jeff hatte mit ihr von der Galerie aus telefoniert; dort hatte sie nach telegrafischer Vereinbarung angerufen.

»Ein Wunder, daß sie mich nicht angerufen hat«, meinte Tom.

»Oh, wir haben gesagt, wir wüßten deine Nummer nicht«, sagte Ed, »und da es in Frankreich war, mochte

sie es wohl nicht versuchen.«

»Kann ich wohl mal bei mir zu Hause anrufen?« fragte Tom mit Derwatts Stimme. »Ach ja, übrigens, ich habe überhaupt kein Geld bei mir.«

Jeff und Ed überboten sich an Hilfsbereitschaft. Sie hatten reichlich Bargeld im Hause. Tom meldete gleich das Gespräch mit Belle Ombre an. Ed machte ihm eine Tasse starken Kaffee, um den er gebeten hatte. Tom ging ins Bad, duschte und zog einen Schlafanzug an. Jetzt fühlte er sich besser; Jeff hatte ihm auch ein Paar Slippers gegeben. Tom sollte auf der Couch im Atelier schlafen.

»Ich denke, jetzt ist alles klar«, sagte Tom. »Bernard will also aufhören. Derwatt zieht sich für immer zurück, vielleicht wird er in Mexiko von Ameisen aufgefressen oder von einer Feuersbrunst vernichtet, und sämtliche künftigen Bilder ebenfalls.«

Jeff nickte, begann auf einem Fingernagel zu kauen und riß ihn sich aus dem Mund. »Was hast du deiner Frau gesagt?«

»Nichts. Jedenfalls nichts von Bedeutung.«

Das Telefon klingelte. Jeff gab Ed einen Wink, und beide verschwanden im Schlafzimmer.

»Hallo, mein Liebes – ich bin's!« sagte Tom. »Nein, ich bin in London . . . Na ja, ich hab mich anders besonnen . . .«

Und wann kam er nach Hause? . . . Und Mme. Annettes Zahn machte ihr von neuem zu schaffen.

»Gib ihr doch die Adresse von dem Zahnarzt in Fontainebleau!« sagte Tom.

Erstaunlich, wieviel Trost so ein Anruf bringen konnte in der Lage, in der er sich jetzt befand. Fast konnte man das Telefon lieb gewinnen.

»Kann ich bitte Inspektor Webster sprechen?« fragte Jeff am Telefon. »Hier ist Jeffrey Constant von der Galerie Buckmaster. Würden Sie Mr. Webster bitte bestellen, daß wir heute morgen einen Anruf von Derwatt hatten. Wir erwarten ihn heute vormittag in der Galerie. Die genaue Zeit weiß ich nicht, aber wohl vor zwölf.«

Jetzt war es Viertel vor zehn. Tom stand wieder vor dem hohen Spiegel und prüfte seinen Bart und die verstärkten Augenbrauen. Ed inspizierte sein Gesicht im Licht einer der stärksten Lampen, die Jeff im Atelier hatte; sie schien Tom in die Augen und blendete ihn. Das Haar war heller als der Bart, aber dunkler als sein eigenes Haar, genau wie vorher. Mit der Wunde am Hinterkopf war Ed sehr behutsam umgegangen, und zum Glück hatte sie aufgehört zu bluten. »Jeff, mein Guter«, sagte Tom mit Derwatts etwas steifer Stimme, »könntest du wohl mit dieser Musik aufhören und was anderes auflegen?«

»Was hättest du denn gern?«

»Den *Sommernachtstraum*. Hast du eine Platte daraus?«

»Nein.«

»Könntest du sie besorgen? Danach steht mir der Sinn jetzt. Die Musik inspiriert mich, und das brauche ich.« Sich die Töne nur vorzustellen, das war heute morgen nicht genug.

Jeff wußte von niemandem, der mit Sicherheit die Platte besaß.

»Kannst du nicht runtergehen und sie besorgen, Jeff? Gibt es keinen Plattenladen von hier bis St. John's Wood Road?«

Jeff lief hinunter.

»Du hast wohl noch nicht mit Mrs. Murchison gesprochen, nein?« Tom benutzte die kleine Pause, um sich mit einer Gauloise zu entspannen. »Ich muß mir noch ein paar englische Zigaretten besorgen. Zu viel möchte ich lieber nicht riskieren mit diesen französischen Zigaretten.«

»Hier, nimm diese. Wenn sie alle sind, werden die andern Leute dir welche anbieten«, sagte Ed eilig und schob Tom ein Päckchen in die Tasche. »Nein, ich hab sie nicht gesprochen. Wenigstens hat sie keinen amerikanischen Detektiv herübergeschickt. Das könnte sonst übel ausgehen.«

Vielleicht bringt sie einen mit, dachte Tom. Er nahm seine beiden Ringe ab. Den mexikanischen trug er jetzt natürlich nicht. Mit einem Kugelschreiber versuchte er, die schwungvolle Derwatt-Unterschrift nachzuahmen, die er auf einem Gummi auf dem Schreibtisch vor sich hatte. Dreimal schrieb er sie hin, dann knüllte er den Zettel zusammen und ließ ihn in den Papierkorb fallen.

Jetzt kam Jeff zurück, keuchend, als sei er den ganzen Weg gelaufen.

»Stell es ganz laut an, wenn es geht«, sagte Tom.

Die Musik setzte ein, mit ziemlicher Lautstärke, und Tom lächelte froh. Das war *seine* Musik. Ein kühner Gedanke, aber jetzt war der Augenblick für Kühnheit. Er war froh und beschwingt und reckte sich hoch auf, bis ihm einfiel, daß Derwatt gar nicht so groß war. »Jeff – ob du mir wohl noch einen Gefallen tun würdest? Ruf ein Blumengeschäft an und laß ein paar Blumen an Cynthia schicken. Auf meine Rechnung.«

»Wieso Rechnung –? Blumen – an Cynthia. Schön. Was für welche?«

»Ach – Gladiolen, wenn sie die haben. Sonst zwei

Dutzend Rosen.«

»Blumen – Blumenhandlung –« Jeff suchte im Telefonbuch. »Von wem sollen sie kommen? Einfach ›Tom‹ als Unterschrift?«

»Liebe Grüße von Tom«, sagte Tom und hielt ganz still, als Ed jetzt noch einmal mit dem blaßrosa Lippenstift über seine Oberlippe fuhr. Derwatts Oberlippe war voller gewesen.

Sie verließen das Atelier, als die erste Hälfte der Platte noch nicht zu Ende war. Sie stellte sich automatisch ab, sagte Jeff. Das erste Taxi nahm Jeff allein. Tom fühlte sich jetzt so sicher, daß er es auch gewagt hätte, ein Taxi für sich zu nehmen, aber er merkte, daß Ed das nicht riskieren oder ihn jedenfalls nicht alleinlassen wollte. Sie fuhren also gemeinsam und stiegen eine Straße vor der Bond Street aus.

»Wenn uns jemand jetzt anredet, habe ich dich zufällig auf dem Weg zur Galerie getroffen«, sagte Ed.

»Beruhige dich. Wir werden's schon schaffen.«

Auch diesmal betrat Tom die Galerie durch die rotgestrichene Hintertür. Das Büro war leer, bis auf Jeff, der gerade telefonierte. Er winkte ihnen, sich zu setzen.

»Würden Sie das wohl bitte so schnell wie möglich weitergeben?« sagte Jeff und wandte sich dann um, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte. »Dies ist nur eine Gefälligkeit – ich will die Polizei in Melun anrufen, in Frankreich. Damit sie wissen, daß Derwatt wieder da ist. Sie haben uns nämlich angerufen, Derwatt. Ich habe ihnen versprochen, gleich Bescheid zu geben, wenn wir von dir hören.«

»Aha«, sagte Tom ruhig. »Aber der Presse habt ihr doch nichts gesagt, nein?«

»Nein, ich wüßte nicht warum. Was meinst du?«

»Nein, nein, laß es bleiben.«

Leonard, der vergnügte Manager der Galerie, steckte den Kopf zur Tür herein. »Hallo – darf ich rein?«

»Nein!« flüsterte Jeff beschwörend, aber er meinte es nicht ernst.

Leonard kam herein und machte die Tür hinter sich zu. Beim Anblick der zweiten Auferstehung Derwatts strahlte er über das ganze Gesicht. »Ich würd's ja nicht glauben, wenn ich's nicht mit eigenen Augen sähe! Wer kommt eigentlich heute vormittag?«

»Zunächst mal Inspektor Webster von der Kriminalpolizei«, erwiderte Ed.

»Soll ich denn jeden rein –«

»Nein, jeden nicht«, sagte Jeff. »Klopf erstmal an, dann öffne ich die Tür, aber zuschließen werde ich sie heute nicht. So, und nun raus.«

Leonard ging hinaus.

Tom war im Sessel versunken, als Inspektor Webster kam. Webster lächelte wie ein fröhliches Kaninchen mit großen verfärbten Vorderzähnen.

»Guten Tag, Mr. Derwatt! Das ist aber eine Überraschung. Nie hätte ich gedacht, daß ich Sie noch einmal kennenlernen würde!«

»Guten Tag, Inspektor.« Tom erhob sich nur halb. Vergiß nicht, ermahnte er sich, du bist etwas älter, schwerer, langsamer, gebückter als Tom Ripley. »Es tut mir leid«, sagte er leichthin, als sei es ihm im Grunde ganz gleichgültig, »daß Sie mich gesucht haben. Ich war bei Freunden in Suffolk.«

»Ja, das hörte ich«, sagte Webster und setzte sich auf einen Stuhl, der etwa zwei Meter von Tom entfernt stand.

Die Rolljalousie am Fenster war dreiviertel herabgelassen und zum Teil geschlossen, das hatte Tom gesehen. Das Licht war gerade ausreichend, selbst zum Briefeschreiben, aber nicht hell.

»Nun – Ihr Aufenthaltsort war nicht ganz so wichtig wie der von Thomas Murchison«, sagte Webster lächelnd.
»Nach dem bin ich nämlich auf der Suche.«

»Ja, ich habe etwas darüber gelesen – oder Jeff hat mir erzählt von seinem Verschwinden in Frankreich.«

»Zusammen mit einem Ihrer Bilder. ›Die Uhr.«

»Ah ja. Nun, das ist sicher nicht das erstemal, so ein Diebstahl«, meinte Tom mit philosophischer Ruhe. »Und seine Frau will also nach London kommen?«

»Sie ist sogar schon da.« Webster warf einen Blick auf seine Uhr. »Um elf sollte sie ankommen. Aber nach dem Nachtflug wird sie erstmal ein paar Stunden ausruhen wollen. Sind Sie heute nachmittag hier, Mr. Derwatt? Können Sie das einrichten?«

Er mußte schon aus Höflichkeit einwilligen. Mit nur angedeutetem Zögern stimmte er zu und sagte, ja, natürlich werde das gehen. »Um welche Zeit ungefähr? Ich habe noch ein paar Wege zu machen.«

Webster erhob sich, als sei auch seine Zeit beschränkt. »Paßt es Ihnen um halb vier? Und wenn mir etwas dazwischenkommt, sage ich über die Galerie Bescheid.« Zu Jeff und Ed gewandt, fügte er hinzu: »Vielen Dank noch, daß Sie mir Bescheid gegeben haben wegen Mr. Derwatt. Guten Tag, meine Herren!«

»Auf Wiedersehen, Inspektor.« Jeff öffnete ihm die Tür.

Ed blickte Tom an und lächelte befriedigt mit geschlossenen Lippen. »Heute nachmittag vielleicht eine Spur lebhafter. Derwatt war etwas – etwas energischer. Nervöse Energie.«

»Ach, ich habe meine Gründe«, erwiderte Tom. Er legte die Fingerspitzen aneinander und starrte ins Leere, wie es Sherlock Holmes zu tun pflegte – vielleicht unbewußt, denn er hatte gerade an eine bestimmte Sherlock-

Holmes-Geschichte gedacht, die seiner Situation ganz ähnlich war. Hoffentlich war seine Verkleidung nicht so leicht zu durchschauen. Sie war jedenfalls besser als einige, die Conan Doyle aufgetischt hatte, und bei denen zum Beispiel ein Adliger einmal vergaß, seinen Diamant-ring abzunehmen oder so etwas.

»Was für Gründe?« fragte Jeff.

Tom sprang auf. »Ich sag's dir später. Jetzt ist mir erstmal nach einem Whisky.«

Sie aßen zu Mittag bei Norughe, einem italienischen Restaurant in der Edgware Road. Tom hatte Hunger, und das Lokal gefiel ihm: es war ruhig, nett anzusehen, und die Pasta war ausgezeichnet. Er bestellte Gnocchi mit einer köstlichen Käsesauce, und dazu tranken sie zwei Flaschen Verdicchio. An einem Tisch in der Nähe saßen mehrere Koryphäen des Royal Ballett, die ganz offensichtlich Derwatt erkannten, so wie Tom sie ebenfalls erkannte; aber das Erkennen ging in englischem Stil vor sich, und die Blicke, die von hüben nach drüben und umgekehrt gewechselt wurden, hörten bald auf.

»Ich möchte nachher eigentlich lieber allein in der Galerie ankommen und durch die Vordertür«, sagte Tom.

Sie saßen noch bei Kognak und Zigarren. Tom fühlte sich zu allem bereit und fähig, es mit jedem aufzunehmen, auch mit Mrs. Murchison.

»Hier will ich aussteigen«, sagte er im Taxi zum Fahrer. »Ich möchte ein bißchen laufen.« Er sprach mit Derwatts Stimme, die er auch beim Lunch beibehalten hatte. »Ich weiß, es ist noch ein ganzes Stück, aber wenigstens ist es nicht so hügelig wie in Mexiko. Ah-hm.«

Die Oxford Street war wie immer einladend und voller Gewimmel. Ihm fiel ein, daß er Jeff und Ed nicht gefragt hatte, ob sie noch ein paar Quittungen oder Belege für die Bilder zusammengeschustert hatten. Vielleicht würde

Webster gar nicht danach fragen. Aber Mrs. Murchison – ? Das konnte sein, wer weiß. Einige Passanten auf der Straße sahen ihn prüfend an, vielleicht erkannten sie ihn, obwohl er das nicht glaubte, oder sein Bart und die betonten Augen fielen auf. Die Augen wirkten betont durch die verstärkten Augenbrauen und weil Derwatt ein wenig die Stirn runzelte; das war aber, wie Ed ihm versichert hatte, bei ihm kein Zeichen von Unwillen gewesen.

Heute nachmittag gibt es nur eins, dachte Tom, Erfolg oder Fiasko. Aber es würde – es mußte gelingen. Er begann sich auszumalen, was geschehen werde, wenn der Nachmittag mißlang; und die Gedanken stockten, als er an Heloise und ihre Familie dachte. Es wäre das Ende. Das Ende von allem, von Belle Ombre, von Mme. Annettes freundlicher Dienstbereitschaft. Kurz gesagt, er würde im Gefängnis landen, denn es lag dann auf der Hand, daß er Murchison beiseite geschafft hatte. Der Gedanke ans Gefängnis machte ihn schauern.

Tom stieß fast zusammen mit dem alten Sandwichmann, der auf seinen Plakaten sofortige Paßbilder anpries. Der Alte, fast blind, trat nicht zur Seite. Tom wich aus, holte ihn dann wieder ein und fragte: »Kennen Sie mich noch? Wie geht's denn?«

»Eh – hmum –?« Wieder hing ihm eine unangezündete halbe Zigarette im Mundwinkel.

»Hier, nehmen Sie – viel Glück!« sagte Tom und stopfte ihm den Rest seines Zigarettenpäckchens in die Tasche des alten Tweedmantels. Dann eilte er weiter – halb gebückt, wie es sein mußte.

Mit ruhigen Schritten betrat er die Galerie. Alle Derwattschen Bilder – außer den Leihgaben – trugen einen kleinen roten Stern. Leonard lächelte und nickte ihm zu; das Nicken war fast eine Verbeugung. Außer ihm waren noch fünf Leute im Raum: ein junges Paar (das Mädchen

stand barfuß auf dem gelben Teppich), ein älterer Herr und zwei Männer. Auf seinem Weg zu der roten Tür hinten im Raum fühlte er, wie alle Augen sich nach ihm umwandten und ihm nachblickten, bis er außer Sicht war.

Jeff öffnete die Tür. »Hallo, Derwatt – kommen Sie rein. Dies ist Mrs. Murchison – Philip Derwatt.«

Tom verneigte sich leicht vor der Dame, die dort im Sessel saß. »Guten Tag, Mrs. Murchison.« Auf einem Stuhl saß Inspektor Webster; auch ihm nickte Tom zu.

Mrs. Murchison mochte etwa fünfzig sein. Sie hatte knappgeschnittene rotblonde Haare, helle Augen und einen ziemlich großen Mund: es war ein Gesicht, das unter anderen Umständen wohl fröhlich ausgesehen hätte. Sie trug ein gutgeschnittenes Tweedkostüm mit blaßgrünem Pullover und jadegrüner Halskette.

Jeff hatte sich hinter den Schreibtisch begeben, aber nicht hingesetzt. Mrs. Murchison sagte zu Tom:

»Sie haben meinen Mann in London gesprochen, nicht wahr? Hier.«

»Ja, ein paar Minuten nur. Ja – vielleicht zehn Minuten.« Tom ging auf den Stuhl zu, den Ed ihm anbot. Er spürte Mrs. Murchisons Augen auf seinen Schuhen; es waren die fast aufgesprungenen Schuhe, die früher tatsächlich Derwatt gehört hatten. Tom nahm etwas behutsam Platz, so als habe er Rheumatismus oder noch Schlimmeres. Jetzt saß er ungefähr fünf Fuß entfernt von Mrs. Murchison; sie mußte den Kopf leicht drehen, wenn sie ihn ansehen wollte.

»Er wollte in Frankreich einen Mr. Ripley aufsuchen, das hat er mir geschrieben«, sagte Mrs. Murchison. »Hat er sich mit Ihnen noch für später verabredet?«

»Nein«, sagte Tom.

»Kennen Sie diesen Mr. Ripley? Er besitzt einige Bilder von Ihnen, soviel ich weiß.«

»Ich kenne ihn nur dem Namen nach, gesehen habe ich ihn nie«, erwiderte Tom.

»Ich werde versuchen, ihn zu treffen. Es ist ja immerhin möglich, daß mein Mann noch in Frankreich ist. Ich möchte Sie gern etwas fragen, Mr. Derwatt. Glauben Sie, daß es von Ihren Bildern eine Art *Ring* gibt, ein Komplott? – ich kann es schlecht ausdrücken. Ich meine Leute, für die es sich lohnen würde, meinen Mann aus dem Wege zu räumen, um die Enthüllung einer Fälschung – vielleicht auch mehrerer – zu verhindern?«

Langsam schüttelte Tom den Kopf. »Nein. Soviel ich weiß nicht.«

»Ja – aber Sie waren in Mexiko.«

»Ich habe aber mit –« Tom blickte zuerst zu Jeff und dann zu Ed hinüber, der an den Schreibtisch gelehnt stand. »Die Galerie weiß nichts von irgendeinem Komplott oder einem Ring, und vor allem hat sie bisher keinerlei Fälschungen zu Gesicht bekommen. Ich habe das Bild gesehen, das Ihr Mann mitgebracht hatte. ›Die Uhr‹ meine ich.«

»Und das ist jetzt gestohlen.«

»Ja, das habe ich gehört. Aber worauf es ankommt, ist: das Bild stammt von mir.«

»Das wollte mein Mann Mr. Ripley zeigen.«

»Ja, das hat er auch getan«, warf Webster hier ein. »Mr. Ripley hat mir von der Unterhaltung erzählt.«

»Ja, ich weiß, ich weiß. Mein Mann hatte da eine bestimmte Theorie«, sagte Mrs. Murchison mutig. »Er kann sich geirrt haben – ich bin da kein solcher Kenner wie er. Aber nehmen wir mal an, er hatte recht.« Sie wartete auf eine Antwort von irgendwoher.

Hoffentlich kannte sie die Theorie ihres Mannes nicht, dachte Tom; oder sie verstand sie wenigstens nicht.

»Was war das für eine Theorie, Mrs. Murchison?«

fragte Webster interessiert.

»Ach, es ging da um die Purpurfarben in Mr. Derwatts späteren Bildern, oder in einigen der Bilder. Darüber hat er doch sicher mit Ihnen gesprochen, Mr. Derwatt?«

»Doch, ja. Er sagte, das Rot in meinen früheren Bildern sei dunkler. Das ist durchaus möglich.« Er lächelte leicht. »Ich hatte es selbst noch gar nicht bemerkt. Wenn es jetzt heller ist, dann ist es dafür wohl voller. Zum Beispiel bei der ›Wanne‹, die da draußen hängt.« Ohne zu überlegen hatte Tom ein Bild genannt, das Murchison genauso für eine Fälschung gehalten hatte wie seine ›Uhr‹, weil in beiden Bildern die Purpurfarben in reinem Kobaltlila wiedergegeben waren wie in den früheren Gemälden.

Niemand sagte etwas darauf.

»Ach ja, übrigens«, sagte Tom zu Jeff, »ihr wolltet doch heute morgen die französische Polizei anrufen und sagen, daß ich zurück sei in London. Ist das geschehen?«

Jeff erschrak. »Nein. Tatsächlich, das habe ich glatt vergessen.«

»Mr. Derwatt«, fing Mrs. Murchison wieder an, »hat mein Mann irgend etwas erwähnt, daß er außer Mr. Ripley noch jemand in Frankreich aufsuchen wollte?«

Tom überlegte. Sollte er sie ins Blaue losschicken – oder lieber ehrlich sein? Er sagte ganz offen: »Nein, nicht daß ich wüßte. Aber Mr. Ripley hat er mir gegenüber auch nicht erwähnt.«

»Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten, Mrs. Murchison?« fragte Ed liebenswürdig.

»Oh, vielen Dank, nein.«

»Möchte sonst jemand Tee? Oder einen Sherry?«

Niemand wollte etwas trinken oder mochte es zugeben. Vielmehr schien Mrs. Murchison die Frage als

Signal zum Aufbruch zu nehmen. Sie wollte zunächst jetzt Mr. Ripley anrufen, dessen Telefonnummer ihr der Inspektor gegeben hatte, und mit ihm eine Verabredung treffen.

Jeff, der es an Kaltblütigkeit mit Tom aufnahm, fragte freundlich: »Wollen Sie ihn von hier aus anrufen, Mrs. Murchison?« und wies auf den Apparat auf seinem Schreibtisch.

»Nein, danke schön, ich rufe vom Hotel aus an.«

Tom erhob sich, als Mrs. Murchison sich verabschiedete. Auch Webster wollte gehen. Er fragte:

»In welchem Hotel wohnen Sie hier in London, Mr. Derwatt?«

»Ich wohne bei Mr. Constant, in seinem Atelier.«

»Darf ich fragen, wie Sie nach England gekommen sind?« Der Inspektor lächelte strahlend. »Die Einwanderungsbehörden haben gar keine Eintragung von Ihnen.«

Die Frage hatte Tom erwartet; sein Gesicht nahm einen nachdenklichen und etwas vagen Ausdruck an. »Ich habe jetzt einen mexikanischen Paß. Und in Mexiko führe ich einen anderen Namen.«

»Sind Sie geflogen?«

»Nein, ich bin mit dem Schiff gekommen. Ich mag keine Flugzeuge.« Jetzt mußte die Frage kommen, ob er in Southampton oder wo sonst angekommen war, aber Webster sagte nur:

»Danke schön, Mr. Derwatt. Auf Wiedersehen.«

Wenn er das nachprüfte, was würde er dann finden? Wie viele Reisende aus Mexiko waren vor vierzehn Tagen in London angekommen? Sicher nicht allzuvieler.

Jeff schloß wieder die Tür. Sekundenlang herrschte Schweigen, bis die Gäste außer Hörweite waren. Jeff und Ed hatten die letzten Worte gehört.

»Wenn er das nachprüft«, sagte Tom, »dann muß ich

mir was Neues einfallen lassen.«

»Und was?« fragte Ed.

»Och – zum Beispiel einen mexikanischen Paß«, erwiderte Tom. »Ich hab's gewußt, daß ich schnell wieder nach Frankreich zurück muß.« Er sprach mit Derwatts Stimme, aber beinahe im Flüsterton.

»Aber doch nicht etwa heute abend noch?« fragte Ed.

»Nein, heute nicht. Ich habe doch gesagt, ich bliebe bei Jeff, weißt du nicht mehr?«

»Großer Gott«, sagte Jeff erleichtert, aber er fuhr sich mit dem Taschentuch über den Nacken.

»Wir haben's geschafft«, sagte Ed feierlich und hielt sich die gespreizte Hand vor das Gesicht.

»Mensch, wenn wir bloß feiern könnten!« sagte Tom plötzlich. »Aber wie soll ich das machen mit diesem blödsinnigen Bart? Ich konnte heute mittag ja nicht mal die Käsesauce richtig essen! Und jetzt muß ich den Bart noch den ganzen Abend anbehalten!«

»Und auch noch damit schlafen!« schrie Ed und bog sich vor Lachen.

»*Gentlemen* –« Tom richtete sich auf und ließ sich gleich wieder fallen. »Ich muß jetzt leider mal mit Heloise telefonieren. Darf ich, Jeff? Ist ja Selbstwähldienst, ich hoffe, es erscheint nicht auf deiner Rechnung, aber selbst wenn – es muß einfach sein.« Er nahm den Hörer.

Jeff machte Tee und stellte eine Flasche Whisky zur Belegung mit auf das Tablett.

Mme. Annette meldete sich, was Tom nicht gehofft hatte. Er nahm eine Frauenstimme an und fragte in schlechtem Französisch, ob Mme. Ripley da wäre. »Schsch!« warnte er Jeff und Ed, die anfangen zu lachen. »Hallo –Heloise.« Er sprach französisch. »Du, ich muß es kurz machen, Liebes. Wenn irgend jemand nach mir fragt: ich bin bei Freunden in Paris, hörst du . . . wahr-

scheinlich wird eine Frau dich anrufen, sie spricht nur englisch vermutlich. Der mußt du eine falsche Nummer in Paris geben, wo ich bin . . . ja, denk dir eine aus . . . Danke, mein Liebes . . . ja, wahrscheinlich morgen nachmittag, aber das darfst du der Amerikanerin ja nicht sagen . . . Und erzähl auch Mme. Annette nicht, daß ich in London bin . . .«

Als Tom aufgelegt hatte, fragte er Jeff, ob er sich die Unterlagen mal ansehen könne, die die beiden fabriziert hatten, und Jeff holte sie ihm. Es waren zwei Kontobücher, das eine war etwas abgegriffen, das andere neuer. Tom vertiefte sich eine Weile in die Eintragungen, die Datierungen und die Titel der Bilder. Jeff war mit dem Platz nicht gerade sparsam umgegangen, und die Derwatt-Bilder waren nicht in der Überzahl; die Galerie Buckmaster stand ja auch mit anderen Malern in Geschäftsverbindung. Hinter einigen Daten waren die Titel in verschiedenen Tinten angegeben, denn Derwatt hatte seine Bilder nicht immer selbst betitelt.

»Diese Seite hier mit dem Teespritzer, die find ich gut«, sagte Tom.

Jeff strahlte. »Stammt von Ed. Ist erst zwei Tage alt.«

»Apropos feiern«, sagte Ed und klatschte einmal gedämpft in die Hände, »da ist ja noch Michaels Party heute abend, wie wär's damit? Halb elf, hat er gesagt. Holland Park Road.«

»Das können wir noch überlegen«, meinte Jeff.

»Vielleicht nur mal 'ne Viertelstunde reingucken?« schlug Ed hoffnungsvoll vor.

Tom war noch mit den Büchern beschäftigt. »Die Wanne« war ganz richtig als eins der späteren Bilder eingetragen, das war vermutlich nicht zu vermeiden gewesen. Die meisten Angaben bezogen sich auf die Namen und Adressen der Käufer und auf die Preise, die sie gezahlt

hatten, wobei die Käufe wohl echt, aber die Eingangsdaten zuweilen falsch waren. Alles in allem hatten Jeff und Ed mit diesen Unterlagen gute Arbeit geleistet. »Und das hat Webster alles angesehen?« fragte Tom.

»O ja«, gab Jeff zur Antwort.

»Er hat doch keinerlei Fragen gestellt, was, Jeff?« sagte Ed.

»Nein.«

Vera Cruz . . . Vera Cruz . . . Southampton . . . Vera Cruz. . .

Na schön. Wenn dies durchgegangen war, dann war es eben durch.

Sie verabschiedeten sich von Leonard – es war sowieso bald Zeit zum Schließen – und nahmen ein Taxi bis zu Jeffs Atelier. Tom hatte das Gefühl, als betrachteten ihn die beiden wie eine Art Magier, was ihm komisch vorkam, aber im Grunde nicht gefiel. Vielleicht sahen sie ihn an wie einen sonderbaren Heiligen, der durch Anrühren einer sterbenden Pflanze neues Leben zu geben vermochte, der imstande war, Kopfschmerzen durch Handauflegen zu heilen, und der über das Wasser schreiten konnte. Aber Derwatt hatte nicht die Fähigkeit gehabt, über das Wasser zu gehen, oder vielleicht hatte er es gar nicht gewollt. Und doch war Tom jetzt Derwatt.

»Ich möchte Cynthia anrufen«, sagte Tom.

»Sie arbeitet bis sieben. Ein komisches Büro«, sagte Jeff.

Tom rief erstmal bei der Air France an und buchte einen Flug nach Orly für ein Uhr morgen mittag. Das Ticket konnte er am Schalter abholen. Er hatte beschlossen, morgen vormittag noch in London zu sein, falls noch irgendwelche Schwierigkeiten auftauchten. Es durfte nicht wieder so aussehen, als ob Derwatt die Szene überstürzt verlassen habe.

Tom trank seinen gesüßten Tee und lehnte sich auf der Couch zurück. Jackett und Schlips hatte er abgelegt, aber der lästige Bart störte ihn immer noch. »Ich wollte, ich könnte Cynthia veranlassen, daß sie Bernard zurücknimmt«, sagte er nachdenklich in der Pose des lieben Gottes, der gerade einen schwachen Augenblick hat.

»Warum denn?« fragte Ed.

»Weil ich fürchte, daß Bernard sich vielleicht was antut. Ich wollte, ich wüßte, wo er ist.«

»Meinst du das im Ernst? Daß er sich umbringt?« fragte Jeff.

»Ja. Das sagte ich euch doch schon, glaube ich. Cynthia habe ich's nicht gesagt, das wäre nicht fair gewesen. Als ob ich sie erpressen wollte, damit sie ihn wieder nimmt. Und das würde er bestimmt nicht wollen.«

»Meinst du, er nimmt sich irgendwo das Leben?« fragte Jeff.

»Ja, das meine ich.« Tom hatte von der aufgehängten Puppe in seinem Hause gar nichts sagen wollen, aber warum eigentlich nicht? Manchmal konnte die Wahrheit, selbst wenn sie gefährlich war, doch zur Erkenntnis von etwas Neuem beitragen. »Er hat sich nämlich bei mir, in meinem Keller, erhängt – allegorisch. Vielmehr nicht sich, sondern ein Kleiderbündel hat er aufgehängt und hat ›Bernard Tufts‹ darangeschrieben. Er meinte den alten Bernard, den Fälscher. Oder vielleicht auch den richtigen. Er bringt das alles durcheinander.«

»Mensch! Er hat sie nicht mehr alle, was?« sagte Ed und sah Jeff dabei an. Beide saßen mit großen Augen da, Jeff, wie immer, ein wenig kühler, berechnender. War ihnen etwa erst jetzt klargeworden, daß Bernard Tufts in Zukunft keine Derwatts mehr malen würde?

»Wißt ihr«, sagte Tom, »das sind ja vorläufig nur Vermutungen. Es hat keinen Zweck sich aufzuregen, solan-

ge nichts passiert ist. Aber –« Er stand auf. Er hatte hinzufügen wollen: ›Worauf es ankommt, das ist, daß Bernard glauben muß, er habe mich umgebracht.‹ Aber kam es darauf wirklich jetzt an, und wieso? Er war, das fiel ihm jetzt ein, froh gewesen, daß heute keine Presseleute erschienen waren und die Zeitungen daher morgen keine Artikel mit der Überschrift »Derwatt ist wieder da« bringen konnten, denn wenn Bernard das irgendwo läse, mußte er wissen, daß Tom auf irgendeine Weise lebendig dem Grabe entstiegen war. Das wäre vielleicht zwar gut für Bernard, denn wenn er wußte, daß er Tom Ripley nicht umgebracht hatte, hatte er weniger Grund zum Selbstmord. Oder ob das in seinen verwirrten Gedankengängen jetzt gar keine Rolle spielte? Was war hier richtig, und was war falsch?

Es war nach sieben, als Tom Cynthia unter ihrer Bayswater Nummer anrief. »Cynthia – bevor ich abfahre, wollte ich dich noch fragen – falls ich Bernard noch mal sehe, irgendwo, kann ich ihm etwas von dir sagen, nur ein Wort, daß du –«

»Daß ich was?« fragte Cynthia knapp und in deutlicher Verteidigungsstellung – viel mehr als Tom.

»Daß du ihn wiedersehen willst. In London. Weißt du, es wäre herrlich, wenn ich ihm etwas wirklich Positives sagen könnte. Er ist so schrecklich deprimiert.«

»Aber ich finde, es hat gar keinen Sinn, daß ich ihn wiedersehe«, gab Cynthia zurück. Aus ihrer Stimme hörte Tom das ganze Bollwerk aus Schlössern und Kirchen, grauen und hellen Mauersteinen, fest und uneinnehmbar: der Mittelstand. Stramme Haltung. »Du willst ihn also unter keinen Umständen wiedersehen?«

»Nein, wirklich nicht. Viel besser, so etwas nicht noch zu verlängern. Auch für ihn leichter.«

Endgültig. Unsentimental. Aber kleinlich war es eben-

falls. Kleinkariert. Doch wenigstens wußte Tom nun, woran er war. Ein Mädchen war beiseite geschoben worden, verlassen, aufgegeben – vor drei Jahren. Es war Bernard, der die Beziehung damals abgebrochen hatte. Nun mußte er selber sehen, wie er damit zurechtkam. »Gut, Cynthia.«

Ob es ihren Stolz befriedigen würde, wenn sie wüßte, daß Bernard sich ihretwegen das Leben nehmen wollte?

Jeff und Ed hatten sich währenddessen in Jeffs Schlafzimmer unterhalten und hatten das Gespräch nicht mit angehört, doch sie fragten, was Cynthia gesagt habe.

»Sie will Bernard nicht wiedersehen«, antwortete Tom.

Weder Jeff noch Ed schien zu verstehen, was das bedeutete.

Abschließend sagte Tom dann: »Es kann ja auch sein, daß ich selber Bernard nicht wiedersehe.«

Sie gingen also zu Michaels Party. Wie Michael mit Nachnamen hieß, blieb unbekannt. Gegen Mitternacht kamen sie an; die Hälfte der Gäste war beschwipst, und Tom sah niemanden, der ihm im mindesten wichtig erschien. Er saß in einem Sessel, reichlich nahe der Lampe, vor sich einen Whisky mit Soda, und unterhielt sich mit einigen Leuten, denen er ehrfürchtige Scheu oder zumindest deutlichen Respekt einzuflößen schien. Jeff stand ihm gegenüber auf der anderen Seite des Zimmers und behielt ihn im Auge.

Die Räume waren rosa dekoriert, mit vielen riesengroßen Troddeln; die Stühle sahen aus wie weißes Schaumgebäck. Die Mädchen waren so kurz angezogen, daß Toms Augen – an solche Dinge nicht gewöhnt – zunächst von der bunten Vielfalt der straffsitzenden Höschen fasziniert und dann sehr bald abgestoßen wurde. Verrückt, dachte er. Vollkommen hirnverbrannt. Oder sah er sie vielleicht so, wie Derwatt sie sehen würde? Konnte ein Mensch sich vorstellen, daß das dort erreichbare Fleisch war, unter den Höschen, die nichts sehen ließen als feste Säume und darunter manchmal noch weitere Spitzenschlüpfer? Brüste bekam man zu sehen, wenn sich die Mädchen niederbeugten, um sich Zigaretten zu holen. Welche Mädchenhälfte war nun zum Betrachten da? Toms Blicke wanderten höher und stießen auf brauneränderte Augen. Ein farbloser Mund unter den Augen sagte:

»Derwatt – können Sie mir erzählen, wo Sie wohnen in Mexiko? Ich erwarte keine richtige Antwort, eine halbrichtige tut´s auch.«

Durch seine Fensterglasbrille betrachtete Tom sie mit

nachdenklichem Erstaunen, so als sei ein Teil seines berühmten Gehirns mit ihrer Frage beschäftigt. In Wirklichkeit langweilte sie ihn. Wieviel hübscher war Heloise anzusehen, mit Kleidern bis knapp über die Knie, ohne Make-up und Augenwimpern, die wie Speere auf ihn gerichtet waren. »Nun ja – hm«, sagte er überlegend, aber er überlegte gar nichts. »Südlich von Durango.«

»Wo liegt das, Durango?«

»Nördlich von Mexico City. Nein, den Namen meines Dorfes kann ich Ihnen natürlich nicht sagen – es ist ein langer aztekischer Name. Ah haha.«

»Wir sind auf der Suche nach einem kleinen unberührten Ort. Wir: das ist mein Mann, Zach, und unsere beiden Kinder.«

»Versuchen Sie es doch mal mit Puerto Vallarta«, schlug Tom ihr vor. Vor weiteren Fragen rettete ihn Ed Banbury, der ihm aus einiger Entfernung einen Wink gab. »Entschuldigen Sie«, sagte Tom und erhob sich aus dem Sessel.

Ed meinte, es sei Zeit zum Gehen, und Tom fand das auch. Jeff war noch dabei, die Runde zu machen; er lächelte alle freundlich an und redete lebhaft. Gut so, dachte Tom. Junge und nicht mehr ganz junge Männer betrachteten Tom; vielleicht hatten sie nicht recht den Mut, ihn anzureden, oder vielleicht wollten sie gar nicht.

»Wollen wir gehen?« fragte Tom, als Jeff zu ihnen trat. Tom bestand darauf, sich vom Gastgeber zu verabschieden, mit dem er während der Stunde, die sie hier waren, überhaupt noch nicht gesprochen hatte. Michael war der Mann in dem schwarzen Pelzanorak; die Kapuze hatte er nicht aufgesetzt. Er war nicht sehr groß und hatte kurzgeschnittenes schwarzes Haar. »Derwatt, Sie waren wirklich die Krone meines Abends! Ich habe mich wahnsinnig gefreut, daß Sie gekommen sind, und ich bin

diesen beiden Kerls da schrecklich dankbar –«

Der Rest ging im Lärm unter. Allgemeines Händeschütteln, dann schloß sich die Tür.

»Na also«, sagte Jeff halb umgewandt, als sie die sichere untere Etage erreicht hatten. Der Rest kam im Flüsterton. »Der einzige Grund, warum wir zu dieser Party gegangen sind, ist, weil die Leute völlig bedeutungslos sind.«

»Ach – so ganz doch nicht«, wandte Ed ein. »Es sind immerhin Leute. Ein weiterer Erfolg.«

Tom sagte nichts dazu. Es stimmte ja: niemand hatte ihm den Bart abgerissen.

Sie setzten Ed unterwegs mit dem Taxi ab.

Am nächsten Morgen frühstückte Tom im Bett – das hatte sich Jeff als kleine Entschädigung dafür ausgedacht, daß er durch den Bart essen mußte. Dann mußte Jeff ausgehen und etwas aus einem Fotomaterialgeschäft holen. Bis halb elf wollte er zurück sein, obgleich er natürlich Tom nicht zur Bushaltestelle nach West Kensington bringen konnte. Es wurde elf Uhr. Tom ging ins Badezimmer und begann vorsichtig die Gaze von seinem Gesicht abzumachen.

Das Telefon klingelte.

Sein erster Gedanke war, einfach nicht hinzugehen. Aber das hätte vielleicht etwas merkwürdig ausgesehen – als ob er Angst hätte –?

Tom wappnete sich für ein Gespräch mit Webster und sagte mit Derwatts Stimme: »Hallo? Ja –?«

»Ist Mr. Constant da? Oder ist das Mr. Derwatt? Ah ja – hier ist Inspektor Webster. Was haben Sie nun für Pläne, Mr. Derwatt?« Die Stimme klang freundlich wie immer.

Tom hatte keinerlei Pläne für Inspektor Webster. »Oh – ich nehme an, diese Woche werde ich wohl abreisen.

Zurück an den heimischen Herd.« Tom lachte leise.
»Und zur Ruhe.«

»Ob Sie mich wohl anrufen würden, bevor Sie abreisen, Mr. Derwatt?« Webster gab ihm die Nummer der Zentrale und die seines Apparates, und Tom notierte sie.

Jetzt kam Jeff zurück. Tom stand schon fast mit dem Koffer in der Hand da; er wollte sofort gehen. Der Abschied war kurz, von Seiten Toms sogar oberflächlich, obgleich beide sehr wohl wußten, daß sie mit ihrem weiteren Geschick völlig aufeinander angewiesen waren.

»Auf Wiedersehen. Mach's gut.«

»Wiedersehen.«

Webster sollte der Teufel holen.

Es dauerte nicht lange, und Tom saß in dem Flugzeugkokon, inmitten der synthetischen eingeschlossenen Atmosphäre lächelnder Hostessen, alberner gelber und weißer Karten, die man auszufüllen hatte, und unangenehm naher Ellbogen in dunkler Kleidung, die ihn abstießen. Er hätte doch erster Klasse fliegen sollen.

Mußte er eigentlich irgend jemandem mitteilen, wo er – als Tom Ripley – gewohnt hatte in Paris? Zumindest gestern abend? Tom hatte einen Freund, der zu jeder Bezeugung bereit gewesen wäre, aber er wollte nicht noch mehr Leute in die Sache hineinziehen. Es waren schon reichlich viele.

Die Maschine startete und stellte sich auf den Schwanz. Wie war es bloß langweilig, mit einer Geschwindigkeit von ein paar hundert Meilen per Stunde durch die Luft zu jagen, wenig zu hören und die armen Leute da unten dem Lärm auszusetzen. Nur die Eisenbahn faszinierte Tom, vor allem Expreszüge aus Paris, die auf glatten Schienen am Bahnhof Melun vorbeirasteten – so schnell, daß man die französischen und italienischen Aufschriften an den Wagen nicht lesen konnte.

Einmal hatte Tom einen Schienenweg an einer verbotenen Stelle überqueren wollen. Auf den Schienen war nichts zu sehen, und der Bahnhof war still. Er hatte sich dann entschlossen, es lieber nicht zu riskieren, und fünfzehn Sekunden später waren zwei chromblitzende Expresszüge in höllischem Tempo aneinander vorbeigerast, und Tom hatte sich vorgestellt, wie es gewesen wäre, wenn er zwischen ihnen zermalmt worden wäre, wie sie ihn und seinen Koffer in beiden Richtungen meterweit in den Sand geschleudert hätten, ganz und gar unkenntlich. Daran mußte er jetzt denken, als er im Flugzeug saß und sich wand bei der Erinnerung. Zum Glück war wenigstens Mrs. Murchison nicht mit in dieser Maschine. Er hatte sich nach ihr umgesehen, als er einstieg.

Jetzt kam Frankreich, und als die Maschine herunterging, begannen die Baumwipfel auszusehen wie braune und dunkelgrüne Knoten in einem Gobelin oder wie die eingewebten Frösche in Toms Morgenrock, der zu Hause hing. Tom saß in seinem häßlichen neuen Regenmantel auf seinem Platz. Dann kam Orly; der Paßbeamte warf einen Blick auf ihn und auf das Foto von Robert Mackay, stempelte aber nichts, genau wie auf der Ausreise von Orly nach London. Gestempelt wurde offenbar nur in London. Tom passierte den Durchgang »Nichts zu verzollen« und stieg in ein Taxi, das ihn nach Hause brachte.

Kurz vor drei war er in Belle Ombre. Im Taxi hatte er sein Haar wieder wie üblich gescheitelt. Den Regenmantel trug er über dem Arm.

Heloise war da. Die Heizung war angestellt, Möbel und Fußböden schimmerten, und Mme. Annette trug seinen Koffer nach oben. Dann küßte er Heloise.

»Was hast du in Griechenland gemacht?« fragte sie leicht besorgt. »Und dann noch in London?«

»Ach, ich hab mich umgesehen«, gab er lächelnd zur Antwort.

»Nach diesem *fou*! Hast du ihn gefunden? Was macht dein Kopf?« Sie drehte ihn an der Schulter zu sich herum.

Die Wunde schmerzte kaum noch. Tom war erleichtert, daß Bernard inzwischen hier nicht aufgetaucht war und Heloise in Angst versetzt hatte. »Du – hat die Amerikanerin angerufen?«

»Ja, hat sie. Mme. Murchison. Sie kann etwas Französisch, aber es klingt komisch. Heute morgen hat sie aus

London angerufen. Sie kommt heute nachmittag um drei in Orly an und will dich sprechen. Ach, *merde, Tome*, was wollen alle diese Leute?«

Ein Blick auf die Armbanduhr. In zehn Minuten mußte Mrs. Murchisons Maschine landen.

»Möchtest du eine Tasse Tee, Lieber?« Heloise führte ihn zu dem gelben Sofa. »Hast du diesen Bernard nun irgendwo gesehen?«

»Nein. Einen Augenblick, ich möchte mir nur die Hände waschen.« Tom ging in die Toilette und wusch sich Gesicht und Hände. Hoffentlich wollte Mrs. Murchison nicht hierher nach Belle Ombre kommen. Sie konnten sich ja in Paris treffen. Auch nach Paris würde er heute nur sehr ungern fahren.

Mme. Annette kam herunter, als Tom wieder ins Wohnzimmer trat. »Tag, Madame – was macht der berühmte Zahn? Endlich besser, hoffe ich.«

»Ja, M. *Tome*. Heute morgen bin ich zu dem Zahnarzt nach Fontainebleau gefahren, und er hat den Nerv rausgenommen. Richtig herausgenommen. Montag muß ich noch einmal hin.«

»Schade, daß wir nicht alle unsere Nerven rausnehmen lassen können! Jetzt werden Sie bestimmt keine Schmerzen mehr haben.« Tom wußte kaum, was er da redete. Ob er doch besser Webster noch mal angerufen hätte? Er hatte es für klüger gehalten, ihn vor der Abreise nicht mehr anzurufen, weil es sonst so ausgesehen hätte, als bemühe er sich, den polizeilichen Anordnungen Folge zu leisten. Ein Unschuldiger hätte *nicht* angerufen, so hatte er argumentiert.

Er trank mit Heloise Tee.

»Noëlle möchte wissen, ob wir Dienstag zu einer Party zu ihr kommen können«, berichtete Heloise. »Sie hat Geburtstag.«

Noëlle Hassler war Heloises beste Freundin in Paris, und ihre Parties waren bezaubernd. Aber Tom hatte innerlich Pläne gemacht, nach Salzburg zu fahren, sofort, weil – vielleicht war Bernard dort. Die Heimat des jungen Mozart, der ebenfalls jung gestorben war. »Du mußt hingehen, mein Schatz. Ich weiß noch nicht, ob ich hier bin.«

»Wieso –?«

»Weil ich – weil ich vielleicht nach Salzburg fahren muß.«

»Nach Salzburg – in Österreich? Doch nicht, um wieder nach diesem *fou* zu suchen? Nächstens wirst du nach China fahren wollen!«

Tom blickte unruhig auf das Telefon. Mrs. Murchison wollte doch anrufen, aber wann? »Hast du Mrs. Murchison eine Telefonnummer in Paris gegeben, unter der sie mich erreichen könnte?«

»Ja«, sagte Heloise. »Die Nummer habe ich mir ausgedacht.« Sie sprach immer noch französisch, und er merkte, wie der Groll in ihr aufzusteigen begann.

Wieviel wohl konnte er Heloise ohne Risiko erklären? »Und was hast du gesagt, wann ich wieder zu Hause wäre?«

»Das wüßte ich nicht, habe ich gesagt.«

Das Telefon klingelte. Wenn das Mrs. Murchison war, dann rief sie aus Orly an.

Tom stand auf und sagte eilig auf Englisch, weil jetzt Mme. Annette ins Zimmer kam: »Hör zu, mein Liebes; worauf es ankommt, ist, daß ich nicht in London war. Sag also gar nichts von London, falls wir Mrs. Murchison treffen müssen.«

»Kommt sie etwa hierher?«

»Hoffentlich nicht.« Tom nahm den Hörer auf. »Hallo . . . ja . . . ja, guten Tag, Mrs. Murchison.« Sie wollte

gern herkommen und ihn sprechen. »Ja, passen würde mir das schon, aber wäre es Ihnen nicht lieber, wenn ich nach Paris käme? . . . Ja, es ist noch ein ganzes Stück, weiter als von Orly nach Paris, wissen Sie . . .« Es nützte alles nichts. Vielleicht hätte er es ihr noch ausreden können, wenn er den Weg als möglichst schwierig beschrieb, aber er wollte der armen Frau das Vorhaben nicht noch weiter erschweren. »Dann ist es am besten, Sie nehmen ein Taxi.« Er beschrieb ihr den Weg zum Haus.

Jetzt zu Heloise. Tom versuchte ihr zu erklären, daß Mrs. Murchison in einer Stunde ankommen werde und mit ihm über ihren Mann sprechen wolle. Mme. Annette hatte das Zimmer verlassen, er konnte also Französisch sprechen; aber es hätte ihm auch nichts ausgemacht, wenn die Haushälterin gelauscht hätte. Vor Mrs. Murchisons Anruf hatte er kurz daran gedacht, Heloise zu erzählen, warum er nach London gefahren war, daß er dort zweimal die Rolle des Malers Derwatt gespielt hatte, der nicht mehr am Leben war. Aber dies war nicht der richtige Augenblick für einen solchen Bericht. Erstmal mußte er Mrs. Murchisons Besuch einigermaßen hinter sich bringen, dann konnte man weiter sehen. Zuviel auf einmal durfte man auch von Heloise nicht verlangen.

»Was ist denn eigentlich passiert mit ihrem Mann?« fragte Heloise.

»Das weiß ich nicht, mein Herz. Aber sie ist nun in Frankreich und möchte natürlich mit dem Mann sprechen, der –« Tom wollte nicht sagen: der ihren Mann als letzter gesehen hat. »Sie möchte gern das Haus sehen, weil ihr Mann hier zuletzt gewesen ist. Von hier aus habe ich ihn nach Orly gebracht.«

Heloise erhob sich mit einer leichten Bewegung der Ungeduld. Sie war nicht so töricht, jetzt eine Szene zu machen, zu toben oder sonstwie den Kopf zu verlieren.

Das konnte später noch kommen.

»Ich weiß schon, was du sagen willst: du willst sie nicht den ganzen Abend hier haben. Schön, wir werden sie nicht zum Essen bitten – wir können ja sagen, wir seien eingeladen. Aber irgend etwas muß ich ihr anbieten – Tee oder einen Drink oder beides. Ich schätze, sie wird höchstens eine Stunde hier sein, und ich werde alles mit Anstand abwickeln.«

Heloise fügte sich.

Tom ging nach oben in sein Zimmer. Mme. Annette hatte seinen Koffer schon ausgepackt und alles weggelegt, aber ein paar Sachen waren nicht an ihrem üblichen Platz; er ordnete sie also wieder so, wie sie immer lagen, wenn er wochenlang zu Hause war. Dann duschte er, zog graue Flanellhosen, Hemd und Pullover an und nahm ein Tweedjackett aus dem Schrank für den Fall, daß Mrs. Murchison sich den Garten ansehen wollte.

Mrs. Murchison kam, und Tom ging an die Haustür, um sie zu begrüßen und sich zu vergewissern, daß das Taxi richtig abgefertigt wurde. Mrs. Murchison hatte französisches Geld bei sich und gab dem Fahrer ein überreichliches Trinkgeld, aber Tom sagte nichts.

»Dies ist meine Frau, Heloise«, sagte er. »Mrs. Murchison – aus Amerika.«

»Guten Tag.«

»Guten Tag«, gab Heloise zurück.

Eine Tasse Tee wollte Mrs. Murchison gern trinken. »Sie müssen entschuldigen, daß ich mich so überstürzt selbst eingeladen habe«, sagte sie zu Tom und Heloise, »aber es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, und ich wollte Sie so bald wie möglich sprechen.«

Sie hatten jetzt alle Platz genommen, Mrs. Murchison auf dem gelben Sofa, Tom wie Heloise auf einem Stuhl. Heloise verstand es hervorragend, sich den Anschein zu

geben, als sei sie nicht weiter interessiert an der Situation, sei aber höflich genug, im Zimmer zu bleiben. Doch Tom wußte, daß ihr die Sache nicht gleichgültig war.

»Mein Mann –«

»Tom sollte ich ihn nennen, hat er gesagt.« Tom erhob sich mit liebenswürdigem Lächeln. »Er hat sich meine Bilder hier angesehen – hier rechts den ›Mann im Sessel‹ und hinter Ihnen ›Die roten Stühle‹. Das ist ein früheres Bild.« Er sprach beherzt und selbstsicher, ihm war jetzt alles egal, zum Teufel mit Anstand, Ethik, Freundlichkeit, Wahrheit, mit dem Gesetz und selbst mit dem Schicksal – womit er die Zukunft meinte. Entweder ging alles glatt, oder er fiel rein. Seinetwegen konnte Mrs. Murchison, wenn sie das Haus besichtigen wollte, auch noch den Keller mit inspizieren. Er wartete jetzt auf eine weitere Frage, vielleicht danach, was ihr Mann von den beiden Bildern gehalten hatte.

»Haben Sie diese auch von Buckmaster gekauft?« erkundigte sie sich.

»Ja, beide.« Er warf einen Blick auf Heloise, die eine Gitane-Zigarette rauchte, eine für sie unübliche Sorte.

»Meine Frau spricht Englisch«, fügte er hinzu.

»Waren Sie auch hier, als mein Mann herkam?«

»Nein, ich war in Griechenland«, erwiderte Heloise.

»Ich habe Ihren Mann gar nicht kennengelernt.«

Mrs. Murchison erhob sich und betrachtete die Bilder, und Tom schaltete zur besseren Beleuchtung noch zwei weitere Lampen an.

»Den ›Mann im Sessel‹ habe ich am liebsten«, sagte er. »Deshalb hängt er da über dem Kamin.«

Auch Mrs. Murchison schien das Bild zu gefallen.

Ob sie nichts mehr sagen wollte über die Theorie ihres Mannes hinsichtlich der Derwatt-Fälschungen? Nein, es kam nichts mehr. Sie verlor kein Wort über die Lavendel-

oder Purpurfarben der Bilder. Sie stellte genau dieselben Fragen, die Inspektor Webster gestellt hatte: ob ihr Mann wohlauf gewesen sei, als er das Haus verließ, und ob er noch weitere Verabredungen gehabt habe.

»Er schien mir sehr munter zu sein«, gab Tom zur Antwort, »und weitere Verabredungen hat er mir gegenüber nicht erwähnt, das sagte ich schon zu dem Inspektor. Was mir merkwürdig vorgekommen ist, daß das Bild gestohlen wurde. Das hatte er noch in Orly bei sich, es war gut verpackt.«

»Ja, ich weiß.« Mrs. Murchison rauchte eine ihrer Chesterfield-Zigaretten. »Das Bild haben sie noch nicht gefunden. Aber meinen Mann ja auch nicht, und auch seinen Paß nicht.« Sie lächelte. Das Gesicht war von zutraulicher Freundlichkeit, ein wenig rundlich; man sah noch keine Altersfalten.

Tom schenkte ihr noch einmal Tee ein. Mrs. Murchison sah zu Heloise hinüber. War es ein abschätzender Blick? Überlegte sie, wieviel Heloise wußte? Ob es überhaupt etwas zu wissen gab? Oder erwog sie, auf welche Seite sich Heloise stellen würde, falls ihr Mann sich etwas hatte zuschulden kommen lassen?

»Inspektor Webster sagte mir, Sie seien ein Freund von Dickie Greenleaf gewesen, der in Italien umgebracht wurde«, sagte Mrs. Murchison.

»Ja. Aber er ist nicht umgebracht worden, er hat sich das Leben genommen. Ich hatte ihn ungefähr fünf oder sechs Monate gekannt.«

»Wenn er sich nicht das Leben genommen hat – ich glaube, der Inspektor hat da gewisse Zweifel –: wer kann ihn dann wohl umgebracht haben? Und warum?« fragte Mrs. Murchison. »Haben Sie da irgendeine Vorstellung?«

Tom stand aufrecht und stemmte die Füße fest auf den Fußboden, während er seinen Tee trank. »Ich habe

keinerlei Vorstellung darüber, wirklich. Dickie hat sich das Leben genommen. Ich glaube, er konnte keinen rechten Weg finden als Maler, und erst recht nicht im Geschäft seines Vaters, der hatte eine Schiffswerft oder Bootswerft oder so was. Dickie hatte eine Menge Freunde, aber keine böartigen.« Tom schwieg, und die anderen ebenfalls. Dann fügte er hinzu: »Für eine Feindschaft lag überhaupt kein Grund vor.«

»Bei meinem Mann ja auch nicht – außer wenn da vielleicht irgend etwas manipuliert wird mit gefälschten Derwatt-Bildern.«

»Ja – davon weiß ich wirklich nichts. Ich wohne ja hier.«

»Es könnte sein, daß es eine Art Fälscherring gibt, wissen Sie.« Sie sah Heloise an. »Ich hoffe, Sie verstehen alles, was wir sagen, Mrs. Ripley.«

Tom sagte auf Französisch zu Heloise: »Mrs. Murchison hält es für möglich, daß da ein Schwindlerring existiert, der Derwatts Bilder fälscht.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Heloise.

Tom wußte: Heloise hatte ihre Zweifel hinsichtlich der Sache mit Dickie. Aber er wußte auch, er konnte auf sie zählen. So ganz astrein war sie selber nicht. Jedenfalls würde sie vor Fremden niemals zu erkennen geben, daß sie an Toms Worten zweifelte.

»Möchten Sie die obere Etage gern noch sehen?« fragte Tom. »Oder den Garten, bevor es dunkel wird?«

Ja, das wollte Mrs. Murchison, und sie ging mit Tom nach oben. Sie trug ein leichtes graues Wollkleid. Sie war gut gebaut – vielleicht ritt sie daheim oder spielte Golf –, keiner hätte sie dick nennen können. Sportlich-robuste Frauen dieser Art nannte man ja niemals dick – warum eigentlich nicht? Heloise hatte nicht mitkommen wollen. Tom zeigte Mrs. Murchison das Gastzimmer; er öffnete

die Tür weit und schaltete das Licht an. Dann führte er sie freundlich plaudernd auch in die anderen Räume; bei Heloises Zimmer machte er nur die Tür auf und drehte das Licht nicht an, weil Mrs. Murchison kein großes Interesse für das Zimmer zeigte.

»Vielen Dank«, sagte sie, als sie wieder hinuntergingen.

Sie tat Tom leid. Sie tat ihm wirklich leid, weil er ihren Mann umgebracht hatte. Aber Selbstvorwürfe, ermahnte er sich, konnte er sich jetzt nicht leisten; wenn er damit anfinge, wäre er genauso wie Bernard, der auf Kosten einiger Leute allen alles beichten wollte.

»Haben Sie Derwatt in London gesprochen?« fragte er.

»Ja, das habe ich«, sagte Mrs. Murchison und setzte sich wieder auf das Sofa, doch diesmal nur auf den Rand.

»Was ist er für ein Mensch? Ich hätte ihn am Tage der Eröffnung beinahe getroffen.«

»Ach – ja – er trägt einen Bart – recht nett, aber er sagt nicht viel.« Offensichtlich war sie an Derwatt nicht weiter interessiert. »Er sagte, er glaube nicht, daß da Fälschungen im Umlauf seien. Das habe er Tommy auch gesagt, erzählte er noch.«

»Ja, ich glaube, das hat mir Ihr Mann auch erzählt. Und Sie glaubten Derwatt also?«

»Ich denke schon, ja. Er sah ganz aufrichtig aus. Was soll man sonst schon sagen?« Sie lehnte sich auf dem Sofa zurück.

Tom trat einen Schritt vor. »Noch eine Tasse Tee? Oder einen Whisky?«

»Ja, einen Whisky würde ich gern trinken, vielen Dank.«

Tom ging in die Küche und holte Eis aus dem Kühl-

schränk. Heloise kam ebenfalls und half ihm. »Was meinte sie vorhin – wegen Dickie?« fragte sie.

»Gar nichts«, erwiderte Tom. »Wenn etwas dran wäre, würde ich's dir sagen. Sie weiß, daß wir befreundet waren. Möchtest du ein Glas Weißwein?«

»Ja.«

Sie brachten Eis und Gläser ins Wohnzimmer. Mrs. Murchison wollte gern ein Taxi haben, nach Melun. Sie bat um Entschuldigung, weil sie es in diesem Moment erwähnte, aber sie wußte nicht, wie lange es dauern würde.

»Ich kann Sie doch nach Melun bringen, wenn Sie einen Zug nach Paris nehmen wollen«, erbot sich Tom.

»Nein, ich wollte in Melun auf der Polizei vorsprechen. Ich hatte dort von Orly aus angerufen.«

»Dann bringe ich Sie hin«, sagte Tom. »Wie ist Ihr Französisch? Meins ist keineswegs vollkommen, aber –«

»Oh, ich denke, das wird schon gehen. Vielen Dank.« Sie lächelte leicht.

Sie wollte ihn auf der Polizei nicht dabeihaben, dachte Tom.

»Als mein Mann Sie hier besuchte, war da noch jemand hier im Haus?« fragte sie.

»Nur unsere Haushälterin, Mme. Annette. Heloise, wo ist Mme. Annette?«

Heloise meinte, sie sei entweder in ihrem Zimmer oder noch mal ausgegangen, um ein paar letzte Besorgungen zu machen. Tom ging hinüber und klopfte an die Zimmertür. Mme. Annette war drinnen und nähte. Tom bat sie, einen Augenblick herüberzukommen und ein paar Worte mit Mrs. Murchison zu sprechen.

Gleich darauf kam sie ins Zimmer, sehr interessiert, denn Mrs. Murchison war ja die Frau des Mannes, der so plötzlich verschwunden war. »Das letztemal habe ich ihn

beim Lunch gesehen«, berichtete Mme. Annette. »Danach ist er dann mit M. *Tome* fortgefahren.«

Offensichtlich war es ihr entfallen, daß sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wie M. Murchison das Haus verließ.

»Kann ich noch etwas tun, M. *Tome*?« fragte Mme. Annette.

Doch es gab nichts weiter zu tun, und Mrs. Murchison hatte anscheinend auch keine Fragen mehr. Zögernd verließ Mme. Annette das Zimmer.

»Bitte sagen Sie mir: was glauben Sie, was meinem Mann passiert ist?« Mrs. Murchison blickte erst Heloise und dann Tom an.

»Wenn ich etwas sagen sollte«, meinte Tom, »ich möchte annehmen, jemand hat gewußt, daß er ein wertvolles Bild bei sich hatte. Nicht gerade enorm wertvoll, aber immerhin ein Derwatt. Vermutlich hat Ihr Mann das doch mehreren Leuten in London erzählt. Vielleicht hat jemand versucht, ihn zusammen mit dem Bild zu entführen, und dabei ist er zu weit gegangen und hat ihn getötet. Dann muß die Leiche irgendwo versteckt worden sein. Oder: er ist am Leben und wird irgendwo gefangen gehalten.«

»Aber das deutet dann doch darauf hin, als habe mein Mann recht gehabt mit seiner Annahme, daß ›Die Uhr‹ eine Fälschung ist. Sie sagen ja selbst, das Bild ist nicht allzu wertvoll, vielleicht weil es nicht sehr groß ist. Vielleicht versucht jemand, die ganze Sache mit den Fälschungen zu vertuschen –?«

»Ja, aber ich glaube eben nicht, daß sein Bild gefälscht war. Und er selber hatte auch Zweifel, als er von mir fortging. Ich sagte ja schon zu Webster, ich glaube nicht, daß Tommy überhaupt noch beabsichtigte, ›Die Uhr‹ dem Londoner Experten zu zeigen. Gefragt habe ich

ihn nicht, soweit ich mich entsinne. Aber ich hatte den Eindruck, er habe sich umbesonnen, nachdem er meine beiden Bilder gesehen hatte. Ich kann mich natürlich irren.«

Schweigen. Mrs. Murchison überlegte anscheinend, was sie jetzt fragen oder sagen sollte. Wichtig waren ja wohl noch die Leute von der Galerie Buckmaster, und nach denen mochte sie ihn anscheinend nicht fragen.

Draußen fuhr das Taxi vor.

»Ich danke Ihnen sehr, Mr. Ripley, und Ihnen auch, Madame«, sagte Mrs. Murchison. »Vielleicht melde ich mich noch einmal, wenn –«

»Jederzeit«, sagte Tom herzlich und führte sie hinaus zum Wagen.

Als er gleich darauf ins Wohnzimmer zurückkam, ging er langsam bis zum Sofa und ließ sich darauf fallen. Die Polizei in Melun würde Mrs. Murchison auch nichts Neues berichten können, sonst hätte man ihm das bestimmt schon erzählt. Er wußte von Heloise, daß von dort niemand angerufen hatte während seiner Abwesenheit. Wenn die Polizei Murchisons Leiche in der Loing gefunden hatte oder wo sonst das war, dann –

»Du bist nervös, *chéri*«, sagte Heloise. »Komm, trink etwas.«

»Ja, das kann ich tun«, stimmte er zu und füllte ein Glas. Die Londoner Zeitungen, die Tom auf dem Flug gesehen hatte, hatten nichts davon erwähnt, daß Derwatt noch einmal in London aufgetaucht war. Für die Engländer war das anscheinend nicht allzu wichtig. Tom war froh darüber, denn sonst hätte Bernard, wo immer er war, gewußt, daß Tom dem Grabe entstiegen war, und das wollte er nicht. Über den Grund war er sich selber nicht klar. Es hing auf irgendeine Weise zusammen mit dem, was Tom für Bernards Schicksal hielt.

»Du, *Tome*, die Berthelins möchten gern, daß wir heute abend um sieben zum Aperitif zu ihnen kommen. Das würde dir guttun. Ich habe gesagt, du wärst vielleicht hier.«

Die Berthelins wohnten in einer kleinen Stadt, sieben Kilometer entfernt. »Kann ich –« Das Telefon unterbrach Tom. Er machte Heloise ein Zeichen, den Hörer abzunehmen.

»Soll ich irgend jemand sagen, daß du hier bist?«

Er freute sich über ihre Fürsorge und sagte lächelnd: »Ja. Und wahrscheinlich ist es Noëlle, die dich fragen will, was sie Dienstag anziehen soll.«

»*Oui. Yes. Bonjour.* Moment bitte.« Sie lächelte ihren Mann an und gab ihm den Hörer. »Ein Engländer, der versucht, Französisch zu sprechen.«

»Hallo, Tom, hier ist Jeff. Ist alles in Ordnung?«

»Tadellos.«

Bei Jeff offenbar nicht; er stotterte wieder, und er sprach hastig und leise. Tom mußte ihn bitten, lauter zu sprechen.

»Ich hab gesagt, Webster hat wieder nach Derwatt gefragt. Wo er ist, und ob er abgereist ist.«

»Was hast du gesagt?«

»Daß wir nicht wüßten, ob er noch hier ist oder nicht.«

»Hör zu, du könntest – du könntest ihm sagen, daß er dir deprimiert vorkam und vielleicht eine Weile allein sein will.«

»Tom, ich glaube, Webster will dich noch mal sprechen. Er fährt rüber nach Paris und trifft sich dort mit Mrs. Murchison. Deshalb rufe ich dich an.«

Tom stieß einen Seufzer aus. »Wann?«

»Kann sein, schon heute. Ich weiß nicht, was er vorhat . . .«

Tom legte den Hörer auf. Er war ebenso konsterniert

wie ergrimmt. Noch einmal Webster gegenübertreten – wozu? Dann schon lieber das Haus verlassen.

»*Chéri*, was ist los?«

»Ich kann nicht mitkommen zu Berthelins«, sagte Tom und mußte plötzlich lachen. Als ob er keine anderen Sorgen hätte als die Berthelins! »Liebes, ich muß heute abend nach Paris und morgen nach Salzburg. Vielleicht sogar heute abend noch nach Salzburg, wenn es noch eine Maschine gibt. Es kann sein, daß Inspektor Webster.- der Engländer, weißt du – heute abend anruft; dann mußt du sagen, ich sei geschäftlich in Paris, ich hätte eine Zusammenkunft mit meinem Steuerberater oder sonstwas. Wo ich übernachtete, weißt du nicht – irgendwo im Hotel, aber du weißt nicht in welchem.«

»Wovor läufst du davon, *Tome*?«

Tom starrte sie an. Davonlaufen? Vor wem? Wohin? »Ich weiß es nicht.« Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Gern hätte er noch einmal geduscht, aber die Zeit konnte knapp werden. »Du – sag auch Mme. Annette, daß ich plötzlich nach Paris mußte, ja?«

Er lief nach oben und holte den Koffer aus dem Schrank. Jetzt würde er wieder den scheußlichen Regenmantel tragen, den Scheitel auf die andere Seite verlegen und sich in Robert Mackay verwandeln. Heloise kam herein, um ihm zu helfen.

»Wenn ich schnell noch mal duschen könnte –«, sagte Tom und hörte im selben Augenblick, wie Heloise in seinem Badezimmer den Hahn zur Dusche öffnete. Er zog sich schleunigst aus und trat unter die Dusche. Lauwarm, genau richtig.

»Kann ich mitkommen, *Tome*?«

Oh, wäre das schön! »Liebes – es geht doch nicht, wegen dem Paß. Es geht nicht, daß Mme. Ripley die deutsch-französische oder österreichische Grenze zu-

sammen mit Robert Mackay übertritt. Das Schwein Mackay! « Tom trat unter der Dusche hervor.

»*Tome*, der Inspektor kommt doch wegen Murchison? Hast du ihn umgebracht, *Tome*?« Mit gerunzelter Stirn blickte Heloise ihn an – unruhig, aber keineswegs hysterisch.

Sie wußte das von Dickie, das war ihm in diesem Augenblick klar. Nie hatte sie es ausgesprochen, aber sie wußte es. Warum sollte er es ihr jetzt nicht sagen, dachte Tom; sie konnte ihm vielleicht helfen, und die Lage war überdies so verzweifelt, daß – wenn er das Spiel verlor oder irgendwo einen Fehler machte – doch alles zu Ende war, auch seine Ehe. Er dachte nach: konnte er nicht als Tom Ripley nach Salzburg fahren und Heloise mitnehmen? Doch so gern er das getan hätte: er wußte nicht, was er in Salzburg unternehmen mußte oder wohin die Spur dann weiterführte. Jedenfalls aber wollte er beide Pässe mitnehmen, den eigenen und den von Robert Mackay.

»*Tome*, du hast ihn umgebracht, ja? Hier?«

»Ich mußte ihn umbringen, um eine ganze Anzahl anderer Leute zu retten.«

»Die Derwatt-Leute? Wieso?« Sie fiel jetzt ins Französische. »Warum sind die alle so wichtig, sag mal?«

»Weil Derwatt tot ist – schon seit Jahren«, gab er zur Antwort, »und das wollte Murchison aufdecken.«

»Tot – Derwatt ist tot?«

»Ja. Und ich habe zweimal in London seine Rolle gespielt«, sagte Tom. Im Französischen klang das Wort so unschuldig und fröhlich: ›*représenté* Derwatt in London, zweimal.« »Nun suchen sie nach Derwatt – vielleicht noch nicht gerade fieberhaft, aber sie suchen ihn. Und im Augenblick sieht es wirklich übel aus.«

»Du hast doch seine Bilder nicht gefälscht, nein?«

Tom lachte. »Du überschätzt mich, Heloise. Bernard, der *fou*, das ist der Fälscher. Er will jetzt damit aufhören. Ach, es ist so schwierig zu erklären alles.«

»Warum mußt du nach Bernard suchen, nach diesem *fou*! Ach, *Tome*, bleib doch weg von ihm . . .«

Den Rest hörte Tom nicht mehr. Er wußte jetzt plötzlich, warum er Bernard finden mußte. Er hatte eine Vision. Tom nahm seinen Koffer auf und sagte: »Leb wohl, mein Engel. Kannst du mich wohl nach Melun bringen? Und bitte nicht in die Nähe des Polizeireviers, ja?«

Mme. Annette war unten in der Küche, und Tom rief ihr aus der Diele ein eiliges auf Wiedersehen zu, wobei er den Kopf abgewandt hielt, damit sie den Scheitel nicht bemerkte. Der häßliche, doch vielleicht glückbringende Regenmantel hing ihm über dem Arm.

Er versprach Heloise, mit ihr in Verbindung zu bleiben, sagte aber, er werde Telegramme stets mit anderem Namen signieren. Im Wagen nahmen sie mit zärtlichen Küssen voneinander Abschied, und Tom riß sich aus dem Trost ihrer Arme los und betrat ein Abteil erster Klasse nach Paris.

In Paris stellte er fest, daß es einen Direktflug nach Salzburg nicht gab; auch sonst verkehrte täglich nur eine Maschine, die er benutzen konnte. In Frankfurt mußte er umsteigen und von dort aus nach Salzburg weiterfliegen. Die Maschine nach Frankfurt startete jeden Mittag um 14.40 Uhr. Tom nahm ein Zimmer in einem Hotel, nicht weit von der Gare de Lyon, und kurz vor Mitternacht riskierte er einen Anruf bei Heloise. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie dort allein im Haus war, nicht wußte, wo er war, und womöglich Webster ihr gegenüber saß. Sie hatte gesagt, sie wolle nicht zu Berthelins gehen.

»Hallo, mein Liebes. Wenn Webster gerade da ist, sag

›Falsch verbunden‹ und leg einfach auf«, sagte Tom.

»M'sieur, ich glaube, Sie haben falsch gewählt«, sagte Heloises Stimme, und der Hörer wurde aufgelegt.

Toms Lebensgeister sackten, die Knie wurden ihm weich. Er setzte sich auf sein Hotelbett. Hätte er sie bloß nicht angerufen. Es war immer und jederzeit besser, allein zu arbeiten. Ganz sicher hatte Webster gemerkt oder doch geahnt, daß der Anruf von ihm gekommen war.

Was mußte Heloise jetzt durchmachen? War es richtig, daß er ihr die Wahrheit gesagt hatte, oder ganz falsch?

Am anderen Morgen besorgte Tom sein Flugticket, und um zwanzig Minuten nach zwei war er in Orly. Wenn Bernard nicht in Salzburg war, wo konnte er dann sein? In Rom vielleicht? Nein – das hoffentlich nicht; in Rom wäre es schwierig, jemanden zu finden. Tom hielt den Kopf gesenkt und sah sich in Orly nicht weiter um; es war immerhin möglich, daß Webster jemanden von London herübergeschickt hatte, der ihn suchen sollte. Kam darauf an, wie weit die Dinge jetzt gediehen waren, und das wußte Tom nicht. Warum bloß war Webster noch einmal in Belle Ombre erschienen? Ob er einen Verdacht hegte, daß Tom die Rolle Derwatts gespielt hatte? Wenn ja, dann war der zweite Auftritt, bei dem er England mit einem neuen Paß betreten und verlassen hatte, wohl ein Pluspunkt gewesen, denn während dieses zweiten Auftritts war Tom Ripley jedenfalls nicht in London gewesen.

Im Frankfurter Flughafen mußte er eine Stunde warten; dann bestieg er eine viermotorige österreichische Maschine mit dem hübschen Namen ›Johann Strauß‹. Nach der Landung in Salzburg begann er sich sicherer zu fühlen. Er fuhr mit dem Bus bis zum Mirabellplatz, und da er versuchen wollte, im Goldenen Hirsch, dem besten und meistbesetzten Haus am Platze, ein Zimmer zu bekommen, rief er lieber vorher an. Ja, sie hatten ein Zimmer mit Bad, das er unter dem Namen Thomas Ripley für ihn zu reservieren bat. Er beschloß, zu Fuß zum Hotel zu gehen, der Weg war nicht weit. Er war schon zweimal in Salzburg gewesen, einmal mit Heloise. Man sah Fußgänger in Lederhosen, aus denen bei vielen die Hirschhorngriffe von Jagdmessern ragten, dicken Kniestrümpfen und Tiroler Hüten. Er entsann sich noch vage an die

ziemlich großen alten Hotels, die neben der Eingangstür ihre Speisekarten ausgehängt hatten: ganze Menüs mit Wiener Schnitzel zu fünfundzwanzig und dreißig Schilling.

Jetzt kam die Salzach und die große Brücke – hieß sie nicht Staatsbrücke? –, von der aus man mehrere kleinere Brücken sehen konnte. Tom ging über die große Brücke. Überall blickte er nach Bernards langer und sicher gebückter Gestalt aus. Das graue Wasser strömte schnell dahin; an den beiden grünen Uferbänken lagen große Steine, über die das Wasser hinwegschäumte. Es war eben nach sechs Uhr nachmittags, und die Dämmerung sank. Unregelmäßig sprangen Lichter auf in der älteren Stadthälfte, auf die er nun zuging; immer höher stiegen sie, wie Sterne, hinauf auf den weiten Hügel der Feste Hohensalzburg und auf den Mönchsberg. Jetzt bog er in eine kurze schmale Gasse ein, die zur Getreidegasse führte.

Toms Zimmer ging nach hinten hinaus auf den Sigmundplatz. Rechts lag die ›Pferdeschwemme‹ und dahinter ein Felsvorsprung, vorn sah man einen steinernen Brunnen. Morgens standen hier auf dem Platz Obst- und Gemüsehändler mit ihren Karren, daran erinnerte sich Tom. Ein paar Minuten gönnte er sich, um auszuruhen, den Koffer zu öffnen und in bestrumpften Füßen über den mattpolierten Tannenholz-Fußboden des Zimmers zu schlendern. Die Möbel waren überwiegend in Grün gehalten, die Wände weiß, die Fenster hatten Doppelscheiben und tiefe Fensterbänke. O Österreich! Jetzt wollte er hinuntergehen und im Café Tomaselli einen Dopplespresso trinken, das war nur ein paar Schritt weit. Überhaupt vielleicht keine schlechte Idee: das Tomaselli war ein großes Café, es konnte gut sein, daß er Bernard dort traf.

Aber als er im Tomaselli angekommen war, trank er lieber einen Slibowitz, denn die Kaffeestunde war vorüber. Bernard war nicht da. An den rotierenden Stangen hingen Zeitungen in verschiedenen Sprachen, und Tom blätterte die Londoner *Times* und die Pariser *Herald Tribune* durch, fand aber keine Notiz über Bernard (was er in der *Tribune* auch nicht erwartet hatte) oder über Thomas Murchison oder den Besuch seiner Frau in London oder Frankreich. Sehr gut.

Tom ging hinaus, überquerte noch einmal die Staatsbrücke und ging dann die Linzer Gasse hinauf, die dort einmündete. Es war jetzt nach neun Uhr. Wenn Bernard in Salzburg war, würde man ihn am ehesten in einem mittleren Hotel finden; das mochte sowohl auf dieser wie auf der anderen Seite der Salzach liegen. Wahrscheinlich war er schon zwei oder drei Tage hier, wer weiß. Tom startete in die Schaufenster mit Jagdmessern, Knoblauchpressen, elektrischen Rasierapparaten und Tiroler Trachtenkleidung – weiße Blusen mit Rüschen, Dirndlkleider. Alle Läden waren geschlossen. Er versuchte es mit den rückwärtigen Straßen. Einige waren gar keine Straßen, sondern unbeleuchtete enge Gäßchen mit geschlossenen Türen auf beiden Seiten. Gegen zehn Uhr merkte Tom, daß er Hunger hatte, und ging in ein Restaurant, das rechts von der Linzer Gasse lag. Nachher ging er auf einem anderen Weg zurück ins Café Tomaselli, dort wollte er eine Stunde bleiben. In der Getreidegasse, wo sein Hotel lag, war auch Mozarts Geburtshaus. Wenn Bernard in Salzburg herumliefe, hielt er sich vielleicht besonders in diesem Viertel auf. Nun, vierundzwanzig Stunden wollte er dranwenden, dachte Tom.

Bei Tomaselli hatte er kein Glück. Was da jetzt herumsaß, schien die Stammkundschaft zu sein, Salzburger Familien, vor sich enorme Tortenstücke und Espressos

mit Sahne oder Gläser mit rosa Himbeersaft. Tom wurde ungeduldig: die Zeitungen langweilten ihn, er ärgerte sich, weil er Bernard nicht fand und weil er müde war. Er ging ins Hotel zurück.

Um halb zehn am nächsten Morgen war er wieder draußen, auf dem rechten Salzachufer mit der neueren Stadthälfte. Er ging kreuz und quer durch die Straßen, hielt überall nach Bernard Ausschau und blieb nur einmal stehen, um einen Blick in ein Schaufenster zu werfen. Mit der Absicht, das Mozart-Museum in der Straße seines Hotels zu besuchen, kehrte er dann zum Fluß zurück, schritt durch die Dreifaltigkeitsgasse in die Linzer Gasse, und als er die Staatsbrücke vor sich liegen sah, erblickte er Bernard, der auf der anderen Seite der Brücke auf die Fahrbahn trat.

Bernard hielt den Kopf gesenkt; fast hätte ihn ein Auto angefahren. Tom wollte ihm folgen und konnte nicht, weil die Verkehrsampel Rot zeigte; das machte aber nichts, denn Bernard war deutlich zu sehen. Sein Regenmantel war noch schmutziger, und der Gürtel hing an nur einer Schlaufe bis fast auf den Boden. Er sah aus wie ein Tramp. Tom überquerte die Straße und hielt sich etwa zehn Meter hinter ihm, bereit, vorwärts zu stürzen, falls Bernard um die Ecke bog und vielleicht in einer Gasse in irgendeinem kleinen Hotel verschwand, von denen es mehrere gab.

»Keine Zeit heute?« fragte eine Frauenstimme auf Englisch.

Tom fuhr zusammen. In einer Türöffnung stand eine hellblonde Nutte und blickte ihn an. Eilig ging er weiter. Mein Himmel, sah er so aus –? Als ob es so weit mit ihm gekommen wäre. Vielleicht war auch der. grüne Regenmantel schuld. Und das um zehn Uhr morgens!

Bernard schritt weiter die Linzer Gasse hinauf; dann

ging er quer über die Straße und trat etwas weiter oben in eine Türöffnung mit dem Schild: »Zimmer mit Pension.« Trübe sah er aus, dieser Eingang. Tom blieb auf der anderen Straßenseite stehen. Der Blaue Soundso, so hieß das Haus. Das Schild war etwas verblichen. Aber wenigstens wußte er nun, wo Bernard wohnte. Und er hatte recht gehabt – Bernard war in Salzburg! Er gratulierte sich zu seiner Eingebung. Oder ob er eben erst angekommen war und jetzt ein Zimmer mieten wollte?

Nein, offenbar wohnte er schon im Blauen Soundso, denn in den nächsten Minuten erschien er nicht, und seine Reisetasche hatte er auch nicht bei sich gehabt. Tom entschloß sich zu warten, was sehr langweilig war; es gab kein Café in der Nähe, von dem aus er den Eingang hätte im Auge behalten können. Er mußte sich ja auch verborgen halten für den Fall, daß Bernard irgendwo vorne aus einem Fenster blickte und ihn dann sah. Aber Leute, die aussahen wie Bernard, bekamen im Hotel so gut wie nie ein Vorderzimmer. Immerhin, Tom versteckte sich und mußte in seinem Versteck bis fast elf Uhr warten. Dann trat Bernard aus der Tür, frisch rasiert, und wandte sich sofort nach rechts, als strebe er auf ein Ziel zu.

Vorsichtig folgte ihm Tom und zündete sich eine Gauloise an. Wieder ging es über die große Brücke; dann durch die Straße, die Tom gestern abend überquert hatte, und dann in die Getreidegasse. Flüchtig sah Tom das schmale gutgeschnittene Profil, den festen Mund und eine kleine Einbuchtung, die einen Schatten auf die olivfarbene Wange warf. Die wildledernen Stiefel waren ziemlich hinüber. Bernard trat ins Mozart-Museum: Eintritt zwölf Schilling. Tom zog den Kragen des Regenmantels hoch und trat ebenfalls ein.

Der Eintritt wurde in einem Raum oben an der ersten

Treppe bezahlt. Glaskästen mit Manuskripten und Opernprogrammen hingen an den Wänden. Tom warf einen Blick in das große Vorderzimmer. Bernard war nicht da, und Tom nahm an, er sei ins nächste Stockwerk hinaufgestiegen, wo sich, wie er wußte, die Wohnräume der Familie Mozart befanden. Er stieg die zweite Treppe hinauf.

Bernard stand vor Mozarts Clavichord und beugte sich über die Tasten, die durch eine Glasscheibe vor dem Berühren geschützt waren. Wie oft er das wohl schon betrachtet hatte –?

Im ganzen befanden sich nur fünf oder sechs Besucher im Museum oder jedenfalls auf diesem Stockwerk; Tom mußte sich also in acht nehmen. Einmal trat er einen Schritt zurück hinter eine Türfüllung, damit ihn Bernard nicht sah, wenn er in seine Richtung blickte. Es war ihm klar: er wollte Bernard beobachten, um zu sehen, in welcher Verfassung er sich befand. Oder – Tom wollte ganz ehrlich sein – war es vielleicht doch nur belustigte Neugier, weil er eine Weile jemanden beobachten konnte, den er ein wenig kannte, der eine Krise durchmachte und der nicht ahnte, daß er da war? Bernard trottete jetzt langsam in eins der Vorderzimmer auf demselben Stockwerk.

Schließlich folgte Tom ihm die letzte Treppe hinauf nach oben. Noch mehr Glaskästen. (In dem Zimmer mit dem Clavichord war eine Stelle gewesen, eine bezeichnete Ecke, wo einst Mozarts Wiege gestanden hatte, aber jetzt war sie nicht mehr da. Eigentlich schade, daß sie nicht wenigstens eine andere Wiege hingestellt hatten.) Die Treppe hatte ein schmales Eisengeländer. In einigen Ecken gab es Erkerfenster, und Tom, wie immer tief beeindruckt von Mozart, überlegte, welche Aussicht wohl die Familie Mozart von ihren Fenstern gehabt hatte.

Doch sicher nicht den Giebel des Nachbarhauses, der nur anderthalb Meter entfernt war. Die Miniaturen der Bühnenbilder – *Idomeneo* und immer wieder *Idomeneo*, dann *Così fan tutte* – waren langweilig und ungeschickt hergestellt, doch Bernard sah sich alles mit großen Augen an.

Unerwartet wandte er plötzlich den Kopf in Toms Richtung. Tom blieb in der Tür stehen. Sie starrten einander an. Dann trat Tom einen Schritt zurück und nach rechts; er stand jetzt hinter einer Türfüllung in einem anderen Zimmer, das nach vorne hinausging. Er holte tief Luft. Das war ein komischer Moment gewesen, eben. Bernards Gesicht –

Tom wagte nicht, weiter zu denken; er ging sofort die Treppe hinunter. Ihm war nicht wohl zumute, auch unten nicht, bis er draußen war und in der geschäftigen Getreidegasse stand. Er bog in die kleine Straße ein, die zum Flusse führte. Ob Bernard versuchen würde, ihm zu folgen? Er zog den Kopf ein und schritt schneller aus.

Der Ausdruck auf Bernards Gesicht war Unglauben gewesen und nach dem Bruchteil einer Sekunde auch Angst – als habe er einen Geist gesehen.

Und das, überlegte Tom, war ja auch genau das, was Bernard zu sehen vermeint hatte: einen Geist. Den Geist von Tom Ripley, dem Manne, den er umgebracht hatte.

Plötzlich wandte Tom sich um und ging ein paar Schritte zurück, in Richtung auf das Mozart-Museum; ihm war eingefallen, daß Bernard vielleicht die Stadt verlassen wollte, und das wollte Tom nicht geschehen lassen, solange er nicht wußte, wohin Bernard sich wandte. Ob er einfach jetzt auf ihn zugehen sollte, wenn er ihn auf der Straße traf? Er wartete ein paar Minuten auf dem Gehweg gegenüber dem Mozart-Museum, und als Bernard nicht kam, ging er weiter in Richtung auf Bernards

Pension. Auf dem Weg fand er ihn nicht, doch als er in die Linzer Gasse kam, sah er ihn mit schnellen Schritten auf der Seite der Pension dahingehen und dann das Haus betreten. Fast eine halbe Stunde blieb Tom draußen und wartete, dann hatte er genug: offenbar wollte Bernard zunächst nicht wieder ausgehen. Oder vielleicht war Tom jetzt einfach bereit, es zu riskieren, daß Bernard fortging – er wußte es selber nicht. Er brauchte einen Kaffee und ging in ein Hotel mit einer kleinen Kaffeebar. Hier kam er zu einem Entschluß: als er hinaustrat, ging er geradenwegs zurück zu Bernards Pension. Er wollte den Empfang darum bitten, Mr. Tufts Bescheid zu sagen, daß Tom Ripley unten warte und ihn gern sprechen wollte. Aber er brachte es nicht fertig, durch die etwas schäbige Haustür einzutreten. Er hatte einen Fuß auf der Schwelle und trat dann wieder zurück. Einen Augenblick war ihm schwindlig – Unentschlossenheit, sonst gar nichts, sagte er sich. Er ging zurück zu seinem Hotel auf der anderen Salzachseite, betrat die freundliche Halle im Goldenen Hirsch, wo ihm der graugrün uniformierte Portier sogleich seinen Zimmerschlüssel reichte; dann nahm er den Fahrstuhl, fuhr in den dritten Stock und ging in sein Zimmer. Er zog den gräßlichen Regenmantel aus und leerte die Taschen: Zigaretten, Streichhölzer, österreichische und französische Münzen. Er sortierte das Geld und steckte die französischen Geldstücke in eine Tasche des Koffers. Dann zog er sich aus und fiel ins Bett. Er hatte nicht gewußt, wie müde er war.

Als er erwachte, war es kurz nach zwei Uhr, und die Sonne schien hell. Er stand auf und ging hinaus. Jetzt suchte er nicht nach Bernard; er schlenderte einfach durch die Stadt wie ein Tourist – nein, eigentlich nicht wie ein Tourist, denn der Spaziergang hatte weder Zweck noch Ziel. Was wollte Bernard hier in Salzburg? Wie lan-

ge wollte er bleiben? Tom war jetzt hellwach, nur wußte er nicht, was er unternehmen sollte. Ob er einfach zu Bernard ging und ihm sagte, Cynthia wollte ihn gern sehen? Sollte er mit Bernard reden und ihn zu überzeugen versuchen – aber wovon denn bloß?

Nachmittags zwischen vier und fünf wurde Tom von einer Depression übermannt. Er hatte irgendwo Kaffee und einen Steinhäger getrunken, und nun ging er flußaufwärts an der Salzach entlang, hatte die Hohensalzburg hinter sich gelassen und war noch auf der Uferseite mit dem älteren Teil der Stadt. Er dachte daran, wie sehr sich Jeff, Ed und jetzt auch Bernard verändert hatten seit dem Beginn des Derwatt-Schwindels. Und Cynthia war unglücklich geworden, ihr Lebensweg hatte eine ganz andere Richtung genommen wegen der Sache mit Derwatt Ltd., und das erschien Tom viel wichtiger als das Geschick der drei Männer. Cynthia wäre jetzt längst mit Bernard verheiratet und hätte vielleicht schon ein oder zwei Kinder; allerdings wäre ja Bernard genauso in die Sache verwickelt, und Tom wußte daher selber nicht, warum die Veränderung in Cynthias Leben ihm so viel bedeutsamer erschien als der Wandel in Bernards Leben. Nur Jeff und Ed waren wohl und munter, sie hatten reichlich Geld, und ihr Leben hatte sich – jedenfalls äußerlich – verbessert. Bernard sah erschöpft aus, und er war erst drei- oder vierunddreißig.

Tom hatte vorgehabt, im Restaurant seines Hotels, das als das beste in Salzburg galt, zu Abend zu essen; aber als es so weit war, hatte er keine Lust auf großes Essen und gepflegte Umgebung. Er spazierte langsam die Getreidegasse hinauf, über den Bürgerspitalplatz (die Namen las er auf den Straßenschildern) und durch das Gstättentor, einen alten schmalen Torweg, knapp breit genug für Einbahnverkehr; es war eins der alten Stadtto-

re von Salzburg am Fuße des Mönchsbergs, der sich dunkel daneben erhob. Die Straße dahinter war fast ebenso schmal und ziemlich dunkel. Irgendwo würde er schon ein kleines Lokal finden, dachte Tom. An zwei Eingangstüren boten die Speisekarten fast das gleiche Menü an: Tagessuppe, Wiener Schnitzel mit Kartoffeln und Salat, Nachtisch, alles für sechszwanzig Schilling. Er betrat das zweite Lokal – es hieß Café Eigler oder so ähnlich –, vor dem draußen ein kleines laternenartiges Schild hing.

Zwei Negerkellnerinnen mit roten Jacken saßen mit ein paar männlichen Gästen an einem Tisch. Die Musikbox plärrte, die Beleuchtung war gedämpft. War das ein Bordell, ein Animierlokal oder einfach ein billiges Restaurant? Tom hatte einen Schritt in das Café getan, als er Bernard erblickte, der allein in einer Nische saß und sich über seinen Suppenteller beugte. Tom zögerte. Bernard blickte auf und sah ihn an.

Tom sah jetzt wie er selbst aus, mit Tweedjackett und einem Schal um den Hals wegen der Abendkälte – es war der Schal, aus dem Heloise in dem Pariser Hotel die Blutflecke herausgewaschen hatte. Tom war im Begriff näherzutreten, die Hand auszustrecken und zu lächeln, als Bernard sich halb erhob. Der Schrecken stand ihm im Gesicht.

Die beiden unteretzten farbigen Kellnerinnen blickten von Bernard zu Tom. Eine erhob sich mit afrikanischer Langsamkeit, so schien es Tom; sie wollte offenbar zu Bernard hinübergehen und ihn wohl fragen, ob ihm etwas fehle, denn er sah aus, als habe er etwas verschluckt, an dem er ersticken werde.

Bernard winkte eilig und ablehnend mit der Hand. Galt das Tom oder der Kellnerin?

Tom wandte sich um, trat durch die innere Tür des

Windfangs und dann durch die äußere Tür nach draußen. Er schob die Hände in die Taschen und senkte den Kopf – ähnlich wie Bernard –, als er durch das Gstättentor auf den heller erleuchteten Teil der Stadt zuing. Hatte er sich falsch verhalten? Hätte er einfach auf ihn zutreten sollen? Aber er hatte das Gefühl gehabt, dann werde Bernard einen hellen Schrei ausstoßen.

Tom ging an seinem Hotel vorbei und weiter bis zur nächsten Ecke; dort bog er nach rechts ein. Das Tomaselli lag nur wenige Meter weiter. Wenn Bernard ihm folgte – Tom war ganz sicher, daß Bernard in dem Restaurant nicht länger bleiben wollte –, wenn also Bernard sich hier zu ihm gesellen wollte: sehr schön. Aber Tom wußte, so war es nicht. Bernard war überzeugt, er habe eine Vision gesehen, das war es. Tom setzte sich also deutlich in der Mitte des Lokals an einen Tisch, bestellte ein Butterbrot und eine Karaffe Weißwein und las ein paar Zeitungen.

Bernard erschien nicht.

Über der großen Türöffnung aus Holz hing eine geschwungene Messingstange mit grünem Vorhang, und jedesmal, wenn sich der Vorhang bewegte, blickte Tom auf, doch der Eintretende war niemals Bernard.

Wenn Bernard jetzt hereinkam und auf ihn zutrat, dann tat er das, um sich zu überzeugen, daß Tom wirklich und wahrhaftig am Leben war. Das war ganz logisch. (Das Dumme war bloß: Bernard tat gar nichts Logisches.) Tom würde dann sagen: »Nimm Platz und trink ein Glas Wein mit mir. Ich bin kein Geist, das siehst du doch. Ich habe mit Cynthia gesprochen. Sie möchte dich gern wiedersehen.« Herausziehen – er mußte Bernard aus der Angst herausziehen.

Aber er würde es sicher nicht können.

Am nächsten Tag, Dienstag, hatte Tom einen weiteren Entschluß gefaßt: er wollte Bernard unter allen Umständen sprechen, selbst wenn er jetzt wirklich energisch werden mußte. Er wollte ihn auch zu überreden versuchen, daß er nach London zurückfuhr; dort mußte er doch noch Freunde haben außer Jeff und Ed, denen er jetzt wahrscheinlich aus dem Weg gehen würde. Lebte nicht seine Mutter dort? Das wußte Tom nicht sicher. Aber er hatte das Gefühl, irgend etwas unternehmen zu müssen; es war schrecklich, wie bejammernswert Bernard aussah. Jedesmal, wenn er ihn sah, durchfuhr Tom ein merkwürdiger Stich: es war, als erblicke er jemanden, der nicht mehr unter den Lebenden weilte, aber noch hier im Diesseits herumging.

Um elf Uhr vormittags machte sich Tom also auf den Weg zum Blauen Soundso. Eine dunkelhaarige, etwa fünfzigjährige Frau saß unten am Empfang. »Entschuldigen Sie, wohnt hier wohl ein Herr Bernard Tufts bei Ihnen – ein Engländer?« fragte er auf Deutsch.

Die Augen der Frau weiteten sich. »Ja, aber er ist schon abgereist. Vor einer Stunde ungefähr.«

»Hat er gesagt, wohin er fahren wollte?«

Nein, das hatte er nicht. Tom bedankte sich und merkte, wie sie ihm nachsah, als er das Hotel verließ. Als ob er ebenso merkwürdig sei wie Bernard, bloß weil er ihn kannte.

Er nahm ein Taxi zum Bahnhof. Flugverbindungen gab es wahrscheinlich nicht viele auf dem kleinen Salzburger Flughafen, und außerdem war die Eisenbahn billiger. Am Bahnhof war Bernard nicht. Tom suchte auf den Bahnsteigen und am Buffet; dann ging er zurück zum Flußufer

und ins Stadtzentrum und sah sich überall nach Bernard um, nach einem Mann in schlaffem Regenmantel, beige, der eine Reisetasche in der Hand trug. Gegen zwei Uhr nahm er ein Taxi zum Flughafen, falls Bernard die Maschine nach Frankfurt nehmen wollte. Auch dort hatte er kein Glück.

Es war gerade drei, als er ihn erblickte. Bernard stand auf einer Brücke, die über die Salzach führte; es war eine der kleineren Brücken mit Einbahnverkehr. Er stand, die Unterarme auf das Geländer gelehnt, und starrte hinunter. Die Reisetasche stand neben ihm. Tom war noch nicht auf der Brücke, er hatte Bernard von weitem gesehen. Wollte er ins Wasser springen? Bernards Haar hob sich im Wind und fiel ihm über die Stirn. Er wollte sich umbringen, das sah Tom. Vielleicht nicht gerade jetzt; vielleicht ging er noch ein bißchen herum und kam dann in einer oder zwei Stunden zurück. Vielleicht heute abend. Zwei Frauen gingen an Bernard vorbei und sahen ihn kurz und neugierig an. Als sie vorüber waren, ging Tom auf Bernard zu, weder schnell noch langsam. Unten schäumte der Fluß über die Steine am Ufer. Tom hatte noch nie ein Boot auf dem Fluß gesehen, jedenfalls erinnerte er sich nicht. Vielleicht war die Salzach zu flach. Tom stand jetzt etwa vier Meter von Bernard entfernt und wollte gerade seinen Namen sagen, als Bernard den Kopf wandte und ihn ansah. Dann richtete er sich plötzlich auf. Der starre Ausdruck schien sich nicht zu ändern, als er ihn erblickte, aber er bückte sich und nahm die Tasche auf.

»Bernard!« sagte Tom, als gerade ein lärmendes Motorrad mit Beiwagen vorüberfuhr. Ob Bernard ihn gehört hatte? »Bernard!«

Bernard rannte davon.

»Bernard!« rief Tom hinter ihm her. Er stieß mit einer

Frau zusammen und hätte sie umgestoßen, wenn sie nicht das Geländer gepackt hätte. »Oh – bitte entschuldigen Sie!« sagte Tom und wiederholte die Worte auf Deutsch, während er ein Päckchen aufhob, das die Frau verloren hatte.

Sie sagte irgend etwas, das wie ›Fußballspieler‹ klang.

Tom trabte weiter. Bernard war noch in Sicht. Verlegen und ärgerlich runzelte Tom die Stirn. Auf einmal haßte er Bernard, und das Gefühl ließ ihn einen Augenblick starr werden, dann ging es vorüber. Bernard schritt rasch aus und sah sich nicht um. Es war etwas wie Irrsinn in seinem Gang, in dem nervösen, aber gleichmäßigen Tempo der Schritte. Tom hatte das Gefühl, Bernard könne stundenlang so weitermarschieren, bis er einfach umfiel. Fiel er überhaupt jemals einfach um? Komisch, dachte Tom: Bernard war für ihn ebensosehr ein Geist wie er für Bernard.

Jetzt begann Bernard einen ziellosen Zickzackgang durch die Straßen, aber er hielt sich immer noch nahe am Ufer. So gingen sie eine halbe Stunde lang; die eigentliche Stadt lag hinter ihnen. Hier waren die Straßen eng, es gab manchmal ein Gehölz, Gärten, ein Wohnhaus, einen kleinen Blumenladen oder eine bescheidene Konditorei mit einer Terrasse zum Fluß, die aber jetzt leer war. Eine solche Konditorei betrat Bernard jetzt.

Tom verlangsamte seine Schritte. Er war weder müde noch außer Atem nach dem langen Marsch. Ihm war seltsam zumute. Nur die kühle Frische des Windes, der ihm über die Stirn strich, gemahnte ihn daran, daß er noch zu den Lebenden zählte.

Das quadratische kleine Café hatte Glaswände, und Tom sah Bernard an einem Tisch sitzen. Ein Glas Rotwein stand vor ihm. Bis auf eine knochige ältliche Kellnerin in schwarzem Kleid und weißer Schürze war das Lo-

kal leer. Tom lächelte erleichtert, und ohne überhaupt nachzudenken, öffnete er die Tür und trat ein. Jetzt blickte ihn Bernard nur etwas überrascht an, verwirrt, mit gerunzelter Stirn, aber ohne den blassen Schrecken von vorhin.

Tom lächelte ein wenig und nickte. Warum er nickte, wußte er nicht. Als Begrüßung? Bestätigung? Wenn ja: was wollte er bestätigen? Er stellte sich vor, er zöge jetzt einen Stuhl heran, setzte sich zu Bernard an den Tisch und sagte: »Hör zu, Bernard, ich bin kein Geist. Ich hatte nicht allzuviel Erde über mir, ich konnte mich herausgraben. Komisch, was? Ich war gerade in London und habe auch Cynthia gesprochen, sie hat mir gesagt . . .« Und er sah im Geist, wie er auch ein Glas Wein in die Höhe hob; er wollte dann Bernard einen Klaps auf den Ärmel seines Regenmantels geben, dann wußte Bernard, daß Tom wirklich da war. Aber nichts von alledem geschah. Bernards Gesicht nahm jetzt einen Ausdruck der Vorsicht und dann der Feindseligkeit an. Wieder merkte Tom, wie ein wenig Ärger in ihm hochstieg. Er reckte sich, öffnete die Tür in seinem Rücken und war mit einem lautlos-gewandten Schritt draußen, obgleich er nach rückwärts getreten war.

Gut gekonnt, dachte Tom. Die Kellnerin in Schwarz hatte sich gar nicht nach ihm umgesehen; sie hatte irgendwas am Schanktisch rechts zu tun gehabt.

Tom ging quer über die Straße. Es war die Richtung, die von Bernards Café wegführte und auch von der Stadt weg. Das Café lag auf der Landseite, nicht auf der Wasserseite der Straße; er näherte sich jetzt dem Fluß mit den Uferböschungen. Nahe dem Fahrweg stand eine Telefonzelle mit Glaswänden, dahinter blieb er stehen und zündete sich eine französische Zigarette an.

Bernard trat aus dem Café, und Tom schob sich lang-

sam um die Zelle herum, hielt sich aber dahinter. Bernard sah sich nach ihm um, doch die suchenden Augen blickten nur nervös, so als ob er eigentlich nicht damit rechnete, Tom zu finden. Er sah ihn auch nicht und ging mit gleichmäßig schnellen Schritten auf der Landseite die Straße hinunter und aus der Stadt hinaus. Tom folgte ihm.

Vor ihnen erhoben sich die Berge, bedeckt von dunkelgrünen Fichten und durchschnitten von der schmalen werdenden Salzach. Noch war die Straße gepflastert, doch weiter oben sah Tom, wo das Pflaster aufhörte und die Straße zum zweispurigen Sandweg wurde. Bernard schien überhaupt nicht müde zu werden – ob er geradenwegs auf einen Berg steigen wollte? Ein paarmal warf er einen Blick nach hinten, deshalb blieb Tom lieber außer Sicht, damit er ihn jedenfalls auf den ersten Blick nicht gleich sah. Aber er merkte an Bernards Verhalten, daß er Tom nicht gesehen hatte.

Sie waren jetzt sicher acht Kilometer von Salzburg entfernt. Tom blieb stehen, fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn und lockerte den Schlips unter seinem Schal. Doch gleich ging er wieder weiter, denn Bernard war um eine Wegbiegung verschwunden, und Tom beeilte sich, ihn einzuholen, weil er wie in Salzburg fürchtete, Bernard würde irgendwo nach links oder rechts verschwinden, und er könne ihn dann nicht wiederfinden.

Jetzt sah er ihn, und im gleichen Augenblick blickte Bernard sich um. Tom blieb stehen und breitete weit die Arme aus, um besser gesehen zu werden. Doch Bernard wandte sich ebenso eilig ab, wie er es schon ein paarmal getan hatte, und Tom blieb mit dem Zweifel zurück: hatte ihn Bernard gesehen oder nicht? War es überhaupt wichtig? Tom ging weiter. Wieder verschwand Bernard um eine Wegbiegung, und wieder beschleunigte Tom seine

Schritte. Als Tom an der Biegung angekommen war und der gerade Straßenteil vor ihm lag, war Bernard nicht zu sehen; Tom blieb also stehen und lauschte, falls Bernard in den Wald gegangen war. Nichts war zu hören als das Zwitschern der Vögel und von weither das Läuten von Kirchenglocken.

Jetzt hörte er links ein Knacken von Zweigen, das gleich wieder aufhörte. Tom ging einige Schritte in den Wald hinein und horchte.

»Bernard!« schrie er laut mit heiserer Stimme. Das mußte er gehört haben.

Lautlose Stille. Ob Bernard abwartete?

Dann kam, weit entfernt, ein dumpfer Aufschlag. Oder hatte er sich das nur eingebildet?

Tom ging tiefer in den Wald. Nach etwa zwanzig Metern kam er an einen Abhang, der zum Fluß hinunterführte, dahinter erhob sich ein hellgrauer Felsen von etwa zehn oder fünfzehn Meter Höhe, vielleicht auch mehr. Oben auf dem Felsrand stand Bernards Reisetasche, und Tom wußte sofort, was geschehen war. Er trat näher und horchte, doch selbst die Vögel gaben jetzt keinen Laut von sich. Tom stand auf dem Felsrand und blickte hinunter. Der Felsen fiel nicht ganz steil ab; Bernard mußte noch ein paar Schritte getan oder den steinigen Abhang hinuntergerutscht sein, bevor er sprang oder sich einfach fallen ließ.

»Bernard –?«

Tom trat nach links, wo man sicherer stand. Er hielt sich an einem kleinen Baum fest und faßte einen anderen ins Auge, falls er ausrutschte und irgend etwas packen mußte. Dann blickte er nach unten und sah auf den Steinen eine graue längliche Gestalt liegen; den einen Arm hatte sie ausgestreckt. Es war ein Sturz wie aus dem vierten Stock eines Wohnhauses, und unten war nur

Felsgestein. Bernard regte sich nicht. – Tom kehrte auf den festeren Boden zurück.

Er nahm die Reisetasche auf. Sie wog erbärmlich wenig. Es dauerte ein paar Augenblicke, bevor er überhaupt wieder denken konnte. Immer noch hielt er die Tasche in der Hand.

Ob jemand Bernard dort unten finden würde? Konnte man ihn vom Fluß aus sehen? Wer hielt sich überhaupt je auf dem Fluß auf? Auch ein Wanderer würde ihn da unten nicht finden, so bald jedenfalls nicht. Tom brachte es nicht fertig, jetzt näher hinzugehen und ihn anzusehen. Er wußte, Bernard war tot.

Ein seltsamer Mord war das gewesen.

Tom ging den abfallenden Weg zurück nach Salzburg. Er traf niemanden. Irgendwo in der Nähe der Stadt sah er einen Bus und winkte. Er hatte keine rechte Vorstellung, wo er eigentlich war, aber der Bus schien in die Stadt zu fahren.

Der Fahrer fragte, ob Tom an einen bestimmten Ort wollte; er nannte auch den Namen, aber Tom kannte ihn nicht.

»Weiter nach Salzburg«, sagte er. Der Fahrer nahm ihm ein paar Schilling ab.

Als Tom die Gegend erkannte, stieg er aus und ging zu Fuß weiter. Endlich langte er am Residenzplatz an und dann in der Getreidegasse. Bernards Reisetasche trug er immer noch bei sich.

Da war der Goldene Hirsch, und Tom trat ein und empfand wohltuend den angenehmen Duft von Bohnerwachs, das Aroma aus Stille und Geborgenheit.

»Guten Abend, Sir«, sagte der Portier und gab ihm seinen Zimmerschlüssel.

Tom erwachte aus einem bedrückenden Traum. Er war in einem Haus mit acht Leuten, von denen er nur einen, Jeff Constant, kannte; alle machten sich über ihn lustig, weil ihm alles schiefging: er hatte sich verspätet, eine Rechnung konnte er nicht bezahlen, dazu trug er Shorts und hätte doch lange Hosen anhaben müssen, und eine wichtige Verabredung hatte er einfach vergessen. Die Depression, die der Traum hinterließ, hielt noch minutenlang an. Er setzte sich auf, streckte die Hand aus und berührte das starke polierte Holz des Nachttischchens neben seinem Bett.

Dann bestellte er einen Kaffee komplett, und schon der erste Schluck stärkte ihn. Er hatte noch geschwankt, ob er irgendwas mit Bernard unternehmen sollte – aber was? – oder Jeff und Ed anrufen und alles erzählen. Jeff war vielleicht besser, er konnte eher raten, aber vermutlich würde weder er noch Ed hier Rat wissen. Tom war nervös und unruhig – es war eine Unruhe, die ihn keinen Schritt weiterbrachte. Es lag einfach daran, daß er so allein war und Angst hatte: deshalb mußte er mit Jeff und Ed sprechen.

Er hatte keine Lust, in einem überfüllten, lärmenden Postamt auf die Verbindung zu warten; daher nahm er jetzt den Hörer auf und verlangte Jeffs Nummer in London. Dann wartete er, und die halbe Stunde Wartezeit war wie ein seltsamer, aber nicht unangenehmer Schwebezustand. Langsam wurde ihm klar, daß er Bernards Selbstmord gewollt oder gewünscht hatte; und doch konnte er sich – da er ja gewußt hatte, daß Bernard sich das Leben nehmen werde – kaum den Vorwurf machen, er habe ihm den Selbstmord aufgezwungen. Im Gegen-

teil, Tom hatte sich ihm mehrere Male ganz lebendig in den Weg gestellt; nur hatte Bernard vielleicht lieber einen Geist in ihm sehen wollen. Außerdem hatte sein Selbstmord nichts oder fast nichts zu tun mit Toms Überzeugung, daß er ihn getötet habe. Schließlich hatte sich Bernard doch schon in Toms Keller – sinnbildlich – erhängt, und zwar mehrere Tage bevor er Tom im Wald überfiel und begrub.

Tom wußte jetzt auch: er wollte Bernards Leiche haben, das war der Gedanke in seinem Unterbewußtsein gewesen. Er konnte die Leiche als Derwatts Leiche ausgeben. Dann blieb zwar die Frage offen, was aus Bernard Tufts geworden war, aber das konnte man später erledigen.

Das Telefon klingelte; und Tom sprang auf. Es war Jeff.

»Hier ist Tom – in Salzburg. Verstehst du mich?«

Die Verbindung war ausgezeichnet.

»Jeff – Bernard ist tot. Von einem Felsvorsprung ist er runtergesprungen.«

»Das kann doch – er hat sich umgebracht?«

»Ja. Ich hab's gesehen. Was gibt's in London?«

»Sie – also die Polizei sucht nach Derwatt. Sie wissen nicht, ob er in London ist oder – oder sonstwo.« Jeff stotterte.

»Wir müssen jetzt Schluß machen mit Derwatt«, sagte Tom. »Dies ist unsere Chance jetzt. Sag der Polizei kein Wort von Bernards Tod, hörst du?«

Jeff verstand ihn nicht.

Der nächste Teil des Dialogs war schwieriger, denn Tom konnte Jeff nicht erzählen, was er vorhatte. Er brachte ihm schließlich bei, daß er auf irgendeine Art Bernards Überreste aus Österreich heraus und vielleicht nach Frankreich bringen werde.

»Meinst du – wo ist er denn eigentlich? Liegt er immer noch da?«

»Kein Mensch hat ihn gesehen. Ich muß es so hinstellen«, erwiderte Tom ostentativ geduldig auf Jeffs halb ausgesprochene oder unverblünte Fragen, »als ob er sich verbrannt hat oder verbrannt werden wollte. Eine andere Möglichkeit gibt es doch gar nicht, oder?« Jedenfalls nicht, wenn er Derwatt Ltd. noch einmal aus der Patsche helfen wollte.

»Nein.« Jeff war auch nicht gerade überreich an Einfällen.

»Ich werde dann bald der französischen Polizei Bescheid geben und Webster ebenfalls, wenn er noch da ist«, sagte Tom jetzt mit mehr Entschiedenheit.

»Oh, Webster ist wieder hier. Sie suchen doch nach Derwatt hier, und gestern sagte der eine Mann – einer in Zivil war das, also der meinte, Derwatt könnte auch von jemand dargestellt worden sein.«

»Wollen sie mir das jetzt anhängen?« fragte Tom besorgt, aber mit einem Unterton von Trotz.

»Nein, nein, Tom. Glaube ich jedenfalls nicht. Aber irgend jemand – ich weiß nicht mehr, ob es Webster war –, der sagte, wo du wohl in Paris wärst. Ich glaube, sie haben in den Hotels nachgefragt«, fügte Jeff hinzu.

»Im Augenblick hast du keine Ahnung, wo ich bin, das ist ja klar, und du mußt sagen, daß Derwatt dir deprimiert vorkam. Du hast keinen Schimmer, wo er sein könnte.«

Gleich darauf war das Gespräch zu Ende, und sie hängten auf. Falls die Polizei irgendwann später mal Toms Spuren in Salzburg nachging und dieses Telefongespräch auf seiner Rechnung feststellte, dann würde er angeben, er habe wegen Derwatt angerufen. Er mußte sich irgendwas ausdenken: er war Derwatt nach Salzburg gefolgt, aus irgendeinem Grunde. Bernard mußte

auch in der Geschichte vorkommen. Zum Beispiel wenn Derwatt –

Derwatt, verstört und besorgt durch Murchisons Verschwinden und möglichen Tod, konnte Tom Ripley in Belle Ombre anrufen haben. Er konnte auch von Jeff und Ed gehört haben, daß Bernard nach Belle Ombre gekommen war. Derwatt konnte dann vorgeschlagen haben, daß sie sich in Salzburg – wohin er zu fahren gedachte – träfen. Oder Bernard konnte den Vorschlag mit Salzburg gemacht haben, das ging auch. Tom würde berichten, er habe Derwatt zwei- oder dreimal in Salzburg getroffen – vielleicht auch mit Bernard. Derwatt war deprimiert. Und warum? Na ja, alles hatte er auch Tom nicht erzählt. Von Mexiko zum Beispiel hatte er nur wenig gesprochen, aber er hatte nach Murchison gefragt und gesagt, seine Reise nach London sei doch ein *Fehler* gewesen. In Salzburg hatte Derwatt immer in ganz abgelegene Lokale gehen wollen, um dort Kaffee oder eine Flasche Gumpoldskirchner zu trinken oder Gulyassuppe zu essen. Wie es für ihn typisch war, hatte er Tom nicht gesagt, wo er in Salzburg wohnte; beim Abschied habe er Tom jedesmal einfach stehen lassen und sei allein fortgegangen. Tom hatte angenommen, er wohne irgendwo unter einem anderen Namen.

Tom würde erklären, er habe nicht einmal Heloise sagen wollen, daß er nach Salzburg fuhr, um Derwatt zu treffen.

Bis dahin, so schien es Tom, paßten alle Teile der Geschichte zusammen.

Tom öffnete das Fenster, das zum Sigmundsplatz hinausging. Dort standen jetzt lauter Karren mit Riesenretichen, leuchtenden Orangen und Äpfeln, und viele Leute hielten lange Würstchen in der Hand, die sie in kleine Senflachen auf Papptellern tauchten.

Vielleicht brachte er es jetzt fertig, Bernards Reisetasche in Angriff zu nehmen. Er kniete sich auf den Boden und zog den Reißverschluß auf. Obenauf lag ein schmutziges Hemd, dann kamen Shorts und ein Unterhemd. Das alles warf Tom auf den Boden. Dann drehte er den Schlüssel in der Tür um, obgleich in diesem Hotel die Mädchen nicht einfach ohne Anklopfen hereinplatzten. Weiter: Die *Salzburger Nachrichten*, zwei Tage alt, eine Londoner *Times* vom gleichen Tage. Zahnbürste, Rasierapparat, eine vielbenutzte Haarbürste, eine beige Hose, kurz aufgerollt, und ganz unten das abgegriffene braune Notizbuch, das Bernard in Belle Ombre vorgelesen hatte. Darunter lag ein Zeichenblock mit Spiralbindung, auf dem Deckblatt die Derwatt-Signatur, das Warenzeichen der Kunsthandelsfirma. Tom öffnete das kleine Buch. Barocktürme und Kirchen von Salzburg; einige der Türme etwas schief und mit Extraschnörkel versehen. Vögel wie Fledermäuse flogen darüber. Hie und da waren Schatten erzielt worden durch den Aufdruck eines angefeuchteten Daumens auf dem Papier. Eine Skizze war dick ausgestrichen. In einer Ecke der Reisetasche fand sich ein Fläschchen mit Zeichentinte; der Korken war oben abgebrochen, hielt aber noch, und ferner ein Bündel Zeichenfedern und Pinsel, die ein Gummiband zusammenhielt. Tom wagte es jetzt, das Notizbuch aufzuschlagen und nachzusehen, ob es Eintragungen aus den letzten Tagen enthielt. Die letzte war vom fünften Oktober, aber er konnte es einfach jetzt nicht ansehen. Er haßte es, anderer Leute Briefe oder Privatpapiere zu lesen. Er erkannte jetzt auch zwei Briefbogen aus Belle Ombre, zusammengefoldet. Das hatte Bernard damals am ersten Abend, als er bei Tom war, geschrieben, und ein Blick zeigte Tom, daß es ein Bericht über die Derwatt-Fälschungen war, mit denen er vor sechs

Jahren angefangen hatte. Tom wollte das nicht lesen, er zerriß die Bogen und warf die Fetzen in den Papierkorb. Dann packte er alles wieder in die Reisetasche, zog den Reißverschluß zu und stellte sie in den Schrank.

Benzin. Petroleum. Wo konnte man so was kaufen, um die Leiche zu verbrennen?

Er konnte sagen, das Benzin in seinem Wagen sei zu Ende gewesen. Alles heute zu erledigen, war natürlich unmöglich, das einzige Flugzeug nach Paris startete um zwei Uhr vierzig. Er hatte ein Rückflugticket. Er konnte natürlich auch mit dem Zug fahren, aber womöglich war die Gepäckkontrolle noch strenger. Man stelle sich vor, daß der Zollbeamte einen Koffer öffnet und ein Paket mit Asche darin findet.

Ob eine Leiche im Freien überhaupt ganz zu Asche verbrannte? Vielleicht brauchte man irgendeine Art Ofen, um die Hitze zu verstärken?

Tom hatte sein Hotel kurz vor Mittag verlassen. Auf dem gegenüberliegenden Salzachufer in der Schwarzstraße kaufte er einen kleinen schweinsledernen Koffer und ferner einige Zeitungen, die er in den Koffer legte. Der Tag war kühl und sonnig, und es wehte ein leichter Wind. Tom nahm einen Bus, der auf der neueren Seite der Stadt flußabwärts fuhr, in Richtung auf Maria Plain und Bergheim; das waren zwei Orte, die er auf der Karte nachgesehen hatte. Als er meinte, hier sei es richtig, stieg er aus und sah sich nach einer Tankstelle um. Es dauerte zwanzig Minuten, bis er eine gefunden hatte. Den neuen Koffer ließ er so lange im Wald stehen.

Der Tankwart war höflich und wollte ihn zu seinem Wagen bringen, aber Tom sagte nein, es sei nicht weit, und könnte er vielleicht nicht auch den Benzinbehälter mit kaufen, er wolle nicht noch einmal zurückkommen? Er erstand zehn Liter und sah sich nicht um, als er die

Straße entlangschritt. Er holte den Koffer. Wenigstens war er hier auf dem richtigen Weg, aber es war sehr weit, und zweimal durchsuchte er im Wald ein Gebiet, das nicht das richtige war.

Endlich hatte er es gefunden: da lagen die grauen Felssteine. Er ließ den Koffer stehen und kletterte auf Umwegen nach unten. Rechts und links von Bernard hatte das Blut unregelmäßige kleine Rinnsale hinterlassen. Tom sah sich um. Er brauchte irgendeine Höhle, eine Nische, etwas Vorstehendes, damit die Hitze größer wurde. Und er würde eine Menge Holz brauchen. Er entsann sich an Bilder von indischen Leichenverbrennungen, da lagen die Körper ganz hoch aufgeschichtet, was sicher auch sehr viel Holz erforderte. Tom fand eine passende Stelle unterhalb des Felsvorsprungs, eine Art Einbuchtung in den Steinen. Die Leiche da hinunterzurollen konnte nicht schwer sein.

Als erstes nahm er Bernard den einzigen Ring ab, den er trug, einen goldenen Ring mit einer Art verblichenem Wappen. Er war im Begriff, ihn in den Wald zu werfen, hielt jedoch inne, weil ihm einfiel, er könnte mal irgendwann gefunden werden. Er steckte den Ring also ein, er wollte ihn später in die Salzach werfen. Dann die Taschen. Der Regenmantel enthielt nur ein paar österreichische Münzen, in der Jackettasche steckten Zigaretten, die er darin ließ, in der Hose fand sich die Brieftasche: den Inhalt – Geld und Papiere – nahm er heraus, knüllte alles zusammen und steckte es in die eigene Tasche. Das kam ins Feuer. Dann hob er den Körper etwas an und gab ihm einen leichten Stoß, so daß er die Steinhalde hinunterrollte. Tom kletterte nach unten und zog den Toten in die kleine Höhle, die er gefunden hatte.

Das war geschafft, und er war froh darüber. Jetzt begann er eifrig Holz zu sammeln. Mindestens sechsmal

mußte er seine Ladung auf dem kleinen Platz abstellen, den er für die Aktion ausgesucht hatte. Bernards Kopf und Gesicht lagen im Dunkel, und er vermied es hinzusehen. Zuletzt raffte er ein paar Handvoll trockene Blätter und kleine Zweige zusammen, wie sie dort herumlagen, und warf das Geld und die Papiere aus Bernards Brieftasche dazwischen. Dann zog er die Leiche nach oben auf den Holzhaufen, schob mit angehaltenem Atem die Beine hoch und stieß mit dem Fuß den einen Arm nach. Der Körper war steif, ein Arm war ausgestreckt. Tom holte das Benzin und goß die Hälfte über den Regenmantel, so daß er ganz durchtränkt war. Er beschloß, lieber noch mehr Holz zu holen und es obenauf zu legen, bevor er alles anzündete.

Er strich ein Streichholz an und warf es aus einiger Entfernung auf den Haufen. Sofort sprangen gelbweiß die hellen Flammen auf. Er kniff die Augen halb zu und suchte sich einen Platz ein paar Schritte entfernt. Das Holz prasselte und knackte. Er blickte nicht hin.

Nichts Lebendes war in Sicht. Keinen Vogel sah man fliegen.

Tom ging noch einmal los, um mehr Holz zu sammeln. Zu viel konnte es nicht werden, dachte er. Der Rauch war blaß, aber ganz dicht.

Auf der Straße fuhr ein Wagen vorbei; dem Motorengeräusch nach mußte es ein Lastwagen sein. Tom konnte ihn nicht sehen, die Bäume waren dazwischen. Das Geräusch verklang; hoffentlich hatte der Fahrer nicht angehalten, um sich umzusehen. Doch drei oder vier Minuten lang geschah gar nichts, sicher war der Mann weitergefahren. Ohne Bernards Überreste anzusehen, schob Tom mit einem langen Stock ein paar Zweige näher an die Flammen heran. Er war nicht zufrieden mit sich, das alles war im Grunde ungeschickt; das Feuer

war nicht heiß genug – nicht annähernd so stark wie die intensive Hitze, in der man sonst Leichen richtig verbrannte. Alles, was er tun konnte, war, daß er das Feuer so lange wie irgend möglich brennen ließ. Es war jetzt siebzehn Minuten nach zwei. Allerhand Hitze strahlte das Feuer schon aus, das lag an dem überhängenden Felsen. Er mußte noch mehr Zweige auflegen; das tat er stetig mehrere Minuten lang. Als die Flammen etwas kleiner wurden, konnte er etwas näher herantreten, die halbverbrannten Zweige aufheben und sie ins Feuer zurückwerfen. Die Benzinkanne war auch noch halb voll.

Methodisch und sorgfältig holte er noch einmal Holz herbei, diesmal aus größerer Entfernung, und häufte es zum letztenmal auf. Dann warf er den Benzinkanister auf den toten Körper, der immer noch Ähnlichkeit hatte mit einer menschlichen Gestalt; das war schlimm. Der Regenmantel und die Hose waren jetzt verbrannt, nicht aber die Schuhe. Die Haut, soweit er sie sehen konnte, war schwarz, aber nicht verbrannt, nur verkohlt; sie rauchte. Der Benzinkanister gab einen dumpfen trommelartigen Ton von sich, explodierte aber nicht. Die ganze Zeit horchte Tom mit halbem Ohr nach Schritten oder knackenden Zweigen im Wald. Es war immerhin möglich, daß jemand den Rauch sah und dann herkam. Schließlich trat er ein paar Schritte zurück, zog den Regenmantel aus und hängte ihn sich über den Arm; dann setzte er sich mit dem Rücken zum Feuer auf den Boden. Gut zwanzig Minuten wollte er verstreichen lassen. Die Knochen verbrannten nicht und zerfielen auch nicht, das wußte er. Er brauchte also ein neues Grab, und dazu war eine Schaufel nötig. Die mußte er irgendwo kaufen – nein, stehlen war ratsamer.

Als er endlich den Scheiterhaufen ansah, war er schwarz und umringt von rotglosender Holzkohle, die er

in die Mitte zurückschob. Der Körper war ein Körper geblieben; hier war die Einäscherung mißlungen. Sollte er die Sache lieber heute hinter sich bringen oder morgen zurückkommen? Nein, besser heute, wenn es lange genug hell blieb, damit er sehen konnte, was er da tat. Was er jetzt brauchte, war etwas zum Umgraben. Er nahm wieder den langen Stock und stieß die Leiche an; sie kam ihm weich und gallertartig vor. Er nahm den Koffer und stellte ihn unter einer Baumgruppe flach auf den Boden.

Eilig lief er den Abhang hinauf bis zur Straße. Der Geruch des Rauchs war widerlich, er hatte schon minutenlang nicht richtig Atem geholt. Wie lange würde es dauern, bis er eine Schaufel fand? – vielleicht eine Stunde, länger nicht. Er hatte das Bedürfnis, sich irgendeinen Plan, ein System vorzunehmen; er kam sich im Augenblick so völlig verloren und ratlos vor. Mit leeren Händen, ohne den Koffer, ging er die Straße hinunter. Nach einer Weile erreichte er die Häuserreihe in der Nähe des Cafés, in dem Bernard seinen Rotwein getrunken hatte. Da gab es ein paar saubere Gärten, auch mehrere eingeglaste Treibhäuser, aber nirgends lehnte ein Spaten oder eine Schaufel an der Mauer.

»Grüß Gott«, sagte ein Mann, der seinen Garten umgrub. Er hielt genau die Art von schmalem scharfem Spaten in der Hand, die Tom brauchte.

Tom erwiderte den Gruß.

Jetzt sah er eine Bushaltestelle, die ihm gestern nicht aufgefallen war; ein junges Mädchen ging darauf zu, in Richtung auf Tom. Der Bus mußte bald kommen. Tom hätte ihn gern genommen und alles hinter sich gelassen: die Leiche, das Feuer, den Koffer. Er ging an dem Mädchen vorbei, ohne sie anzusehen; dann sah er am Kantstein einen leichten Schubkarren voller Blätter stehen,

und obendrauf lag eine Schaufel. Er traute seinen Augen kaum. Ein Geschenk des Himmels – nur war die Schaufel stumpf. Tom verlangsamte seine Schritte und warf einen Blick in den Wald – vielleicht war der Arbeiter, dem die Sachen gehörten, nur mal für einen Augenblick verschwunden.

Der Autobus kam; das Mädchen stieg ein, der Bus fuhr ab.

Tom nahm die Schaufel und ging ohne Hast den gleichen Weg zurück, wobei er sie so nachlässig trug wie einen Schirm, nur horizontal.

Als er die Stelle erreicht hatte, ließ er die Schaufel fallen und machte sich von neuem auf die Suche nach Brennholz. Der Tag ging zur Neige, und er wollte den Rest Helligkeit ausnutzen. Noch konnte er gut sehen. Er ging etwas tiefer in den Wald. Den Schädel mußte er zerschlagen, das wußte er; vor allem die Zähne mußten verschwinden, und er wollte nicht morgen noch einmal herkommen. Wieder stocherte er das Feuer an, dann nahm er die Schaufel und machte sich an einer Stelle, wo das Laub feucht war, daran, ein Loch in den Erdboden zu graben. Mit einer Forke wäre es leichter gewesen. Andererseits brauchte das Grab nicht sehr tief zu werden, denn keine streunenden Tiere würden sich für Bernards Überreste interessieren. Als er müde wurde, wandte er sich zum Feuer um, und ohne innezuhalten, ließ er die Schaufel auf den Schädel niederkrachen. Aber damit war es nicht getan, das sah er. Doch nach zwei weiteren harten Schlägen war der Unterkiefer vom Schädel getrennt, und Tom scharfte ihn mit der Schaufel aus der Asche heraus und schob noch mehr Holz neben den Schädel.

Jetzt ging er hinüber zu dem Koffer und legte ihn innen mit den Zeitungen aus. Etwas von der Leiche mußte er

mitnehmen, aber bei der Vorstellung von Hand oder Fuß schreckte er zurück. Vielleicht etwas Fleisch aus dem Körper. Fleisch war Fleisch, dies hier war menschlich und sicher nicht zu verwechseln zum Beispiel mit dem Fleisch einer Kuh. Einen Augenblick wurde ihm schlecht, er hockte sich neben einen Baum und legte den Kopf an den Stamm. Dann ging er mit festen Schritten zum Feuer, nahm die Schaufel und grub ein wenig Fleisch aus Bernards Hüfte. Es war dunkel und feucht. Auf der Schaufel trug er es zum Koffer und ließ es auf das Papier fallen. Den Koffer ließ er offen, dann legte er sich erschöpft auf die Erde.

So verging etwa eine Stunde. Tom schlief nicht ein; er merkte, wie es dämmerig und dann dunkel wurde, und ihm fiel ein, daß er keine Taschenlampe bei sich hatte. Er stand auf und nahm die Schaufel, doch ein weiterer Schlag auf den Schädel nützte so wenig wie zuvor. Auch mit dem Fuß würde er nichts erreichen, das wußte er. Es mußte schon ein schwerer Stein sein. Er fand einen Felsstein und rollte ihn zum Feuer. Mit neu und heftig aufflammender Energie hob er ihn auf und ließ ihn schwer auf den Schädel fallen. Da lag der Stein: er hatte den Schädel unter sich zermalmt. Tom schob den Stein mit der Schaufel weg und trat schnell einen Schritt zurück; die rosige Feuersglut war noch immer sehr heiß. Er stocherte darin herum und holte mit der Schaufel ein seltsames Gemisch aus Knochen und den Resten des Oberkiefers heraus.

Jetzt hatte er etwas zu tun, das erleichterte ihn. Er fing an, die Feuerstelle ein wenig zu ordnen. Hinsichtlich der länglichen Form, die da lag, war er ganz optimistisch, sie sah gar nicht mehr menschlich aus. Er kehrte zu der Grube zurück, einem schmalen Graben, den er bald auf fast drei Fuß vertieft hatte. Dann nahm er die Schaufel

und rollte das qualmende Etwas in die Vertiefung, die er gegraben hatte. Hin und wieder schlug er mit der Schaufel kleine züngelnde Flammen am Erdboden aus. Bevor er das Skelett eingrub, sah er noch einmal nach, ob er auch den Oberkiefer zurückbehalten hatte. Ja, er war da. Er grub die Leichenreste ein und deckte sie mit Erde zu. Ein paar blasse Rauchfähnchen stiegen noch durch die welken Blätter auf, die er zuletzt darüberhäufte. Er riß ein Stück Zeitungspapier aus dem Innern des Koffers los, legte das Knochenhäufchen und den Oberkiefer darauf, nahm dann auch den Unterkiefer und legte ihn dazu.

Er trat den Rest des Feuers aus und vergewisserte sich, daß die Asche nicht noch einmal auflebte und unter den Bäumen das Holz in Brand setzte. Um das zu verhindern, schob er auch das Laub etwas von der Feuerstelle fort. Mehr Zeit durfte er sich nicht nehmen, es wurde jetzt dunkel. Er packte das Knochenhäufchen in Zeitungspapier und legte es in den Koffer; dann ging er, Schaufel und Koffer in der Hand, den Abhang hinunter.

Als er zu der Bushaltestelle kam, war der Schubkarren verschwunden. Er ließ die Schaufel am Kantstein liegen und ging weiter. Die nächste Haltestelle war ein ganzes Stück entfernt. Eine Frau kam und wartete ebenfalls; er blickte sie nicht an.

Der Autobus schaukelte heran, quietschend ging die Tür auf, und Fahrgäste stiegen aus und ein. Tom versuchte nachzudenken, und wie immer machten die Gedanken große Sprünge, während er sich seine Geschichte zurechtlegte. Ob das ging – ja: er hatte sich also mit Bernard und Derwatt hier in Salzburg getroffen; ein paarmal hatten sie hier miteinander gesprochen. Derwatt hatte von Selbstmord geredet und gesagt, er wollte eingäschert werden, und zwar nicht im Krematorium, sondern irgendwo im Freien. Bernard und Tom sollten das

übernehmen, darum hatte er sie beide gebeten. Tom hatte versucht, die beiden Männer aus ihrer Depression herauszukriegen, aber Bernard war niedergedrückt wegen Cynthia (das konnten Jeff und Ed bezeugen), und Derwatt –

Der Bus hielt, und Tom stieg aus, ohne sich umzusehen, wo er war. Er wollte nachdenken.

»Soll ich Ihren Koffer nehmen, Sir?« fragte der Page im Goldenen Hirsch.

»Oh, der ist ganz leicht, danke schön«, erwiderte Tom. Er stieg hinauf in sein Zimmer, wusch sich Gesicht und Hände, dann zog er sich aus und nahm ein Bad. Er malte sich die Unterhaltungen mit Bernard und Derwatt in verschiedenen Salzburger Bier- und Weinstüberln aus. Bernard und Derwatt mußten sich hier erst wiedergesehen haben, denn Derwatt war ja schon vor mehr als fünf Jahren nach Griechenland gefahren; als er vor kurzem nach London kam, war ihm Bernard aus dem Wege gegangen, und bei Derwatts zweitem kurzen Besuch war Bernard gar nicht in London gewesen, da war er schon in Salzburg. Er hatte in Belle Ombre mit Tom über Salzburg gesprochen (das stimmte sogar); und als Derwatt Heloise in Belle Ombre anrief, hatte sie ihm gesagt, Tom sei nach Salzburg gefahren, mit der Absicht, dort Bernard zu sprechen, oder jedenfalls wollte er versuchen ihn zu finden, und deshalb war Derwatt ebenfalls hingefahren. Unter welchem Namen war Derwatt gereist? Na, das blieb eben im Dunkel. Er benutzte ja auch in Mexiko einen anderen Namen, den niemand kannte. Tom mußte also nur noch Heloise einschärfen (aber nur für den Fall, daß jemand sie fragte), daß Derwatt in Belle Ombre angerufen hatte.

Gut. Das alles war noch nicht ganz glatt und perfekt, aber für den Anfang genügte es.

Zum zweitenmal nahm er sich jetzt Bernards Reisetasche vor, um nach kürzlichen Notizen zu suchen. Am 5. Oktober hatte Bernard notiert: »Ich habe manchmal ein Gefühl, als sei ich schon tot. Nur so viel ist noch von mir da, daß ich weiß, mein Ich hat sich aufgelöst, existiert nicht mehr. Ich war niemals Derwatt – aber bin ich denn wirklich Bernard Tufts?«

Der letzte Satz durfte nicht stehenbleiben, deshalb riß Tom die ganze Seite heraus.

Manche der Zeichnungen waren mit Bemerkungen versehen. Notizen über Farben, das Grün der Salzburger Häuser. »Mozarts lärmende Gedenkstätte, und dabei kein einziges Bild von ihm, das wirklich etwas taugt.« Und dann: »Oft schaue ich auf den Fluß hinunter. Die Strömung ist stark, das ist hübsch. Vielleicht wäre das der beste Weg: mutig von irgendeiner Brücke herunter, abends, wenn keiner da ist, der ruft: ›Rettet ihn!‹«

Das war gut zu gebrauchen. Tom klappte den Zeichenblock schnell zu und ließ ihn in die Reisetasche fallen.

Ob er irgendwas über ihn, Tom, geschrieben hatte? Noch einmal durchblättert er den Zeichenblock und suchte nach seinem Namen oder den Initialen, dann nahm er das kleine braune Notizbuch vor. Die meisten Eintragungen waren abgeschriebene Auszüge aus Derwatts Tagebüchern; und die letzten paar, die von Bernard stammten, waren alle datiert und gemacht, als Bernard in London war. Über Tom Ripley war nichts darin.

Tom ging hinunter ins Hotelrestaurant. Es war spät, aber er konnte noch etwas bestellen. Schon nach den ersten Bissen fühlte er sich besser, und der leichte Weißwein beschwingte ihn. Es schien ihm nicht mehr riskant, morgen nachmittag das Flugzeug zu nehmen. Falls ihn jemand wegen seines gestrigen Anrufs bei Jeff

fragte, würde er sagen, er habe Jeff aus eigener Initiative angerufen, nur um ihm zu sagen, Derwatt sei in Salzburg, aber er mache sich Sorgen um ihn. Er mußte dann auch sagen, er habe Jeff gebeten, niemandem zu erzählen, wo er war – vor allem nicht ›der Öffentlichkeit‹. Ja – und Bernard? Hm. Ja – Tom hatte also Jeff gegenüber auch erwähnt, daß Bernard in Salzburg war. Warum eigentlich nicht? Bernard Tufts wurde ja von der Polizei nicht gesucht. Bernard war eben verschwunden – zweifellos ein Selbstmord, vermutlich in der Salzach –, und zwar mußte das in der Nacht nach dem Tage geschehen sein, an dem Tom und Bernard Derwatts Leiche verbrannt hatten. Ja – am besten gab er an, Bernard habe ihm dabei geholfen.

Mit einer Bestrafung wegen Beihilfe zum Selbstmord, überlegte Tom, mußte er wohl rechnen. Was tat man mit solchen Leuten? Derwatt hatte also eine enorme Dosis Schlaftabletten geschluckt, würde er berichten. Morgens waren sie zu dritt durch den Wald gegangen, aber Derwatt hatte schon vorher einige Tabletten genommen. Sie hatten ihn nicht daran hindern können, den Rest auch noch zu nehmen, und – das würde Tom offen zugeben – er hatte sich einem so starken Verlangen auch nicht entgegenstellen wollen. Und Bernard auch nicht.

Tom ging in sein Zimmer zurück, machte das Fenster auf und öffnete dann den Schweinslederkoffer. Er nahm das kleinere Bündel heraus und wickelte es in noch mehr Zeitungspapier ein. Es war immer noch nicht größer als eine Grapefruit. Dann schloß er den Koffer, falls eins der Mädchen das Zimmer betrat (das Bett war aber schon aufgeschlagen), ließ das Fenster etwas offenstehen und ging mit dem Päckchen nach unten auf die Straße. Er schritt nach rechts bis zur Brücke mit dem Geländer, wo er gestern Bernard hatte stehen sehen. Tom lehnte sich

ebenso an das Geländer, und als kein Fußgänger in Sicht war, öffnete er die Hand und ließ das Bündel fallen. Es fiel leicht und fast lautlos und war schnell im Dunkel verschwunden. Tom hatte auch Bernards Ring mitgebracht, den er ebenso ins Wasser fallen ließ.

Am nächsten Morgen buchte Tom seinen Flug und machte dann noch ein paar Besorgungen, vor allem Mitbringsel für Heloise. Er kaufte für sie eine grüne Weste und einen Wolljanker, hellblau wie die Packung der Gauloises, ferner eine weiße Bluse mit Rüschen und für sich selbst eine dunkelgrüne Weste und zwei Jagdmesser.

Die kleine Maschine, die er nachmittags bestieg, hieß ›Ludwig van Beethoven‹. Um acht Uhr war er in Orly und zeigte seinen eigenen Paß vor. Ein Blick auf ihn und auf das Paßbild. Kein Stempel. Er nahm ein Taxi nach Villeperce. Er hatte schon befürchtet, Heloise könne Besuch haben, und so war es auch: vor dem Hause stand ein dunkelroter Citroën, Antoine Grais' Wagen.

Sie waren gerade fertig mit dem Essen. Ein behagliches Feuer brannte im Kamin.

»Warum hast du nicht angerufen?« beschwerte sich Heloise, aber sie strahlte.

»Bitte laßt euch nicht stören«, bat Tom.

»Wir sind ja fertig«, meinte Agnès Grais. Das stimmte, sie wollten gerade im Wohnzimmer den Kaffee trinken.

»Haben Sie gegessen, M. *Tome*?«, fragte Mme. Annette.

Tom sagte, er habe gegessen, aber Kaffee hätte er gern. Dann erzählte er – ganz normal, wie er meinte – den Gästen, er sei in Paris gewesen, um einen Freund zu treffen, der ihn um Hilfe in einer persönlichen Angelegenheit gebeten habe. Die beiden Grais waren nicht neugierig. Tom fragte, wieso Antoine, der doch so viel zu

tun habe, sein Architekturbüro an einem Donnerstagabend im Stich gelassen habe?

»Trägheit«, gab Antoine zur Antwort. »Es war so schönes Wetter, ich rede mir ein, daß ich einen Neubau plane, und vor allem zeichne ich einen Kamin für unser Gastzimmer.« Er lachte.

Einzig Heloise spürte, daß er anders war als sonst, dachte Tom. »Wie war's denn bei Noëlle am Dienstag?« fragte er.

»Oh, prima!« sagte Agnès. »Du hast uns gefehlt.«

»Und wie steht die Sache mit dem geheimnisvollen Murchison?« fragte Antoine.

»Na ja, sie haben ihn immer noch nicht gefunden. Mrs. Murchison war ja hier, das hat euch Heloise vielleicht erzählt.«

»Nein, hat sie nicht«, sagte Agnès.

»Ich habe ihr auch nicht viel helfen können«, berichtete Tom. »Das eine Bild von Derwatt, das ihr Mann bei sich hatte, ist auch gestohlen worden, in Orly.« Das zu erwähnen war harmlos, erstens stimmte es, und zweitens hatte es in den Zeitungen gestanden.

Nach dem Kaffee entschuldigte sich Tom einen Augenblick und sagte, er wolle eben seinen Koffer öffnen und komme gleich zurück. Dummerweise hatte Mme. Annette die Koffer schon nach oben gebracht; er hatte ganz nebenbei gesagt, sie könnten unten stehenbleiben, aber sie hatte nicht darauf gehört. Wenigstens hatte sie, wie er erleichtert sah, beide nicht geöffnet, wohl weil sie noch in der Küche zu tun hatte. Er stellte den neuen Schweinslederkoffer in einen Schrank und klappte den Deckel des anderen Koffers hoch, der seine Geschenke enthielt. Dann ging er nach unten.

Die beiden Grai waren Frühaufsteher und verabschiedeten sich vor elf.

»Hat Webster noch mal angerufen?« fragte Tom Heloise.

»Nein.« Leise setzte sie auf Englisch hinzu: »Darf Mme. Annette wissen, daß du in Salzburg warst?«

Sie war doch eine tüchtige Frau. Tom lächelte erleichtert. »Ja. Du mußt jetzt sogar sagen, daß ich da war.« Er wollte es ihr erklären, aber heute abend war er nicht imstande, ihr etwas von Bernards Überresten zu erzählen. Nicht nur heute abend – vielleicht überhaupt nicht. Die Asche von Bernard-Derwatt. »Ich erklär's dir später. Jetzt muß ich erstmal mit London sprechen.« Er nahm den Hörer und meldete ein Gespräch mit Jeffs Fotoatelier an.

»Was war denn nun in Salzburg? Hast du den *fou* gesehen?« Heloise war offenbar mehr besorgt um Tom als verärgert mit Bernard.

Tom warf einen Blick in Richtung auf die Küche, aber Mme. Annette hatte bereits gute Nacht gesagt und die Tür zugemacht. »Der *fou* ist tot, Kind. Selbstmord.«

»*Vraiment!* Du scherzt doch nicht, *Tome?*« Aber sie wußte, er scherzte nicht.

»Es kommt jetzt darauf an, daß wir allen sagen, daß ich in Salzburg war.« Tom kniete einen Augenblick neben ihrem Stuhl, legte den Kopf in ihren Schoß, stand dann auf und küßte sie auf beide Wangen. »Und dann muß ich auch noch Bescheid sagen, daß Derwatt tot ist, auch in Salzburg. Liebes, noch etwas: falls du je gefragt wirst: Derwatt hat von London aus hier angerufen und dich gefragt, ob ich da wäre, und du hast ihm dann gesagt: ›Tom ist nach Salzburg gefahren.‹ Ist das klar? Es ist leicht zu behalten, weil es die Wahrheit ist.«

Heloise blickte ihn etwas von oben herab an und verzog den Mund zu einem leicht spöttischen Lächeln. »Die Wahrheit? Was ist denn nun die Wahrheit, und was nicht?«

Die Frage klang fast philosophisch. Es war ja auch eine Frage für Philosophen, weiß Gott; warum sollten sie beide sich den Kopf darüber zerbrechen? »Ach, komm mit nach oben, dann werd ich dir beweisen, daß ich in Salzburg gewesen bin.« Er zog sie vom Stuhl hoch.

In seinem Zimmer betrachteten sie gemeinsam die Sachen, die er mitgebracht hatte. Heloise probierte die grüne Weste gleich an, umarmte die blaue Jacke und zog sie ebenfalls an. Sie paßte gut.

»Und einen neuen Koffer hast du auch gekauft!« sagte sie, als sie den Schweinslederkoffer in seinem Schrank stehen sah.

»Ach, das ist nichts Besonderes«, sagte Tom auf Französisch in dem Augenblick, als das Telefon klingelte. Mit einer Handbewegung schob er sie von dem Koffer weg und ging ans Telefon. London meldete sich nicht, sagte der Telefonist, und Tom bat darum, es noch weiter zu versuchen. Es war bald Mitternacht.

Tom stellte sich unter die Dusche und unterhielt sich dabei mit Heloise. »Und Bernard ist wirklich tot?« fragte sie.

Tom spülte den Seifenschaum ab. Er war glücklich, zu Hause zu sein, die vertraute Badewanne unter den Füßen zu fühlen. Er zog einen seidenen Pyjama an. Wo sollte er anfangen mit Erklärungen – er wußte es nicht. Das Telefon klingelte. »Wenn du zuhörst, wirst du es verstehen«, sagte er zu Heloise.

»Hallo?« sagte Jeffs Stimme.

Tom stand steif und gerade da und sprach sehr ernst. »Hallo – hier ist Tom. Jeff, ich wollte dir sagen, daß Derwatt tot ist – in Salzburg ist er gestorben.«

Jeff fing an zu stottern, als ob er annähme, daß jemand mithörte, und Tom redete ruhig und gelassen weiter wie ein gesetzter Bürger:

»Ich habe noch nirgends die Polizei informiert. Der Tod war – ich möchte darüber am Telefon nicht sprechen.«

»Kommst d-du – kommst du nach London?«

»Nein, nach London komme ich nicht. Aber würdest du bitte Webster sagen, ich hätte dich angerufen, ich sei nach Salzburg gefahren, um Bernard zu suchen – nein, das mit Bernard laß nur erstmal. Bloß eins ist wichtig. Kannst du in sein Atelier gehen und jede Spur von Derwatt vernichten?«

Jeff verstand. Er und Ed kannten den Hausverwalter, der würde ihnen die Schlüssel geben. Sie konnten ja sagen, Bernard brauche irgendwas. Damit waren dann auch eventuelle Skizzen erledigt, dachte Tom, und die angefangenen Bilder.

»Bitte macht das wirklich gründlich«, sagte er. »Noch etwas: Derwatt hat vor ein paar Tagen meine Frau hier angerufen, und sie hat ihm gesagt, ich sei nach Salzburg gefahren.«

»Ja, aber warum –«

Warum hat Derwatt nach Salzburg fahren wollen: das wollte Jeff sicher fragen. »Ich glaube, das wichtigste ist, daß ich bereit bin, mich hier mit Webster zu unterhaften. Ich möchte das sogar. Ich habe ihm einiges Neue mitzuteilen.«

Tom legte auf und wandte sich zu Heloise um. Ein kleines schiefes Lächeln stand auf seinem Gesicht, mehr wagte er nicht. Wieso eigentlich? Es würde doch alles gut enden, oder?

»Was meinst du damit«, fragte Heloise auf Englisch, »daß Derwatt in Salzburg gestorben ist, wo er doch schon vor Jahren in Griechenland gestorben ist? Das hast du mir doch gesagt.«

»Es muß jetzt bewiesen werden, daß er tot ist. Weißt

du, Liebes, ich habe das alles einzig und allein getan um der – um der Ehre von Philip Derwatt willen.«

»Aber wie kann ein Mensch sterben, der schon lange tot ist?«

»Kannst du das wohl mir überlassen?« Tom warf einen Blick auf seine Armbanduhr auf dem Nachttisch. »Ich habe noch etwas zu arbeiten – ungefähr eine halbe Stunde, und dann möchte –«

»Arbeiten?«

»Ja, ein paar Kleinigkeiten.« Herrgott, wenn eine Frau nicht begriff, was Kleinigkeiten waren, wer sollte es dann verstehen? »Nichts weiter, nur ein paar kleine Sachen.«

»Hat das nicht bis morgen Zeit?«

»Weißt du, es ist möglich, daß morgen Inspektor Webster kommt. Vielleicht schon morgen früh. Und bis du dich ausgezogen hast, bin ich schon beinahe bei dir. Komm.« Er zog sie hoch, und sie ließ sich willig ziehen, war also gutgelaunt. »Gibt's was Neues von Papa?«

»Ach, laß doch Papa an so einem Abend! Zwei Menschen tot in Salzburg! Meinst du vielleicht nur einen, *chéri*? Oder gar keinen?«

Tom lachte, erleichtert und glücklich über Heloises leichtherzige Stimmung, die der seinen so sehr glich. Ihr Sinn für Dekorum war nur ein sehr dünner Lack, das wußte er – sonst hätte sie ihn gewiß nie geheiratet.

Als Heloise in ihr Zimmer ging, holte Tom aus seinem Koffer Bernards braunes Notizbuch und den Zeichenblock heraus und legte beides sorgfältig auf seinen Schreibtisch. Bernards Hemd und Hose hatte er in Salzburg in einen Mülleimer versenkt, und die Reisetasche steckte in einem anderen Mülleimer. Er wollte erzählen, Bernard habe ihn gebeten, die Reisetasche so lange in Verwahrung zu nehmen, bis er ein anderes Hotelzimmer gefunden habe. Er sei aber nie zurückgekommen, und

Tom habe dann aufbewahrt, was ihm wertvoll erschien. Aus seiner Knopfschachtel nahm Tom jetzt den mexikanischen Ring, den er in London getragen hatte, als er zum erstenmal Derwatts Rolle spielte. Leise und barfuß ging er die Treppe hinunter und legte den Ring in den Rest der Glut im Kamin. Vielleicht schmolz er zu einem Klümpchen zusammen; mexikanisches Silber war rein und ziemlich weich. Irgend etwas würde schon übrigbleiben, und das wollte er dann zu Derwatts – oder vielmehr Bernards – Aschenresten hinzutun. Deshalb mußte er morgen früh aufstehen, bevor Mme. Annette den Kamin saubermachte und die Asche auskehrte.

Heloise war im Bett und rauchte. Er mochte ihre blonden Zigaretten selber nicht, aber er liebte den Duft, wenn sie sie rauchte. Er hielt Heloise fest – ganz fest, als sie das Licht gelöscht hatten. Schade, er hatte vergessen, auch noch Robert Mackays Paß heute abend ins Feuer zu werfen. Immer war irgend etwas. Gab es überhaupt noch mal Ruhe für ihn?

Behutsam löste sich Tom von seiner schlafenden Frau. Er zog den Arm unter ihrem Nacken hervor; dann wagte er es, sie vorsichtig umzudrehen, und küßte ihre Brust, bevor er sich aus dem Bett erhob. Sie war nicht richtig aufgewacht, wahrscheinlich nahm sie an, er gehe zur Toilette. Er ging barfuß in sein Zimmer und nahm den Mackay-Paß aus der Tasche seines Jacketts.

Er ging hinunter, Viertel vor sieben war es auf der Uhr am Telefon. Im Kamin lagen weiße Aschenreste, sicher waren sie noch warm. Tom nahm ein Zweigstückchen und scharrte auf dem Rost herum, um den silbernen Ring aufzustöbern; den grünen Paß hielt er, zur Hälfte gefaltet, in der Hand versteckt, falls Mme. Annette hereinkam. Da war der Ring. Er sah schwarz aus und hatte die Form verloren, aber es war nicht das unkenntliche Etwas, das Tom erwartet hatte. Er legte den Ring auf den Kaminsims zum Abkühlen, fachte die Aschenreste an und riß den Paß durch, den er dann mit einem Streichholz anzündete, damit es schneller ging. Er blieb dabei stehen, bis alles verbrannt war. Dann nahm er den Ring, ging nach oben und legte ihn zu dem schwarzrötlichen Gemisch in dem Schweinslederkoffer.

Das Telefon klingelte, und Tom nahm sofort den Hörer auf.

»Oh – hallo, Inspektor Webster. Das macht gar nichts, ich war schon auf.«

»Sagen Sie, Mr. Ripley – ist Derwatt tatsächlich tot? Mr. Constant hat es mir gesagt.«

Tom zögerte einen Moment, und Webster fügte hinzu, Mr. Constant habe noch in der Nacht sein Büro angerufen und eine Nachricht hinterlassen.

»Ja«, sagte Tom. »Er hat sich in Salzburg das Leben genommen. Ich war gerade dort.«

»Ich möchte Sie gern sprechen, Mr. Ripley, und ich rufe so früh an, weil ich gerade festgestellt habe, daß ich noch das Neun-Uhr-Flugzeug erreichen kann. Darf ich Sie heute vormittag gegen elf aufsuchen?«

Tom stimmte bereitwillig zu. Dann ging er zurück in Heloises Schlafzimmer. In einer Stunde kam Mme. Annette zum Wecken und brachte Tee für Heloise und Kaffee für ihn. Sie war daran gewöhnt, beide zusammen in einem Schlafzimmer zu finden. Tom schlief nicht wieder ein; das Ausruhen neben Heloise erfrischte ihn ebenso.

Um halb neun erschien Mme. Annette, und Tom gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er seinen Kaffee gern haben wollte, aber Heloise wollte noch schlafen. Er trank den Kaffee in kleinen Schlucken und überlegte, was er jetzt tun sollte und wie er sich zu verhalten hatte. Vor allem mußte er gerade und aufrichtig wirken. Er legte sich seine Geschichte zurecht. Derwatt hatte also angerufen, weil ihn Murchisons Verschwinden bekümmerte (viel zu sehr, das war gerade das Unlogische, das sich so plausibel anhörte – genau die Art von unerwarteter Reaktion, die so lebenswahr klang), und er hatte gefragt, ob er Tom aufsuchen dürfe. Heloise hatte ihm daraufhin gesagt, Tom sei nach Salzburg gefahren, um Bernard Tufts aufzutreiben. Ja, es war am besten, daß Heloise Webster von Bernard berichtete. Für Derwatt war Bernard Tufts ein alter Freund, auf dessen Namen er sofort reagiert habe. In Salzburg hatten dann Tom und Derwatt sich viel mehr Sorgen um Bernard als um Murchison gemacht.

Als Heloise sich regte, stieg Tom aus dem Bett und ging nach unten, um Mme. Annette zu bitten, frischen Tee zu machen. Es war jetzt halb zehn.

Tom ging nach draußen und besah sich Murchisons ehemaliges Grab. Seit dem letztenmal hatte es geregnet. Er ließ die paar Zweige obendrauf unberührt liegen; sie sahen ganz natürlich aus, nicht als habe jemand sie absichtlich so hingelegt, um die Grube zu verbergen. Außerdem gab es ja auch keinen Grund, die Stelle, wo die Polizisten gegraben hatten, irgendwie zu kaschieren.

Um zehn machte sich Mme. Annette auf zu ihren täglichen Besorgungen. Tom ging zu Heloise und erzählte ihr, daß Webster auf dem Weg war und daß er, Tom, sie bei dem Gespräch gern dabei hätte. »Du kannst also ganz offen sagen, daß ich nach Salzburg gefahren bin, weil ich Bernard suchen wollte.«

»Kann Webster dir irgendwas anhaben? Wird er Anzeige erstatten?«

»Wie könnte er?« gab Tom lächelnd zurück.

Webster kam um Viertel vor elf. Er trug ein flaches, schwarzes Köfferchen in der Hand und sah aus wie ein vielbeschäftigter Arzt.

»Meine Frau – Sie kennen sich ja«, sagte Tom. Er nahm Webster den Mantel ab und bat ihn, Platz zu nehmen.

Der Inspektor setzte sich auf das Sofa. Zunächst fragte er nach dem zeitlichen Ablauf der Dinge und notierte sich einiges. Wann hatte Tom von Derwatt gehört? Ja – das war wohl am sechsten November, Sonntag, meinte Tom.

»Meine Frau hat mit ihm gesprochen, am Telefon. Ich war ja schon in Salzburg.«

»Ah – Sie haben mit Derwatt gesprochen?« Dies zu Heloise.

»Ja. Er wollte Tom sprechen, aber ich sagte ihm, Tom sei nach Salzburg gefahren, um Bernard zu suchen.«

»Ah-hm. In welchem Hotel haben Sie gewohnt?« frag-

te Webster, wie immer freundlich lächelnd und so munter-geschäftig, als sei von einem Todesfall gar nicht die Rede.

»Im Goldenen Hirsch«, antwortete Tom. »Ich bin erst noch nach Paris gefahren, weil ich so eine Idee hatte, dort könnte Bernard Tufts auch sein; dann fuhr ich nach Salzburg, weil er davon gesprochen hatte. Er hatte nicht gesagt, daß er hinfahren wollte, nur daß er es gern noch mal sehen möchte. Salzburg ist eine kleine Stadt, da ist es nicht besonders schwer, jemanden zu finden, den man sucht. Ich habe ihn jedenfalls am zweiten Tag gefunden.«

»Wen haben Sie zuerst gesehen, Bernard oder Derwatt?«

»Oh, Bernard, weil ich den ja suchte. Daß Derwatt in Salzburg war, wußte ich gar nicht.«

»Und – bitte reden Sie weiter«, sagte Webster.

Tom setzte sich auf. »Na ja – ich glaube, mit Bernard habe ich wohl ein- oder zweimal allein gesprochen und dann mit Derwatt ebenso. Dann waren wir alle drei ein paarmal zusammen. Die beiden waren alte Freunde. Ich fand, Bernard war depressiver, weil nämlich seine Freundin Cynthia ihm den Laufpaß gegeben hatte. Und Derwatt –« Tom zögerte einen Augenblick. »Derwatt schien sich um Bernard viel mehr Gedanken zu machen als um sich selbst. Ich habe übrigens noch ein paar Notizbücher von Bernard, ich glaube, die sollte ich Ihnen zeigen.« Er erhob sich, aber Webster sagte:

»Ich möchte erstmal ein paar Fakten haben. Bernard hat sich also umgebracht, und zwar wie?«

»Er ist einfach verschwunden. Das war gleich nach Derwatts Tod. Nach seinen Notizen zu urteilen, ist er vermutlich ins Wasser gegangen – in den Fluß bei Salzburg. Ich war aber nicht sicher, deshalb habe ich das der

Polizei dort nicht gemeldet. Ich wollte erst mit Ihnen sprechen.«

Webster sah etwas verwirrt oder verstört aus, was Tom nicht wunderte. »Ja – die Notizbücher interessieren mich natürlich sehr, aber Derwatt – was war denn da passiert?«

Tom warf einen Blick auf Heloise. »Am Dienstag, das hatten wir abgemacht, trafen wir uns alle drei morgens um zehn. Derwatt sagte, er habe Schlaftabletten genommen. Er hatte schon vorher davon gesprochen, sich das Leben zu nehmen, und er sagte, er wollte verbrannt werden, von uns beiden, Bernard und mir. Ich hatte das gar nicht so ernst genommen, bis er dann am Dienstag morgen auftauchte, völlig groggy, und immer so – so merkwürdige Scherze machte. Auf dem Spaziergang nahm er noch mehr Tabletten. Er wollte gern in den Wald, und da sind wir dann hingegangen.« Tom unterbrach sich und sagte zu Heloise: »Liebes, wenn du dies lieber nicht hören möchtest, dann geh doch nach oben. Ich muß es so erzählen, wie es sich zugetragen hat.«

»Nein, ich will es hören.« Einen Augenblick legte sie die Hände über das Gesicht, dann nahm sie sie herab und sagte: »Ich werde Mme. Annette bitten, uns Tee zu machen. Das ist dir doch recht, *Tome*?«

»Gute Idee«, sagte Tom herzlich und wandte sich dann wieder an Webster. »Derwatt ist von einem Felsvorsprung heruntergesprungen, auf eine Steinalde. Man könnte sagen, er habe sich auf drei Arten umgebracht: durch die Schlafmittel, durch den Sprung und durch die Verbrennung, aber er war ganz zweifellos tot, als wir ihn verbrannten. Der Sprung hat ihn getötet. Bernard und ich, wir sind am nächsten Tag noch einmal dort hingegangen. Wir haben alles verbrannt, was wir konnten. Den Rest haben wir vergraben.«

Heloise kam wieder ins Zimmer.

Webster machte sich Notizen.

»Der nächste Tag, das war also Mittwoch, der sechste November.« In welchem Hotel war Bernard abgestiegen? Hier konnte Tom den Blauen Soundso angeben, in der Linzer Gasse. Aber nach dem Mittwoch, da war er nicht ganz sicher. Wo und wann hatten sie das Benzin gekauft? Ach – das Benzin – das wußte Tom nicht mehr genau, aber es war Mittwoch mittag gewesen. Wo hatte Derwatt gewohnt? Das habe er ihn nicht gefragt, gab Tom zur Antwort.

»Bernard und ich wollten uns Donnerstag morgen gegen halb zehn auf dem Alten Markt treffen. Bernard hatte mir Mittwoch abend seine Reisetasche gegeben und mich gebeten, sie so lange zu behalten, bis er abends ein anderes Hotel gefunden hatte. Ich sagte, er solle doch in meinem Hotel ein Zimmer nehmen, aber das wollte er nicht. Und dann, Donnerstag morgen, ist er nicht gekommen. Eine Stunde oder so habe ich gewartet. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, er hat auch in meinem Hotel keine Nachricht hinterlassen. Ich hatte das Gefühl, er wollte unsere Verabredung gar nicht einhalten. Er hat sich wahrscheinlich – wahrscheinlich das Leben genommen, im Wasser. Dann bin ich abgereist.«

Langsamer als sonst zündete sich Webster eine Zigarette an. »Mittwoch abend – da sollten Sie die Reisetasche über Nacht behalten?«

»Nein, nicht unbedingt. Bernard wußte, wo ich wohnte, ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß er später noch kommen und die Tasche abholen würde. Ich habe aber gesagt: ›Wenn ich dich heute abend nicht mehr sehe, dann treffen wir uns also morgen früh.‹«

»Und gestern morgen – haben Sie da in den Hotels nach ihm gefragt?«

»Nein, das habe ich nicht. Ich hatte wohl keine Hoffnung mehr. Ich war sehr deprimiert.«

Mme. Annette erschien mit dem Tee und sagte »*Bonjour*« zu Webster, der ebenso erwiderte.

»Vor ein paar Tagen«, berichtete Tom weiter, »hat Bernard bei uns im Keller eine Gestalt aufgehängt – eine Puppe. Das war symbolisch gemeint und sollte er selber sein. Meine Frau hat sie gefunden und hat sich furchtbar erschreckt. Er hatte seine Hose und Jacke mit dem Gürtel an der Decke aufgehängt und einen Zettel daran befestigt.« Tom sah zu Heloise hinüber. »Entschuldige, Liebes.«

Heloise biß sich auf die Lippen und zog die Schultern hoch – eine scheinbar ganz natürliche Reaktion auf Toms Worte. Was er erzählte, hatte sich so zugetragen, und aus ihrem Gesicht sah man, wie ungern sie daran erinnert wurde.

»Haben Sie den Zettel noch?« fragte Webster.

»Ja, er muß noch in meinem Morgenmantel sein. Soll ich ihn holen?«

»Nicht jetzt gleich.« Der Schatten eines Lächelns erschien auf Websters Gesicht. »Darf ich jetzt fragen, warum Sie eigentlich nach Salzburg gefahren sind?«

»Ich machte mir Sorgen um Bernard. Er hatte was davon gesagt, daß er Salzburg gern sehen würde, und ich hatte das Gefühl, er wollte sich das Leben nehmen. Und ich überlegte auch, warum er mich überhaupt aufgesucht hatte. Er wußte zwar, daß ich zwei Derwatt-Gemälde besaß, aber er kannte mich ja gar nicht. Trotzdem hat er bei seinem ersten Besuch hier ganz frei und offen geredet. Ich dachte, ich könnte ihm vielleicht helfen. Und dann kam es ganz anders, und beide haben sich umgebracht. Zuerst Derwatt. Wissen Sie, es ist so schwierig, sich da einzumischen, jedenfalls bei einem Mann wie

Derwatt. Man denkt, was immer man tut, ist falsch. So meine ich es eigentlich nicht – ich meine, man kann nicht gut jemandem raten, sich nicht das Leben zu nehmen, wenn man weiß, der andere ist doch dazu entschlossen und hört einen gar nicht an. Das wollte ich sagen. Es wäre doch hoffnungslos und unrichtig, und man kann nicht gut jemandem Vorwürfe machen, weil er etwas *nicht* gesagt hat, das er doch für aussichtslos hielt, nicht wahr.« Tom machte eine Pause.

Webster hatte aufmerksam zugehört.

»Bernard ist weggefahren, vermutlich nach Paris, nachdem er sich hier symbolisch erhängt hatte. Dann kam er zurück, und da hat Heloise ihn kennengelernt, hier.«

Webster fragte nach dem Datum. Wann war Bernard Tufts nach Belle Ombre zurückgekommen? Tom dachte nach. Am fünfundzwanzigsten Oktober, glaubte er.

»Ich habe versucht, ihn ein bißchen aufzumuntern. Ich sagte, vielleicht wäre es mit Cynthia noch gar nicht ganz aus – aber nach dem, was er mir erzählt hatte, glaubte ich selber nicht daran. Ich wollte ihn einfach aus seiner Depression herausziehen, und ich glaube, Derwatt bemühte sich noch mehr. Die beiden haben sich bestimmt ein paarmal ohne mich in Salzburg getroffen. Derwatt mochte Bernard sehr gern.« Zu Heloise gewandt, fragte Tom: »Kannst du auch folgen, Liebes?«

Heloise nickte. Wahrscheinlich verstand sie tatsächlich alles.

»Und warum war Derwatt so deprimiert?«

Tom dachte einen Augenblick nach. »Ach, das war ganz allgemein. Das ganze Leben, alles. Ich weiß nicht, ob da noch persönliche Gründe vorlagen, vielleicht in Mexiko – das ahne ich nicht. Er sprach mal von einer Mexikanerin, die geheiratet hatte und fortgegangen war.

Ich weiß nicht, ob das für ihn Bedeutung hatte. Er schien auch verstört, weil er nach London zurückgekommen war. Das sei ein Fehler gewesen, sagte er.«

Webster hörte auf, sich Notizen zu machen. »Wollen wir jetzt nach oben gehen?«

Tom stieg mit ihm hinauf in sein Zimmer und nahm den Koffer aus dem Schrank.

»Meine Frau soll das nicht sehen«, sagte Tom und öffnete den Koffer. Zusammen mit Webster beugte er sich darüber.

Die wenigen Überreste waren in deutsche und österreichische Zeitungen eingewickelt, die Tom gekauft hatte. Er bemerkte, daß der Inspektor sich die Daten der Zeitungen ansah, bevor er das kleine Bündel herausnahm und auf den Teppich setzte. Er legte noch eine Zeitung darunter, aber Tom wußte, es war jetzt nicht mehr feucht. Webster machte es auf.

»Oh-h. Mein Gott. Und was sollten Sie hiermit anfangen?«

Tom zögerte und runzelte die Stirn. »Gar nichts.« Er ging ans Fenster und öffnete es einen Spalt. »Ich weiß auch nicht, warum ich es mitgenommen habe. Ich war ganz durcheinander, und Bernard ebenfalls. Kann sein, daß Bernard gesagt hat, wir sollten etwas davon mit nach England zurückbringen, das weiß ich nicht mehr. Ich habe dies mitgenommen. Wir hatten erwartet, daß alles zu Asche werden würde, aber das tat es nicht.«

Webster rührte mit dem Kopf seines Kugelschreibers in dem Gemisch herum. Er fand den Ring und fischte ihn heraus. »Da – ein silberner Ring.«

»Ja, das habe ich absichtlich mitgenommen.« Tom wußte, die zwei silbernen Schlangen auf dem Ring waren noch zu erkennen.

»Ich werde dieses mitnehmen nach London«, sagte

Webster und erhob sich. »Wenn Sie vielleicht eine Schachtel hätten –«

»Selbstverständlich.« Tom ging zur Tür.

»Sie sagten etwas von Tufts' Notizbüchern.«

»Ja.« Tom drehte sich um und wies auf das Notizbuch und den Zeichenblock, die auf der Ecke des Schreibtisches lagen. »Das sind sie, hier. Und der Zettel, den er geschrieben hat –« Er ging hinüber ins Badezimmer, wo sein Morgenmantel hing; der Zettel steckte noch in der Tasche. »*Ich erhänge mich, allegorisch . . .*« Er gab ihn Webster und ging nach unten.

Mme. Annette bewahrte alle Schachteln auf, immer war ein Vorrat in allen Größen vorhanden. »Wofür soll es denn sein?« fragte sie bereitwillig.

»Hier – diese geht sehr gut«, sagte Tom. Die Schachteln standen oben auf Mme. Annettes Kleiderschrank, und Tom zog eine davon herunter. Ein paar Strickwollreste lagen darin, die er ihr mit freundlichem Lächeln überreichte. »Tausend Dank, mein Schatz.«

Webster war jetzt ebenfalls unten, er stand am Telefon und sprach Englisch. Heloise war wohl nach oben gegangen. Tom nahm die Schachtel, ging hinauf und legte das kleine Bündel hinein, den leeren Raum füllte er mit zusammengeknülltem Zeitungspapier aus. Aus seinem Zimmer holte er Bindfaden und band den Karton – ein Schuhkarton war es – fest zu, dann ging er wieder nach unten.

Webster war immer noch am Telefon. Tom ging an den Barwagen und schenkte sich einen Whisky pur ein, aber er wollte ihn erst trinken, wenn Webster gesagt hatte, ob er einen Dubonnet wolle.

». . . von der Galerie Buckmaster? Können Sie damit warten, bis ich zurück bin?«

Tom beschloß, doch nicht mehr zu warten: er ging in

die Küche, um Eis für den Dubonnet zu holen. Er nahm das Eis aus dem Kühlschrank, und als Mme. Annette hereinkam, bat er sie, den Drink fertigzumachen und auch das Stückchen Zitronenschale nicht zu vergessen.

Webster sprach noch, er sagte gerade: »Ich rufe Sie in ungefähr einer Stunde noch einmal an, gehen Sie also bitte bis dahin nicht zum Essen . . . nein, zu niemandem, kein Wort . . . Das weiß ich noch nicht.«

Tom war beklommen zumute. Heloise war draußen auf dem Rasen, er ging hinaus, um mit ihr zu reden, obgleich er lieber im Wohnzimmer geblieben wäre. »Hör mal zu, Liebling, ich meine, wir müßten dem Inspektor eine Kleinigkeit anbieten, Lunch oder ein Sandwich oder so was. Ist dir das recht?«

»Hast du ihm die Asche gegeben?«

Tom blinzelte. »Ein kleines Päckchen, im Karton«, sagte er unbeholfen. »Es ist verpackt. Denk nicht mehr daran.« Er nahm ihre Hand und führte sie ins Haus zurück. »Es ist ganz in Ordnung, meine ich, daß Bernard das letzte, was er hat, als Derwatts sterbliche Reste ausgibt.«

Vielleicht verstand sie ihn. Sie hatte begriffen, was geschehen war, doch man konnte nicht von ihr erwarten, daß sie Bernards Verehrung für Derwatt wirklich verstand.

Tom ging in die Küche und bat Mme. Annette, ein paar Sandwiches fertigzumachen mit Hummer in Dosen und ähnlichem. Heloise kam ebenfalls, um ihr zu helfen, und Tom ging zu Webster zurück. Der Inspektor blickte auf und sagte:

»Reine Routine, Mr. Ripley: kann ich wohl mal Ihren Paß sehen?«

»Natürlich, gern.« Tom ging nach oben und kam gleich darauf mit dem Paß zurück.

Webster trank jetzt seinen Dubonnet. Langsam blätterte er den Paß durch, wobei ihn die Monate alten Eintragungen ebenso zu interessieren schienen wie die jüngeren. »Aha, Österreich. Hm-m. Ja.«

Erleichtert entsann sich Tom, daß er, als Derwatt zum zweitenmal in London erschien, nicht unter seinem eigenen Namen, Tom Ripley, nach England gereist war. Müde setzte er sich auf einen Stuhl. Es war ratsam, etwas erschöpft und deprimiert auszusehen, schließlich hatte er ja gestern einiges durchgemacht.

»Was ist eigentlich aus Derwatts Sachen geworden?«

»Sachen –?«

»Ja. Aus seinem Koffer zum Beispiel.«

»Ich habe keine Ahnung, wo er gewohnt hat«, sagte Tom. »Und Bernard wußte es auch nicht; ich habe ihn nämlich gefragt, nachdem wir – als Derwatt tot war.«

»Und Sie glauben, er hat seine Sachen einfach im Hotel stehenlassen?«

»Nein, das nicht.« Tom schüttelte den Kopf. »Das hätte er nicht getan. Bernard nahm an, daß Derwatt sehr wahrscheinlich alle Spuren von sich selbst vernichtet hat, dann das Hotel verließ und – na ja, wie stellt man es an, einen Koffer loszuwerden? Entweder man schmeißt den Inhalt in irgendwelche Mülleimer, oder man läßt einfach den ganzen Koffer ins Wasser fallen. Das ist in Salzburg ganz leicht. Besonders wenn er es schon am Abend vorher getan hat, als es dunkel war.«

Webster sann einen Augenblick nach. »Haben Sie mal an die Möglichkeit gedacht, daß Bernard vielleicht zu der gleichen Stelle im Wald zurückgegangen ist und sich dort von demselben Felsen heruntergestürzt hat?«

»Ja«, sagte Tom, denn diese Vorstellung war ihm auch schon durch den Kopf gegangen. »Aber ich hab's nicht fertiggebracht, gestern morgen dort noch einmal

hinzugehen. Ich hätt's vielleicht tun sollen. Aber ich hatte das Gefühl, er sei nicht mehr am Leben, er läge irgendwo tot, und ich würde ihn niemals finden.«

»Aber wie ich es verstehe, ist es durchaus möglich daß Bernard Tufts noch am Leben ist.«

»Ja, das stimmt.«

»Hatte er genügend Geld?«

»Das glaube ich nicht. Ich wollte ihm vor ein paar Tagen etwas leihen, aber er hat es abgelehnt.«

»Wie hat sich Derwatt Ihnen gegenüber geäußert über Murchisons Verschwinden?«

Tom dachte einen Augenblick nach. »Es hat ihn deprimiert. Was er gesagt hat – er sagte etwas über die Last der Berühmtheit oder so was. Er mochte nicht berühmt sein. Er meinte, das habe das Leben eines Menschen gekostet – das von Murchison.«

»War Derwatt Ihnen freundlich gesinnt?«

»Ja. Jedenfalls habe ich nie das Gegenteil bemerkt. Meine Unterhaltungen mit ihm waren aber nur kurz – ich glaube, im ganzen waren es zwei oder drei.«

»Wußte er etwas von Ihrer Verbindung zu Richard Greenleaf?«

Ein Beben durchfuhr Tom, das hoffentlich unbemerkt blieb. Er hob die Schultern. »Gesagt hat er nie etwas davon.«

»Und Bernard? Hat der auch nie etwas gesagt?«

»Nein.«

»Wissen Sie – Sie müssen zugeben, es ist merkwürdig, daß drei Männer in Ihrer Umgebung einfach verschwinden oder ums Leben kommen: Murchison, Derwatt und Bernard Tufts. Genauso ist damals Richard Greenleaf verschwunden, ich glaube, die Leiche ist nie gefunden worden. Und dann noch dieser Freund von ihm – wie hieß er doch –, Fred? Freddy Irgendwas?«

»Miles, glaube ich«, sagte Tom. »Aber ich kann nicht sagen, daß Murchison mir irgendwie nahegestanden hat, ich kannte ihn ja kaum. Und Freddy Miles auch nicht.« Jedenfalls, dachte Tom, war Webster offenbar noch nicht auf die Möglichkeit gekommen, daß er, Tom, Derwatts Rolle gespielt hatte.

Jetzt erschienen Heloise und Mme. Annette mit dem Teewagen, auf dem eine Platte mit Sandwiches und eine Flasche Wein im Eiskühler standen.

»Ach ja, eine kleine Erfrischung!« sagte Tom. »Inspektor, ich hatte Sie gar nicht gefragt, ob Sie eine Verabredung zum Lunch haben, aber dieser –«

»Doch, das habe ich, mit der Polizei in Melun«, sagte Webster mit schnellem Lächeln. »Ich muß sie gleich anrufen. Übrigens – alle diese Telefongespräche werde ich Ihnen erstatten, Mr. Ripley.«

Tom hob abwehrend die Hand und sagte zu Mme. Annette: »Vielen Dank, Madame.«

Heloise reichte Webster einen Teller und eine Serviette und bot ihm dann die Sandwiches an. »Hummer und Krabbenfleisch. Dies hier ist Hummer.«

»Da kann ich nicht widerstehen«, sagte der Inspektor und nahm von jedem eins. Aber er blieb noch bei seinem Thema. »Ich muß der Salzburger Polizei Bescheid sagen – über London, weil ich nicht deutsch spreche –, damit sie nach Bernard Tufts suchen. Und morgen könnten wir vielleicht ein Treffen in Salzburg verabreden. Sind Sie morgen frei, Mr. Ripley?«

»Ja – ich könnte es natürlich einrichten.«

»Sie müssen uns zu der Stelle im Wald führen, wissen Sie. Wir müssen da nachgraben, nach den – na ja, Sie wissen schon. Derwatt war englischer Staatsbürger. Oder war er am Ende gar keiner?« Webster lächelte mit vollem Mund. »Aber Mexikaner wird er ja nicht geworden sein,

nicht wahr.«

»Ja – danach habe ich ihn nie gefragt«, meinte Tom.

»Es wird ganz spannend sein, sein Dorf in Mexiko zu finden«, sagte Webster, »dieses einsame und namenlose Dorf. In der Nähe welcher Stadt soll es eigentlich liegen, wissen Sie das?«

Tom lächelte. »Nein –. Er hat niemals auch nur eine Andeutung gemacht.«

»Ob das Haus einfach so liegen bleibt – aber vielleicht ist da ja irgendein Verwalter oder Anwalt, der ermächtigt ist, den Nachlaß zu ordnen, wenn es feststeht, daß er nicht mehr lebt.« Webster machte eine Pause.

Tom schwieg. Was hatte Webster im Sinn – wollte er Leimruten auslegen in der Hoffnung, daß Tom irgendeine Information von sich gab? Tom hatte ihm in London – in der Rolle Philip Derwatts – erzählt, er habe einen mexikanischen Paß und lebe in Mexiko unter einem anderen Namen.

»Glauben Sie«, sagte Webster jetzt, »daß Derwatt unter einem falschen Namen nach England gekommen und dort herumgereist ist? Vielleicht mit einem englischen Paß, aber unter anderem Namen?«

»Das habe ich immer angenommen«, erwiderte Tom gelassen.

»Dann hat er wahrscheinlich auch in Mexiko unter einem falschen Namen gelebt.«

»Ja, wahrscheinlich. Das hatte ich mir noch nicht überlegt.«

»Und hat seine Bilder in Mexiko unter demselben falschen Namen verschickt.«

Tom ließ einen Augenblick vergehen, als sei er nicht übermäßig an der Frage interessiert. »Das müßten ja die Buckmaster-Leute wissen.«

Heloise bot noch einmal die Sandwiches an, aber der

Inspektor lehnte ab.

»Das würden sie nicht zugeben, da bin ich sicher«, sagte Webster. »Vielleicht kennen sie auch den Namen gar nicht, falls Derwatt die Bilder zum Beispiel doch unter dem Namen Derwatt verschickte. Aber nach England muß er unter einem falschen Namen gekommen sein, weil wir keinerlei Eintragungen auf seinen Namen haben. Darf ich wohl jetzt die Polizei in Melun anrufen?«

»Aber selbstverständlich«, sagte Tom. »Möchten Sie meinen Apparat oben benutzen?«

Webster sagte danke, nein, er könne sehr gut von unten sprechen. Er sah die Nummer in seinem Notizbuch nach und sprach dann mit dem Telefonisten in ausreichendem Französisch. Er fragte nach dem *Commissaire*.

Tom füllte die beiden Gläser auf dem Tablett mit Weißwein. Heloise nahm ihr Glas und trank.

Webster fragte den *Commissaire* in Melun, ob sie etwas von Thomas Murchison gehört hätten. Die Antwort, so schloß Tom, hieß Nein. Webster gab an, daß Mrs. Murchison in London sei und die nächsten Tage im Hotel Connaught wohnen werde; sie wäre sehr dankbar für jede Nachricht, die die Polizeibehörde in Melun eventuell an Websters Büro weitergeben würde. Webster erkundigte sich ferner nach dem verschwundenen Bild ›L'Horloge‹. Nichts Neues.

Er legte auf. Tom hätte ihn gern gefragt, ob es Neues gäbe in der Sache Murchison, aber er wollte es nicht so hinstellen, als habe er Webster bei dem Gespräch zugehört.

Webster bestand darauf, einen Fünzig-Francs-Schein für die Telefongespräche zu hinterlassen. Nein, vielen Dank, einen weiteren Dubonnet wollte er nicht, aber er nahm einen Schluck von dem Wein.

Tom sah Webster zu, wie er dort stand und bei sich

überlegte, wieviel Tom Ripley bei dieser Geschichte verbarg, wo und wie er sich schuldig gemacht hatte und wo und auf welche Weise Tom Ripley irgend etwas zu gewinnen hatte. Aber es lag auf der Hand, dachte Tom, daß kein Mensch zwei oder womöglich drei Leute – Murchison, Derwatt und Bernard Tufts – umgebracht hätte, nur um den Wert der beiden Derwatt-Gemälde zu halten, die hier an den Wänden hingen. Und selbst wenn Webster so weit ging und die Firma, die die Derwatt-Artikel vertrieb und über deren Bank Tom ein monatliches Einkommen bezog, unter die Lupe nahm, so kam er dort nicht weiter, denn das Geld wurde ohne Absendernamen auf ein Nummernkonto in der Schweiz überwiesen.

Doch zunächst war morgen noch einmal Österreich dran, und Tom mußte die Polizei begleiten.

»Würden Sie so gut sein und ein Taxi für mich bestellen, Mr. Ripley? Sie kennen die Nummer besser als ich.«

Tom ging an den Apparat und rief einen Autoruf in Villeperce an, der sofort einen Wagen zu schicken versprach.

»Sie hören heute abend noch von mir«, sagte Webster dann. »Ich meine wegen Salzburg morgen. Ist es eigentlich schwierig hinzukommen?«

Tom erklärte, daß man in Frankfurt umsteigen müsse, und sagte, er habe gehört, man komme, wenn man in München landete, schneller mit dem Bus von München nach Salzburg, als wenn man in Frankfurt auf die österreichische Maschine wartete. Das konnte aber erst telefonisch vorbereitet werden, wenn Webster seine Abflugzeit von London nach München festgestellt hatte. Er wollte mit einem Kollegen zusammen reisen.

Dann bedankte sich Webster bei Heloise, und sie und Tom brachten ihn an die Haustür, als das Taxi jetzt kam. In der Diele sah Webster den Schuhkarton, bevor Tom

ihn holen konnte, und nahm ihn auf.

»Bernards Zettel und die beiden Notizbücher habe ich bei mir«, sagte er zu Tom.

Tom und Heloise standen auf den Eingangsstufen, als Websters Taxi sich in Bewegung setzte und er ihnen noch einmal mit seinen Kaninchenzähnen durch das Fenster zulächelte. Dann gingen sie ins Haus zurück.

Zunächst herrschte friedliches Schweigen. Es war nicht friedlich, das wußte Tom, aber jedenfalls war es Schweigen. »Können wir heute abend mal gar nichts tun? Bloß fernsehen?« Am Nachmittag wollte er im Garten arbeiten. Das half ihm stets, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen.

Er verbrachte also den Nachmittag im Garten und arbeitete. Und abends lagen sie in Pyjamas auf Heloises Bett, blickten auf den Bildschirm und tranken Tee dabei. Kurz vor zehn klingelte das Telefon, und Tom nahm in seinem Zimmer den Hörer auf. Er hatte mit Webster gerechnet und hielt einen Bleistift in der Hand, um die Flugzeiten für morgen zu notieren; aber es war Chris Greenleaf in Paris. Er war aus dem Rheinland zurück und fragte, ob er kommen und seinen Freund Gerald mitbringen dürfe.

Als das Gespräch beendet war, kam Tom zurück zu Heloise und sagte: »Du, das war Dickie Greenleafs Vetter Chris. Er möchte gern Montag herkommen und seinen Freund Gerald Hayman mitbringen. Ich habe Ja gesagt – das ist dir doch recht, Liebes? Sie bleiben wahrscheinlich bloß eine Nacht. Weißt du, das ist mal was anderes – bißchen ausfahren, irgendwo nett essen. Ganz friedlich. Recht?«

»Du bist wann aus Salzburg zurück?«

»Oh, ich nehme an, Sonntag. Ich wüßte nicht, warum wir länger als einen Tag brauchen sollten – morgen und

vielleicht einen Teil des Sonntags. Sie wollen ja von mir nur, daß ich ihnen die Stelle im Wald zeige und Bernards Hotel.«

»Hm-m. Ja. Na schön«, murmelte Heloise, in die Kissen gelehnt. »Dann kommen sie also Montag.«

»Sie rufen noch mal an. Ich werde ihnen sagen, Montag abend.« Tom kroch wieder ins Bett. Heloise war neugierig auf Chris, das wußte er. Junge Leute wie Chris und sein Freund würden sie eine Weile amüsieren. Tom war befriedigt über die Verabredung. Er starrte auf den alten französischen Film, der da vor ihnen auf dem Bildschirm abrollte. Louis Jouvét, aufgemacht wie ein Schweizer Gardist am Vatikan, bedrohte irgend jemand mit der Hel-lebarde. Tom beschloß, morgen in Salzburg ein ernstes und aufrechtes Wesen zur Schau zu tragen. Die Polizei dort hatte natürlich einen Wagen, und er würde ihnen den direkten Weg zu der Stelle im Wald zeigen, solange es noch hell war, und würde sie morgen abend ebenso direkt zum Blauen Soundso in der Linzer Gasse führen. Die dunkelhaarige Frau an der Rezeption erinnerte sich zweifellos an Bernard Tufts und auch daran, daß Tom einmal nach ihm gefragt hatte. Tom fühlte sich wieder sicher. Als er begann, dem schmalzigen Dialog auf dem Bildschirm zu folgen, klingelte das Telefon.

»Sicher Webster«, sagte er und stieg wieder aus dem Bett.

Seine Hand griff nach dem Hörer und hielt inne. Nur eine Sekunde lang, doch in dieser Sekunde überkam ihn das Gefühl der Niederlage und was sie mit sich brachte. Enthüllung. Schande. Nein – weiter bluffen, dachte er. Es war noch nicht das Ende der Vorstellung. Mut! Er nahm den Hörer auf.